

BestBook



NORA ROBERTS

SCHREIBT ALS

ROBB

Stirb, Schätzchen, stirb

Roman · Club*Premiere*

J.D. Robb

Stirb, Schätzchen, stirb

Roman

Aus dem Amerikanischen von Uta Hege

IMPRESSUM

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Memory in Death« bei G. P. Putnam's Sons, Penguin Group (USA) Inc., New York.

Umwelthinweis: Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Exklusive Buchgemeinschaftsausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften Copyright © der Originalausgabe by Nora
Roberts, 2006

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Blanvalet Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Published by arrangement with Eleanor Wilder.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück, Garbsen.

Einbandgestaltung: Christina Krutz Design, Riedstadt Einbandfoto: Panorama Media / age
fotostock Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck Printed in Germany 2009

There was an old woman who lived in a shoe, She had so many children she didn't know what to do; She gave them some broth ivitbout any bread; She wbipped them al soundly and put them to bed.

Es lebte eine alte Frau in einem Schuh, mit jeder Menge Kindern, aber sonst nicht viel dazu; Sie ernährte sie mit dünner Suppe ohne jedes Fett; Verprügelte sie kräftig und schickte sie ins Bett.
Kinderlied

Memory, the warder of the brain.
Gedächtnis, der Wächter des Gehirns.
Wil iam Shakespeare

1

Der Tod machte keine Ferien. Zwar hatte sich New York im Dezember 2059 mit Glitzer und Glimmer festlich herausgeputzt, aber der Weihnachtsmann war tot. Und ein paar von seinen Helfern sahen auch ziemlich erbärmlich aus.

Inmitten des lärmenden Wahnsinns, der wie immer auf dem Times Square herrschte, stand Lieutenant Eve Dal as auf dem Bürgersteig und sah sich die Überreste des Weihnachtsmannes an. Wenn die um sie herumstehenden Kinder, die bestimmt noch daran glaubten, dass ein dicker Mann in einem roten Anzug sich durch den Schornstein quetschte, um sie mit Geschenken zu erfreuen, statt sie in ihren Betten zu ermorden, nicht sofort aufhörten zu kreischen, würden ihr sicher bald die Trommelfelle platzen, dachte sie und fragte sich, weshalb, wer auch immer die Verantwortung für diese Knirpse hatte, nicht endlich jemand dafür sorgte, dass der Trupp von hier verschwand.

Was, Gott sei Dank, nicht ihre Sache war. Kinder waren für sie nämlich weitaus erschreckender als die blutige Masse, die zu ihren Füßen lag.

Dann legte sie den Kopf in ihren Nacken und blickte in Richtung der sechsendreißigsten Etage des Broadway View Hotel. Von dort aus war der Fettwanst auf die Straße geklatscht, hatte der Beamte, der als Erster am Fundort erschienen war, erklärt. Zeugen zufolge hatte er laut »Ho ho ho« geschrien und war dann auf dem Rücken eines Pechvogels gelandet, der gemütlich über die endlose Party auf dem Times Square geschlendert war.

Es würde ganz bestimmt nicht angenehm, die beiden zerschmetterten Leichen voneinander zu trennen, nahm sie an.

Zwei weitere Personen waren mit leichten Verletzungen davongekommen, eine von ihnen hatte sich den Schädel angeschlagen, als sie angesichts des ekligen Gemischs aus Blut, Hirnmasse und Eingeweiden, das ihr entgegengespritzt war, schlicht und einfach umgefallen war. Dal as würde die beiden erst einmal den Sanitätern überlassen und nähme ihre Aussagen auf, wenn der erste Schock verkräftet war.

Sie wusste sowieso schon, was geschehen war. Sie sah es den glasigen Augen der Helfer des Weihnachtsmannes an.

Als sie auf die beiden zumarschierte, blähte sich ihr knöchelanger schwarzer Ledermantel in der kalten Luft.

Ihr kurzes, braunes Haar rahmte ein schmales Gesicht mit Augen in der Farbe guten, alten Whiskeys, die, wenn sie sie zusammenkniff, genauso schmal und polizistenmäßig waren wie ihr übriges Erscheinungsbild.

»Der Typ in dem Weihnachtsmannkostüm war also euer Kumpel?«, fragte sie.

»Oh, Mann. Tubbs. Oh, Mann.«

Einer war schwarz, der andere weiß, doch im Augenblick wirkten die Gesichter eher grün. Was durchaus zu verstehen war. Sie schätzte sie auf Ende zwanzig, und die teuren Kleider legten die Vermutung nahe, dass sie Juniorpartner in der Firma waren, deren Weihnachtsfeier rüde unterbrochen worden war.

»Ich werde Sie beide auf die Wache bringen lassen, um dort Ihre Aussagen aufnehmen zu lassen. Es wäre nett, wenn Sie sich freiwillig auf Drogen testen ließen. Wenn nicht...« Sie wartete einen Moment und fügte mit einem schmalen Lächeln hinzu: »... zwingen wir Sie dazu.«

»Oh, Mann, oh, Scheiße. Tubbs. Er ist tot. Er ist tot, nicht wahr?«

»Das ist offiziell«, antwortete Eve und winkte ihre Partnerin herbei.

Detective Delia Peabody, die die dunklen Haare momentan in sportlichen Wellen trug, richtete sich über dem Gewirr der Gliedmaßen der beiden Opfer auf. Sie war ebenfalls ein wenig grün, aber sie hielt sich trotzdem wirklich tapfer, dachte Eve.

»Ich weiß, wer die beiden Opfer sind«, erklärte sie.

»Der Weihnachtsmann war ein gewisser Lawrence, Max, achtundzwanzig Jahre, wohnhaft in Midtown. Der Typ, der - haha - den Sturz abgefangen hat, hieß Jacobs, Leo, dreiunddreißig, mit einer Adresse in Queens.«

»Ich lasse die beiden auf die Wache bringen und auf Drogen testen und nehme ihre Aussagen auf, wenn wir hier fertig sind. Ich nehme an, Sie wollen sich die Räumlichkeiten ansehen, in denen die Feier stattgefunden hat, und mit den anderen Zeugen sprechen.«

»Ich ...«

»Sie leiten die Ermittlungen in diesem Fall.«

»Richtig.« Peabody atmete tief ein. »Haben Sie die beiden schon irgendwas gefragt?«

»Es ist Ihre Entscheidung, ob wir jetzt schon mit den beiden sprechen oder erst nachher auf dem Revier.«

»Nun ...« Offenkundig auf der Suche nach der richtigen Antwort sah Peabody sie fragend an und meinte erst, als Eves Gesicht ihr nicht das Mindeste verriet: »Sie sind ziemlich fertig, und hier herrscht das totale Chaos, aber ...

vielleicht kriegen wir hier und jetzt mehr aus den beiden raus, als wenn sie sich beruhigt haben und anfangen zu überlegen, ob sie vielleicht selbst in Schwierigkeiten sind.«

»Welchen von den beiden nehmen Sie?«

»Ah. Den Schwarzen.«

Eve nickte und kehrte zu den beiden jungen Männern zurück. »Sie da.« Sie zeigte auf den Weißen. »Name?«

»Steiner. Ron Steiner.«

»Wir werden jetzt einen kleinen Spaziergang machen, Mr Steiner.«

»Mir ist schlecht.«

»Das glaube ich.« Sie bedeutete ihm aufzustehen, packte ihn am Arm und führte ihn ein paar Schritte fort.

»Sie und Tubbs waren Kollegen?«

»Ja. Ja. Bei Tyro Communications. Wir - wir sind manchmal zusammen losgezogen und haben einen draufgemacht.«

»Er scheint ein ziemlich großer und kräftiger Kerl gewesen zu sein.«

»Wer, Tubbs? Ja, ja.« Steiner fuhr sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn. »Ich schätze, er hat mindestens hundert Kilo auf die Waage gebracht. Deshalb dachten wir, es wäre witzig, wenn er als Weihnachtsmann auf der Party erscheint.«

»Und was hatte Tubbs in seinem Sack?«

»O, Mann.« Er warf sich die Hände vors Gesicht. »Oh, Gott.«

»Bisher ist unser Gespräch nicht offiziell. Das wird es später noch, aber jetzt erzählen Sie mir einfach, was passiert ist, ja? Ihr Freund und ein armer Tropf, der im falschen Augenblick am falschen Ort war, sind tot.«

Ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, krächzte er:

»Die Bosse haben nur das Büffet für die Party organisiert.

Sie haben nicht mal die Getränke übernommen, wissen Sie?« Ron erschauerte, bevor er seine Arme sinken ließ. »Also haben sich ein paar von uns zusammengetan, gemeinsam das Kostüm

für Tubbs gemietet, und nachdem die Chefs verschwunden waren, haben wir die Getränke und die ... die anderen Sachen rausgeholt.«

»Wie zum Beispiel?«

Er schluckte, sah ihr dann aber in die Augen und zählte mit leiser Stimme auf: »Ein bisschen Exotica, ein bisschen Push und Jazz.«

»Zeus?«

»Damit habe ich nichts zu schaffen. Ich lasse mich auf Drogen testen, dann werden Sie ja sehen. Ich habe nur ein bisschen Jazz geraucht, sonst nichts.« Als Eve ihn einfach reglos ansah, fuhr er hektisch fort: »Und er hat auch nie irgendwelches hartes Zeug genommen. Nicht Tubbs, Mann, das schwöre ich. Das hätte ich gewusst.

Aber ich glaube, dass er heute irgendetwas anderes eingeworfen hat, viel eicht hat er oder irgendjemand anderes ja das Push mit irgendwas versetzt. Diese blöde Arschloch«, schluchzte er, und dicke Tränen kul erten ihm über das Gesicht. »Er war total aufgedreht, das kann ich Ihnen sagen. Aber Mann, schließlich waren wir ja auch auf einer Party. Wir haben uns einfach amüsiert. Die Leute haben gelacht und getanzt. Und dann hat Tubbs plötzlich das Fenster aufgemacht.« Jetzt waren seine Hände überall . In seinem Gesicht, an seinem Hals, in seinem Haar. »Oh, Gott. Oh, Gott. Ich dachte, das macht er, weil die Luft al mählich ziemlich stickig wurde. Das Nächste, was ich mitbekommen habe, war, dass er auf den Fenstersims geklettert ist und uns mit diesem breiten, dämlichen Grinsen angesehen hat.

Dann hat er gebrül t: >Frohe Weihnachten euch al en, gute Nacht.<

Dann ist er gesprungen. Mit dem Kopf zuerst. Mein Gott, dann war er weg. Niemand hat auch nur versucht, ihn festzuhalten. Es ging al es viel zu schnell . Dann haben die Leute angefangen zu schreien und sind hin und her gerannt, ich bin zum Fenster gelaufen und habe rausgeguckt.« Wieder fuhr er sich mit den Händen durchs Gesicht und atmete zitternd ein. ->Ich habe gerufen, dass jemand den Notarzt alarmieren sol , danach sind Ben und ich runtergelaufen. Auch wenn ich nicht weiß, warum. Wir waren seine Freunde, und wir sind runtergelaufen, um nach ihm zu sehen.«

»Woher hatte er die Drogen, Ron?«

»Mann, was für ein Scheiß.« Er blickte über ihren Kopf hinweg auf die belebte Straße.

Er kämpfte, wie Eve wusste, den normalen kleinen Kampf, ob er feige die Klappe halten oder für eine Sache geradestehen sol te, die unglücklicherweise schiefge-laufen war.

»Er muss sie von Zero gehabt haben. Ein paar von uns haben für einen Party-Pack zusammengelegt. Aber keine harten Sachen, das schwöre ich.«

»Wo betreibt dieser Zero sein Geschäft?«

»Er hat einen Club an der Ecke Broadway/Neunund-zwanzigste. Zero's. Verkauft Partydrogen unter der Hand.

Tubbs, Mann, der war völ ig harmlos. Er war nur ein großer, dummer Junge, weiter nichts.«

Der große, dumme Junge und der arme Tropf, auf dem er gelandet war, wurden noch vom Bürgersteig gekratzt, als Eve den Raum betrat, an dem die Feier so abrupt beendet worden war.

Al es sah so aus, wie sie erwartet hatte: Es herrschte ein unheiliges Durcheinander aus abgelegten Kleidern, verschütteten Getränken, fal en gelassenem Essen, und trotz des noch immer offenen Fensters machten der Gestank von Rauch, Erbrochenem und Sex das Atmen schwer.

Die Zeugen, die nicht wie erschreckte Karnickel davongelaufen waren, hatten ihre Aussagen in einem Nebenraum zu Protokoll gegeben und sich auf den Heimweg gemacht.

»Was denken Sie?« Eve bahnte sich einen Weg durch das Minenfeld aus Tellen und zerbrochenen Gläsern, bis sie neben Peabody stand.

»Abgesehen davon, dass Tubbs das Weihnachtsfest nicht mehr erleben wird? Ich denke, der arme Trottel hatte irgendetwas eingeworfen, was ihm nicht bekommen ist, und hat sich dann wahrscheinlich eingebildet, dass draußen vor dem Fenster Rudolf mit den anderen Rentieren und dem Schlitten auf ihn wartet. Weshalb er vor den Augen von über einem Dutzend Zeugen einfach gesprungen ist. Tod durch extreme Dummheit.«

Als Eve schweigend aus dem offenen Fenster blickte, hielt Peabody im Einsammeln der Pillen inne, die sie auf dem Fußboden gefunden hatte, und wollte von ihr wissen:

»Denken Sie was anderes?«

»Niemand hat ihn gestoßen, aber die extreme Dummheit hat er sich bestimmt mit fremder Hilfe zugelegt.«

Geistesabwesend rieb sie sich die Hüfte, denn sie tat ihr aufgrund einer Verletzung, die sie sich vor Kurzem zugezogen hatte, ab und zu noch etwas weh. »Die toxikologische Untersuchung wird ergeben, dass er noch etwas anderes als bloße Gute-Laune-Pillen oder irgendwelches Zeug zur Steigerung der sogenannten Manneskraft eingeworfen hat.«

»Bisher haben wir keinen Hinweis darauf, dass der Kerl mit irgendjemandem im Clinch gelegen hat.

Er war einfach ein Idiot. Und er war derjenige, der die Drogen besorgt hat.«

»Das stimmt.«

»Wollen Sie sich den Dealer vorknöpfen?«

»Die Drogen haben ihn umgebracht. Der Typ, der sie verkauft hat, hielt also sozusagen die Waffe in der Hand.«

Als Eve merkte, dass sie sich die Hüfte rieb, zog sie eilig die Hand zurück und sah sich noch einmal in dem Zimmer um. »Was haben Ihnen die Zeugen über den Drogenkonsum von dem Kerl erzählt?«

»Er hatte kein echtes Drogenproblem. Hat nur ab und zu auf irgendwelchen Partys mit dem Zeug gespielt.«

Peabody machte eine kurze Pause und fügte nachdenklich hinzu: »Manchmal peppen Dealer das Zeug, das sie verkaufen, etwas auf und bringen ihre Kunden so auf den Geschmack von irgendwelchem Stoff, der härter und deshalb auch teuer ist. Okay. Ich werde sehen, ob die Drogenfahndung etwas über diesen Zero hat, dann fahren wir hin und unterhalten uns mit ihm.« Sie ließ Peabody mit den Kollegen von der Drogenfahndung sprechen und rief währenddessen die Daten der nächsten Angehörigen der beiden Opfer auf.

Tubbs' nächste Verwandte war die Mutter, die in Brooklyn lebte, und Jacobs hatte Frau und Kind gehabt. Da es unwahrscheinlich war, dass sie im privaten Umfeld beider Männer Ermittlungen durchführen mussten, rief sie eine Polizeipsychologin an. Es war immer hart, die nächsten Angehörigen zu informieren, aber kurz vor Weihnachten war es besonders schwer.

Nachdem sie das Hotel wieder verlassen hatte, stand sie auf der Straße und blickte auf die Gaffer, die sich hinter der Absperrung versammelt hatten, und auf die hässlichen Flecken auf dem Bürgersteig. Es war einfach dumm gewesen, Pech, und wirkte fast wie eine Farce.

Wären nicht zwei Männer, die noch vor zwei Stunden putzmunter waren, in zwei schwarze Säcke eingewickelt auf dem Weg in die Pathologie.

»Hey, Lady! Hey, Lady! Hey, Lady!«

Beim dritten Anruf blickte Eve sich um und entdeckte einen Jungen, der unter der Absperrung hindurchgekrochen war und einen verbeulten Koffer in den Händen hielt, der fast so groß war wie er selbst.

»Meinst du mich? Sehe ich etwa aus wie eine Lady?«

»Ich habe Ihnen etwas anzubieten.« Während sie, beeindruckt von der Chuzpe dieses Knaben, zusah, zog er drei Beine aus dem Unterteil des Koffers, klappte ihn auf wie einen Tisch und zeigte auf den darauf liegenden Haufen bunter Schals. »Das ist wirklich erstklassige Ware. Hundert Prozent Kaschmir.«

Der Kleine hatte eine Haut wie starker schwarzer Kaffee, leuchtend grüne Augen, ein mit wild züngelnden, leuchtend roten, gelben und orangefarbenen Flammen bemaltes Luftbrett an einer Schnur über dem Rücken hängen und sah sie grinsend an, während er mit flinken Fingern eins der Tücher aus dem Haufen zog. »Die Farbe steht Ihnen wirklich prima, Lady.«

»Meine Güte, Junge, ich bin Polizistin.«

»Als Polizistin werden Sie ja wissen, was für eine gute Qualität das Zeug hier hat.«

Als einer der Kol egen angelaufen kam, winkte sie ihn wieder fort. »Ich habe keine Zeit, um mir irgendwelche Tücher anzusehen. Ich bin wegen zweier toter Männer hier.«

»Die sind inzwischen nicht mehr da.«

»Hast du gesehen, wie der Weihnachtsmann gesprungen ist?«

»Nee.« Er schüttelte enttäuscht den Kopf. »Er lag schon auf der Erde, als ich kam. Wenn jemand aus dem Fenster springt, versammeln sich dort immer jede Menge Leute, also habe ich mein Zeug gepackt und mich sofort auf den Weg hierher gemacht. Die Geschäfte laufen wirklich gut. Wie wäre es mit diesem Roten hier? Passt super zu dem hammerharten Mantel.«

Sie musste seine Dreistigkeit bewundern, behielt aber ihre strenge Miene bei. »Ich trage einen hammerharten Mantel, weil ich selber hammerhart bin, und wenn diese Schals aus Kaschmir sind, fresse ich die ganze Ladung auf.«

»Auf dem Etikett steht Kaschmir, das ist das Einzige, was zählt.« Wieder sah er sie mit einem gewinnenden Lächeln an. »Der Rote würde ihnen wirklich stehen. Ich mache Ihnen auch einen extra guten Preis.«

Sie schüttelte den Kopf, dann aber fiel ihr Blick auf einen schwarz-grün karierten Schal, der genau das richtige Geschenk für einen ganz bestimmten Menschen war.

»Wie viel?« Sie griff nach dem karierten Schal und war überrascht, wie weich er war.

»Fünfundsiebzig. Das ist ein echter Spottpreis.«

Sie warf den Schal zurück und bedachte das Kind mit einem Blick, den es verstand. »Mit dem du offenkundig mich verspotten wil st.«

»Fünfundsechzig.«

»Fünfzig, und keinen Dol ar mehr.« Sie zog ein paar Scheine aus der Tasche und tauschte sie gegen den Schal. »Und jetzt verzieh dich hinter die Absperrung, bevor ich dich dafür verhafte, dass du so klein geraten bist.«

»Nehmen Sie auch noch den Roten. Los, Lady. Sie kriegen ihn auch für den halben Preis. Das wäre ein wirklich gutes Geschäft für Sie.«

»Nein. Und fal s ich merke, dass du deine Finger außer in die Schals auch noch in irgendwelche fremden Taschen tauchst, finde ich dich. Jetzt hau ab.«

Mit einem nochmaligen Lächeln klappte er den Koffer wieder zu. »Keine Panik. Ich wünsche Ihnen noch frohe Weihnachten und al den anderen Scheiß.«

»Ich dir auch.« Sie drehte sich um und stopfte sich den Schal eilig in die Tasche, als sie sah, dass Peabody in ihre Richtung kam.

»Sie haben was gekauft. Sie haben geshoppt!«

»Ich habe nicht geshoppt. Ich habe etwas erworben, was wahrscheinlich Hehlerware und somit

ein potenzielles Beweismittel ist.«

»Hahaha.« Peabody griff nach dem Schalende, das aus Eves Manteltasche lugte, rieb es zwischen ihren Fingern und stellte anerkennend fest: »Wirklich schön.

Wie viel haben Sie dafür bezahlt? Vielleicht hätte ich ja auch einen gewollt. Ich habe noch nicht alle Weihnachtseinkäufe erledigt. Wo ist der Junge hin?«

»Peabody.«

»Verdammt. Okay, okay. Die Drogenfahndung hat eine Akte über Martin Gant, alias Zero. Ich habe eine halbe Ewigkeit mit einem gewissen Detective Piers herumgestritten, aber unsere beiden Toten haben mehr Gewicht als die laufenden Ermittlungen, die er selbst gerade anstellt. Am besten holen wir Zero für die Vernehmung aufs Revier.«

Als sie zu ihrem Wagen liefen, blickte Peabody noch einmal über ihre Schulter und sah Eve fragend an: »Hatte er auch rote Schals?«

Wie alle Clubs in dieser Gegend war auch das Zero's an sieben Tagen in der Woche rund um die Uhr für seine Gäste da. Mit der ringförmigen, rotierenden Bar, den diskreten Nischen und jeder Menge Schwarz und Silber zog der Laden sicher viele Yuppies an. Die Musik war eher zahnlos, und auf den großen Wandbildschirmen sah man das glücklicherweise durch jede Menge strähniger, violetter Haare halb verborgene, wenig ansprechende Gesicht von einem Mann, der mit schwermütiger Stimme über die Sinnlosigkeit des Lebens sang.

Eve hätte ihm sagen können, dass den beiden Männern, die sie vom Gehweg kratzen lassen musste, die Alternative sicher noch sinnloser erschien.

Der Rausschmeißer war ein Riese, dessen Tunika bewies, dass Schwarz nicht zwingend eine schlank machende Farbe ist.

Kaum hatten sie den Raum betreten, machte er sie schon als Bullen aus. Das sah Eve am Flackern seiner Augen und daran, wie er demonstrativ die Schultern kreisen ließ.

Auch wenn der Boden nicht vibrierte, als er auf sie zukam, hätte sie den Kerl ganz sicher nicht als Leichtfuß tituliert.

Er bleckte die Zähne, sah sie durchdringend aus seinen braunen Augen an und wollte von ihnen wissen:

»Gibt es irgendein Problem?«

Peabodys Antwort kam ein wenig spät, denn sie war es noch gewohnt, dass Eve die Führung übernahm. »Kommt drauf an. Wir möchten gern zu Ihrem Boss.«

»Zero ist beschäftigt.«

»Tja, dann müssen wir wohl warten.« Peabody sah sich langsam in der Kneipe um. »Während wir das tun, gucken wir uns einfach mal Ihre Lizenzen an.« Jetzt bleckte sie ebenfalls die Zähne, fügte aber gut gelaunt hinzu: »Schließlich sind wir im Dienst und wollen die Wartezeit nicht einfach sinnlos vertun. Vielleicht plaudern wir auch noch etwas mit Ihren Gästen. Sie wissen schon, Pflege der guten Beziehungen zur Bevölkerung und so.«

Sie zog ihre Dienstmarke hervor. »Während wir beschäftigt sind, sagen Sie bitte Ihrem Boss, dass er von Detective Peabody und ihrer Partnerin erwartet wird.«

Damit marschierte sie zu einem Tisch, an dem ein Mann in einem teuren Anzug mit einer Frau saß, deren aus einem pinkfarbenen Glitzertop hervorquellende Brüste die Vermutung nahelegten, dass sie nicht seine Gattin war. »Guten Tag, Sir!«, meinte sie mit einem breiten Lächeln und fügte, während er erbleichte, nett hinzu: »Dürfte ich Sie vielleicht fragen, was der Grund Ihres Besuchs hier ist?«

Er stand eilig auf, murmelte etwas von einem dringenden Termin, und während er die Flucht ergriff, erhob sich auch die Frau von ihrem Platz und rammte Peabody, die gute fünfzehn

Zentimeter kleiner war als sie, ihre beeindruckenden Brüste ins Gesicht. »Sie machen mir mein Geschäft kaputt!«, fauchte sie erbost.

Immer noch lächelnd zog Peabody einen kleinen Block aus ihrer Tasche, zückte einen Bleistift und fragte mit zuckersüßer Stimme: »Sie heißen?«

»Das geht Sie einen feuchten Kehrriht an.«

»Frau Das-geht-Sie-einen-feuchten-Kehrriht an, Sie haben doch bestimmt Ihre Lizenz dabei.«

»Bul !«

»Bul e. So viel Zeit muss sein. Und jetzt zeigen Sie mir bitte die Papiere, denn als Bul e bin ich nun einmal befugt, mir Ihre Arbeitserlaubnis anzusehen.«

»Bul !« Die Frau wirbelte herum und wies mit ihren Brüsten auf den Rausschmeißer. »Die Tante hier hat mein Geschäft kaputt gemacht.«

»Das tut mir leid, aber trotzdem zeigen Sie mir bitte erst mal Ihre Lizenz. Wenn Ihre Papiere in Ordnung sind, lasse ich Sie sofort mit der Arbeit weitermachen.«

Bul - es schien ein Tag für Menschen zu sein, deren Namen zu ihrer äußeren Erscheinung passten - baute sich auf der anderen Seite von Peabody auf, die dadurch wie die kompakte Füllung zwischen zwei dicken Brotscheiben aussah.

Eve stellte sich auf die Zehenspitzen, man wusste schließlich nie ...

»Sie haben nicht das Recht, einfach hier aufzutauchen und die Kundschaft zu vertreiben.«

»Ich nutze einfach die Zeit, während ich darauf warte, dass Mr Gant erscheint. Lieutenant, ich glaube Mr Bul mag keine Polizistinnen.«

»Ich weiß einen besseren Verwendungszweck für Frauen.«

Eve rollte sich noch einmal auf die Zehenspitzen und fragte mit einer Stimme, die kalt wie die Dezemberbrise war: »Wirst du viel eicht mal sehen, wofür man mich verwenden kann? Bul ?«

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr.

Auf der schmalen Wendeltreppe, über die man in die obere Etage kam, blitzte etwas auf. »Sieht aus, als ob dein Boss doch Zeit für uns hat.«

Auch sein Name passte zu seiner Erscheinung, dachte sie. Mit seinen kaum einen Meter fünfzig und höchstens fünfzig Kilo sah er wirklich aus wie eine Nul . Wie so viele kleine Männer kompensierte er seinen geringen Wuchs durch einen breitbeinigen Gang, ein schrilles Outfit, das in seinem Fall aus einem leuchtend blauen Anzug und einem grellen, pinkfarbenen Rüschenhemd bestand, und im Stil von Julius Cäsar kurz geschnittenes, glattes, rabenschwarzes Haar.

Auch seine Augen waren schwarz, und als er sie lächelnd ansah, blitzte zwischen seinen Lippen ein silberner Eckzahn auf.

»Kann ich Ihnen helfen, Officers?«

»Mr Gant?«

Er breitete die Hände aus und nickte Peabody freundlich zu. »Bitte nennen Sie mich einfach Zero.«

»Ich fürchte, dass es eine Beschwerde über Sie gegeben hat. Sie müssen bitte mit auf die Wache kommen und uns ein paar Fragen beantworten.«

»Was für eine Beschwerde?«

»Es geht um den Verkauf verbotener Substanzen.«

Peabody blickte auf eine der Nischen. »Wie derer, die im Augenblick von einigen Ihrer Gäste konsumiert werden.«

»Die Nischen sind schlecht einsehbar.« Er zuckte mit den Schultern. »Es ist deshalb schwer, immer im Auge zu behalten, was jeder Einzelne von meinen Gästen tut.

Aber ich werde natürlich dafür sorgen, dass diese Leute mein Lokal verlassen. Schließlich hat mein Etablissement einen erstklassigen Ruf.«

»Lassen Sie uns darüber auf der Wache reden.«

»Bin ich etwa festgenommen?«

Peabody zog eine Braue hoch. »Möchten Sie gerne festgenommen werden?«

Das amüsierte Blitzen in den Augen ihres Gegenübers machte einem anderen, deutlich weniger einnehmenden Ausdruck Platz. »Bul , ruf Fienes an und sag ihm, dass er mich ...«

»Auf der Hauptwache treffen sol «, beendete Peabody den Satz. »Zu einem Verhör durch Detective Peabody.«

Zero holte seinen Mantel, ein bodenlanges, weißes Ding, das wahrscheinlich zu hundert Prozent aus Kaschmir war, und trat mit ihnen vor die Tür.

Draußen blickte Eve auf ihn herab und stellte freundlich fest: »Ihr Rausschmeißer ist ein Idiot.«

»Für bestimmte Dinge kann man ihn ganz gut brauchen«, stellte Zero schulterzuckend fest.

Eve nahm einen ziemlich gewundenen Weg durch das Revier und stellte, als sie auf das x-te Gleitband stiegen, vage fest: »Weihnachten. Jeder versucht noch schnell , seinen Schreibtisch leer zu kriegen, damit er anschließend zu Hause rumsitzen und Däumchen drehen kann. So, wie die Dinge stehen, können wir von Glück reden, wenn es überhaupt noch irgendwo ein leeres Zimmer für uns gibt.«

»Mit mir verschwenden Sie nur Ihre Zeit.«

»Also bitte, Zero, Sie wissen doch, wie diese Dinge laufen. Wenn es eine Beschwerde gibt, müssen wir der Sache nun mal nachgehen, damit man uns keinen Vorwurf machen kann.«

»Ich kenne die meisten Leute von der Drogenfahndung.« Er sah sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Sie habe ich dort noch nicht gesehen, aber irgendwas

...«

»Manchmal werden Leute auch versetzt.«

Nachdem sie das Gleitband wieder verlassen hatten, führte sie ihn in einen der kleineren Vernehmungsräume und wies auf einen der beiden Stühle an dem kleinen Tisch. »Nehmen Sie doch Platz. Möchten Sie was trinken? Einen Kaffee oder so?«

»Ich wil nur meinen Anwalt.«

»Ich werde gucken, wo er bleibt. Detective? Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen?«

Sie trat vor die Tür und zog sie hinter sich und der Kollegin zu.

»Ich habe schon in meinen Taschen nach Brotkrumen gesucht, um eine Spur zu legen«, stellte Peabody fest.

»Warum sind wir auf solchen Umwegen hierher gegangen?«

»Solange er nicht fragt, besteht keine Veranlassung für uns, ihn wissen zu lassen, dass wir nicht von der Drogenfahndung sind. Nach allem, was er weiß, hat sich jemand beim Drogendezernat über ihn beschwert. Da kennt er sich aus, und er hat kein Problem damit, wenn er ein bisschen von uns in die Zange genommen wird. Er geht davon aus, dass er eine geringe Strafe zahlen wird, falls es wirklich eine echte Beschwerde gab, und dass der Fall damit erledigt ist.«

»Dieser aufgeblasene Wicht«, murmelte Peabody.

»Machen Sie sich seine Arroganz zunutze. Stottern Sie ein bisschen rum. Erwecken Sie den Eindruck, dass ihm einer seiner Kunden Ärger machen wil . Dass Tubbs jemanden verletzt hat und die Sache jetzt auf ihn abwälzen wil . Dass er Zero ans Messer liefern wil , damit nicht gegen ihn selbst Anklage wegen des Besitzes verbotener Substanzen erhoben wird.«

»Verstehe. Ich sol also dafür sorgen, dass er möglichst sauer wird. Und ich sol dabei so tun, als

wäre uns selber dieser vorgeschlagene Deal nicht wirklich angenehm.« Peabody wischte sich die Hände an der Hose ab. »Ich werde ihn über seine Rechte aufklären und gucken, ob ich mit ihm verhandeln kann.«

»Ich kümmere mich währenddessen um den Anwalt.

Wissen Sie, ich gehe jede Wette ein, dass er statt hierher zu uns erst mal ins Drogendezernat marschiert.«

Lächelnd schlenderte Eve davon.

Vor dem Vernehmungsraum richtete sich Peabody zu ihrer ganzen Größe auf, kniff sich ein paar Mal in die Wangen und trat dann gesenkten, geröteten Hauptes durch die Tür.

»Ich ... ich werde jetzt den Rekorder anstellen und Sie über Ihre Rechte aufklären, Mr Gant.

Meine ... der Lieutenant guckt währenddessen nach, ob Ihr Anwalt schon gekommen ist.«

Als er selbstgefällig lächelte, drückte sie die Taste des Rekorders, räusperte sich leise, belehrte ihn und wollte von ihm wissen: »Haben Sie alles verstanden, Mr Gant?«

»Sicher, Hat sie Ihnen Ärger gemacht?«

»Es ist ja wohl nicht meine Schuld, wenn sie heute früher

nach Hause gehen will und dann noch diese Sache aufgebrummt bekommt. Aber wie dem auch sei, wir haben Informationen, die darauf hinweisen, dass in Ihrem Lokal mit verbotenen Substanzen gehandelt... Mist, eigentlich sollte ich noch auf den Anwalt warten. Tut mir leid.«

»Kein Problem.« Er lehnte sich bequem auf seinem Stuhl zurück und winkte lässig mit der Hand.

»Warum machen Sie nicht einfach weiter und ersparen dadurch uns allen eine Menge Zeit?«

»Tja, nun. Jemand hat sich bei uns über illegale Substanzen beschwert, die er angeblich bei Ihnen erstanden hat.«

»Wie? Weil sie zu teuer waren oder was? Wenn ich Drogen verkaufen würde - was ich nicht tue -, weshalb sollte dann der Käufer zu den Bullen gehen? Wenn ihm das Zeug zu teuer war, wäre das doch sicher eher ein Fall für den Verbraucherschutz, nicht wahr?«

Peabody erwiderte sein Grinsen, auch wenn sie es etwas gezwungen wirken ließ. »Die Sache ist die, die betreffende Person hat jemand anderen verletzt, während sie unter dem Einfluss verbotener Substanzen stand, die sie angeblich bei Ihnen erstanden hat.«

Zero rollte ungeduldig mit den Augen. »Dann hat diese Person sich also weggebeamt und will die Tatsache, dass sie sich wie ein Arschloch benommen hat, auf den Typen schieben, der ihr den Stoff verkauft hat, oder was? Was für eine Welt.«

»So könnte man viel eicht zusammenfassend sagen.«

»Ich will damit bestimmt nicht sagen, dass ich was zum Verkaufen hätte, aber wenn jemand verbotene Substanzen kauft, kann er ja wohl nicht hinterher über den Verkäufer meckern, oder?«

»Mr Lawrence behauptet -«

»Woher soll ich wissen, ob ich einen Typen namens Lawrence auch nur kenne? Haben Sie eine Ahnung, wie viele Leute ich tagtäglich sehe?«

»Tja, seine Freunde nennen ihn Tubbs, aber -«

»Tubbs? Tubbs hat mich verpiffen? Dieser fette Hurensohn?«

Eve schaute in so vielen Abteilungen herein, dass der Anwalt sicher eine gute halbe Stunde brauchen würde, um herauszufinden, wo der gute Gant geblieben war, marschierte zum Vernehmungsraum zurück, baute sich von außen hinter dem Spiegel auf und sah, wie sich Zero fluchend halb von seinem Stuhl erhob.

Sie nickte zufrieden mit dem Kopf.

Peabody sah alarmiert und gleichzeitig verlegen aus, bemerkte sie. Gut, damit schlug sie genau die richtige Saite bei dem Typen an.

»Bitte, Mr Gant -«

»Ich wil mit dem Bastard reden. Ich wil , dass er mir ins Gesicht sieht, wenn er diese Dinge wiederholt.«

»Das ist im Augenblick leider nicht möglich. Aber -«

»Steckt dieses Stück Scheiße etwa in Schwierigkeiten?«

»So könnte man sagen. Ja, so könnte man sagen ...

hm.«

»Gut. Sie können ihm von mir ausrichten, dass er sich in meinem Laden besser nicht noch einmal blicken lässt.«

Zero pickste ihr mit einem Finger in die Brust, und die drei Ringe, die er daran trug, blitzten wütend auf. »Ich wil weder ihn noch einen von den anderen Arschloch-Anzugträgern, mit denen er rumhängt, noch mal in meinem Laden sehen. Er wird für den Erwerb und den Besitz verbotener Substanzen doch wohl eingelocht?«

»Als wir ihn aufgefunden haben, hatte er keine verbotenen Substanzen bei sich. Allerdings führen wir eine toxikologische Untersuchung durch, mit der sich, wie wir hoffen, der Konsum nachweisen lässt.«

»Er hätte besser nicht versucht, mir ans Bein zu pissen. Weil ich so etwas nämlich deutlich besser kann.«

Zero setzte sich wieder hin und kreuzte die Arme vor der Brust. »Sagen wir, ich hätte ihm ein bisschen Stoff besorgt - nur zum persönlichen Gebrauch. Dafür bekäme ich die normale Geldstrafe und ein paar Stunden gemeinnütziger Arbeit aufgebrummt.«

»So müsste es laufen, Sir.«

»Warum holen Sie nicht Piers? Ich habe schon ein paar Mal mit ihm zusammengearbeitet.«

»Ich, ich glaube, Detective Piers ist heute nicht im Dienst.«

»Holen Sie ihn trotzdem. Er kennt sich mit diesen Sachen aus.«

»Das glaube ich.«

»Der Trottel ist in meinem Laden aufgetaucht und hat mich quasi angebettelt, ihm die Sachen zu besorgen. Und dann auch noch zu einem möglichst guten Preis.

Meistens ging es dabei um Push - mit dem sich sowieso kein Cent verdienen lässt. Aber ich habe ihm trotzdem den Gefallen getan, weil er und seine Kumpel Stammgäste im Zero's waren. Es ging um eine reine Gefälligkeit für einen Kunden, weiter nichts. Beim letzten Mal wollte er einen Party-Pack, ich habe mir den A-aufgerissen und ihm das Zeug besorgt - zum Selbstkostenpreis, ohne etwas daran zu verdienen.

Deshalb fällt die Geldstrafe geringer aus«, erinnerte er Peabody, und die nickte gehorsam mit dem Kopf.

»Ja, natürlich, Sir.«

»Ich habe sogar noch etwas draufgelegt.«

»Noch etwas draufgelegt?«

»Als Weihnachtsgeschenk. Und ich habe nichts dafür verlangt. Keine Kohle, nichts. Ich sollte ihn verklagen. Ich sollte diesen rattengesichtigen Bastard wegen der investierten Zeit und der seelischen Schmerzen verklagen, die er mir verursacht hat. Ich werde meinen Anwalt fragen, ob das möglich ist.«

»Sie können Ihren Anwalt gerne fragen, Mr Gant, aber es wird ziemlich schwierig, Mr Lawrence zu verklagen, weil der nämlich nicht mehr lebt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass ihm Ihr Geschenk anscheinend nicht bekommen ist.« Mit einem Mal wurde die kleine, unsichere Polizistin durch den eiskalten Cop ersetzt. »Er ist mausetot und hat bei seinem Abgang sogar noch einen unschuldigen Passanten mit erwischt.«

»Verdammt, was soll das heißen?«

»Das soll heißen, dass Sie nicht nur wegen des Handels mit verbotenen Substanzen und des Betreibens eines Etablissements, in dem mit verbotenen Substanzen gehandelt wird, sondern auch wegen des Mordes an Max Lawrence und an Leo Jacobs festgenommen sind. Ich bin übrigens nicht vom Drogendezernat, sondern zuständig für Mord.«

Als sie sich zum Gehen wenden wollte, öffnete Eve die Tür und fragte mit gut gelaunter Stimme:

»Alles klar? Ich habe diese beiden netten Beamten mitgebracht, die unseren Gast in seine Zelle bringen können. Oh, Ihr Anwalt irrt anscheinend immer noch durchs Haus. Wir werden dafür sorgen, dass er erfährt, wo er Sie finden kann.«

»Dafür kriege ich euch am Arsch.«

Eve nahm einen seiner Arme, Peabody den anderen, und sie rissen ihn wenig sanft von seinem Stuhl. »In diesem Leben nicht mehr«, antwortete Eve, reichte ihn an die Kollergen weiter und sah ihm hinterher. »Gute Arbeit, Detective.«

»Ich glaube, ich hatte einfach Riesenglück. Ich glaube außerdem, dass jemand bei der Drogenfahndung auf seiner Gehaltsliste steht.«

»Wir werden sehen, was Piers dazu zu sagen hat.

Aber jetzt schreiben wir am besten erst mal unseren Bericht.«

»Er wird nicht wegen Mordes verurteilt werden. Haben Sie gesagt.«

»Nein.« Eve schüttelte den Kopf. »Höchstens wegen Totschlags. Wobei auch das nicht sicher ist. Aber er wird hinter Gitter wandern, wird eine Zeit dort bleiben, seine Lizenz verlieren, eine hohe Geldstrafe sowie jede Menge Anwalts- und Gerichtskosten bezahlen und mit etwas Glück erledigt sein. Damit werden wir uns zufriedengeben müssen, denn etwas Besseres werden wir nicht kriegen.«

»Etwas Besseres werden sie nicht kriegen. Tubbs und Jacobs«, korrigierte ihre Partnerin.

Als sie in ihre eigene Abteilung zurückkamen, sprang Officer Troy Trueheart hinter seinem Schreibtisch auf. Er war groß, hervorragend gebaut und so frisch wie ein noch flaumbedeckter Pfirsich.

»Oh, Lieutenant, da ist eine Frau, die zu Ihnen will.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Sie hat gesagt, es wäre privat.« Er blickte sich um und runzelte die Stirn. »Ich sehe sie nicht mehr. Aber ich glaube nicht, dass sie gegangen ist. Ich habe ihr eben erst einen Kaffee gebracht.«

»Name?«

»Lombard. Mrs Lombard.«

»Tja, lassen Sie es mich einfach wissen, wenn Sie sie noch einmal sehen.«

»Das? Ich schreibe den Bericht, okay? Ich mache es gern«, fügte Peabody hinzu. »Dann habe ich das Gefühl, als hätte ich die Sache wirklich bis zum Ende durchgezogen.«

»Ich werde Sie daran erinnern, wenn die Sache vor Gericht kommt und man Sie als Zeugin lädt.« Damit ging Eve weiter in ihr eigenes Büro.

Es war ein winzig kleiner Raum mit kaum genügend Platz für ihren Schreibtisch, einen Schreibtischstuhl, einen zweiten Stuhl und die handtuchgroße Scheibe, die als Fenster galt. Weshalb ihre Besucherin auch nicht zu übersehen war.

Sie saß auf dem Besucherstuhl und hielt einen Pappbecher mit Kaffee in der Hand. Das rötlichblonde Haar trug sie in einem Pagenschnitt, der in der feuchten Winterluft in einem Gewirr aus Locken aufgegangen war. Sie hatte grüne Augen und einen, abgesehen von den pinkfarbenen bemalten Wangen und dem pinkfarbenen getuschten Mund, milchig weißen Teint. Sie war vielleicht Mitte fünfzig, überlegte Eve, von grobknochiger Gestalt, trug ein grünes Kleid mit einem schwarzen Kragen, hochhackige, schwarze Schuhe und hatte eine riesengroße

schwarze Tasche neben ihren Fü-
ßen auf dem Boden abgestellt.

Als Eve den Raum betrat, stieß die Frau ein schrilles Kreischen aus, stellte eilig ihren Becher vor sich auf dem Schreibtisch ab, sprang auf und sah sie mit leuchtenden Augen an.

»Da bist du ja!«

Ihre Stimme hatte einen Klang, der Eve zusammenfahren ließ.

»Mrs Lombard? Es ist Ihnen nicht gestattet, einfach hier durch die Büros zu laufen.«

»Ich wollte nur mal sehen, wo du arbeitest. Meine Güte, Schätzchen, lass mich dich erst mal ansehen, ja?«

Sie stürzte auf Eve zu und hätte sie umarmt, hätte Eve nicht eilends einen Satz zurück gemacht.

»Warten Sie. Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?«

Die grünen Augen wurden groß und feucht. »Aber, Schatz, erkennst du mich denn nicht? Ich bin deine Mama! «

Der Eisklumpen, der sich mit einem Mal in ihrem Magen bildete, stieg ihr bis in den Hals, weshalb sie kaum noch Luft bekam. Jetzt nahm die Frau sie in die Arme, und sie konnte nichts dagegen tun. Der überwältigende Rosenduft, den sie verströmte, raubte ihr den Atem, und die tränennasse Stimme, die grauenhaft nach Texas klang, trommelte wie eine eiserne Faust auf ihren Schädel ein.

Sie hörte das Schreien ihres Links. Hörte das Geplauder der Kollegen vor ihrem Büro. Denn sie hatte die Tür nicht zugemacht. Gott, die Tür stand offen, jeder könnte sehen ...

Dann hörte sie nur noch das laute Surren Dutzender Hornissen, spürte deren Stiche in der Brust und die damit einhergehende Hitze, die noch schlimmer als die Kälte war, weil sie sie fast ersticken ließ.

Nein, das sind Sie nicht. Nein, das sind Sie nicht. Das sind Sie nicht.

War das etwa ihre Stimme? Sie klang hoch und weinerlich wie die von einem Kind. Hatte sie die Worte ausgesprochen oder schwirrten sie ihr wie die Hornissen einfach durch den Kopf?

Sie hob ihre Hände, schaffte es irgendwie, sie anzuheben und die weichen, plumpen Arme fortzuschieben, die sie umklammerten. »Lassen Sie mich los. Lassen Sie mich los.«

Sie stolperte rückwärts und wäre um ein Haar davongerannt. »Ich kenne Sie nicht.« Sie starrte in das Gesicht, nahm die Form und Farben aber nur noch verschwommen wahr. »Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind.«

»Eve, Schätzchen, ich bin's, Trudy! Oh, sieh mich nur an. Jetzt breche ich tatsächlich in Tränen aus.« Schniefend zog sie ein großes, pinkfarbenes Taschentuch aus dem Ärmel ihres Kleides, betupfte sich damit die Augen und fuhr säuselnd fort: »Was bin ich doch für eine dumme alte Frau. Ich dachte, du würdest mich sofort erkennen.

Schließlich habe ich dich auch sofort wiedererkannt.

Natürlich ist es über zwanzig Jahre her, dass du mich zum letzten Mal gesehen hast.«

Sie sah Eve mit einem wässrigen Lächeln an. »Ich fürchte, dass die Zeit nicht spurlos an mir vorbeigegangen ist.«

»Ich habe keine Ahnung, wer Sie sind«, wiederholte Eve und betonte dabei jedes Wort. »Aber Sie sind nicht meine Mutter.«

Trudy klapperte mit ihren Wimpern und bedachte Eve mit einem Blick, den diese nicht deuten konnte, weil sie immer noch völlig erschüttert war.

»Kannst du dich wirklich nicht erinnern, Schatz? Du und ich und Bobby in unserem süßen kleinen Haus in Summervale? Nördlich von Lufkin?«

Die Worte sagten Eve etwas, doch schon der Versuch, die Erinnerung hervorzurufen, rief ein Gefühl der Übelkeit in ihrem Innern wach. »Nachdem ...«

»Du warst so ein scheues kleines Ding, noch ein richtiger Dreikäsehoch. Natürlich hattest du schlimme Dinge hinter dir, nicht wahr, Schätzchen? Armes kleines Lamm.

Ich habe den Leuten vom Jugendamt gesagt, ich könnte einem armen kleinen Lämmlein eine gute Mama sein, und dich mit zu mir heimgenommen, damit du ein richtiges Zuhause hast.«

»Sie waren meine Pflegemutter.« Sie brachte das Wort nur mit größter Anstrengung heraus.

»Nachdem ...«

»Jetzt Erinnerst du dich doch!« Trudy hob ihre zitternden Hände an die Wangen und fuhr mit sich überschlagender Stimme fort: »Ich schwöre dir, in all den Jahren ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht an dich gedacht und mich gefragt habe, was wohl aus dir geworden ist. Und jetzt

sieh dich an! Du bist Polizistin, lebst in New York City und hast sogar einen Ehemann. Aber eigene Babys hast du noch nicht, oder?«

Ihr Magen zog sich vor Übelkeit zusammen und ihr Hals vor Furcht. »Was wollen Sie von mir?« »Nun, ich möchte einfach mein Mädchen wiedersehen«, erklärte Trudy trübsinnig. »Ich habe auch Bobby mitgebracht. Er ist inzwischen ebenfalls verheiratet, und Zana ist so ziemlich das Süßeste, was es auf zwei Beinen gibt. Wir sind extra aus Texas hergekommen, um uns die New Yorker Sehenswürdigkeiten anzugucken und zu sehen, was unser kleines Mädchen macht. Und damit wir das Wiedersehen gebührend feiern können, lädt Bobby uns alle zum Abendessen ein.«

Sie setzte sich abermals auf ihren Stuhl, strich den Rock des grünen Kleides glatt und sah Eve ins Gesicht.

»Meine Güte, du bist wirklich groß geworden. Nicht?

Immer noch dürr wie eine Klapperschlange, aber das steht dir wirklich gut. Ich selber wäre liebend gerne ein paar Kilo los. Bobby hat zum Glück die Statur von seinem Dad geerbt - das Einzige, was er jemals von diesem Kerl bekommen hat. Warte, bis du ihn wieder siehst!«

Eve blieb stehen. »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Durch einen unglaublichen Zufall. Ich habe in meiner Küche herumgewirtschaftet. Du weißt doch sicher noch, wie wichtig mir eine saubere und aufgeräumte Küche ist.

Zur Gesellschafterin hatte ich den Fernseher angestellt, und da sprachen sie von diesen Ärzten, die ermordet worden sind, und von diesen Klonen. Eine Sünde gegen Gott und die Menschheit, wenn du meine Meinung wissen willst, ich wollte gerade einen anderen Sender suchen, aber irgendwie war es unglaublich interessant. Tja, und dann wären mir fast die Augen aus dem Kopf gefallen, als du plötzlich mit dem Reporter sprachst. Sie haben auch deinen Namen und deinen Dienstgrad erwähnt. Lieutenant Eve Dallas von der New Yorker Polizei. Du bist eine echte Heldin, haben sie gesagt. Und dass du verwundet worden bist. Armes kleines Lamm. Aber du scheinst wieder gesund zu sein. Du wirkst unglaublich fit.«

Auf ihrem Besucherstuhl saß eine Frau mit roten Haaren, grünen Augen und einem zu einem sentimental-lächeln verzogenen Mund. Eve aber sah ein Monster mit Reißzähnen und Klauen. Das mit seinem Erscheinen nicht erst warten musste, bis es dunkel war.

»Sie müssen gehen. Sie müssen sofort gehen.«

»Du hast sicher alle Hände voll zu tun, und ich sitze hier und stehle dir die Zeit. Sag mir einfach, wo du essen gehen willst, und schon bin ich wieder weg und sage Bobby, wo er einen Tisch für uns alle reservieren soll.«

»Nein. Nein. Jetzt kann ich mich wieder an Sie erinnern.« Wenn auch nur verschwommen. Es war leicht und es war unbedingt erforderlich, alles wie durch einen trüben Nebel hindurch zu sehen. »Ich habe kein Interesse an einem gemeinsamen Abendessen. Ich will Sie nicht noch einmal sehen.«

»Wie kannst du so was sagen?« Die Stimme klang verletzt, der Blick aber war kalt. »Wie kannst du nur so sein. Ich habe dich bei mir zu Hause aufgenommen. Ich war für dich wie eine Mutter.«

»Nein, das waren Sie nicht.« Dunkle, stockfinstere Räume. Kaltes Wasser. Ich lege großen Wert auf eine saubere Küche.

Nein. Denk jetzt nicht nach. Erinner dich jetzt nicht an jene grauenhafte Zeit.

»Sie sollten sofort gehen. Und zwar möglichst ohne Aufhebens. Ich bin kein hilfloses kleines Mädchen mehr.

Sie sollten deshalb gehen und kommen besser nie wieder hierher zurück.«

»Also bitte, Eve, Schätzchen.«

»Hauen Sie ab. Verschwinden Sie. Und zwar sofort.«

Sie ballte die Fäuste, damit Trudy nicht das Zittern ihrer Hände sah. »Sonst stecke ich Sie in eine verdammte Zelle. Dann sind zur Abwechslung einmal Sie selber eingesperrt und nicht irgendein

wehrloses kleines Kind.«

Trudy griff nach ihrer Tasche und dem schwarzen Mantel, der über der Rücklehne des Stuhles hing. »Du sollst dich schämen.«

Als sie an Eve vorüberlief, waren ihre Augen tränennass. Und hart wie Stein.

Eve wollte die Tür hinter ihr schließen, aber der süße Rosenduft, den ihre Peinigerin in dem Zimmer hinterlassen hatte, raubte ihr die Luft. Ihr Magen zog sich abermals zusammen, und sie stützte sich mit den Händen auf der Schreibtischplatte ab, bis die größte Übelkeit verging.

»Madam, die Frau, die ... Lieutenant? Ist alles in Ordnung, Madam?«

Sie schüttelte den Kopf, scheuchte Trueheart aus dem Raum und richtete sich mühsam wieder auf. Sie musste sich zusammennehmen, musste sich zusammenreißen, bis sie in ihrem Wagen saß. »Sagen Sie Detective Peabody, dass etwas dazwischengekommen ist. Dass ich gehen muss.«

»Lieutenant, falls ich irgendetwas für Sie tun kann ...«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, was Sie machen sollen.«

Weil sie seine besorgte Miene nicht ertrug, ließ sie ihren Schreibtisch, das schrillende Link, die Nachrichten auf ihrer Mailbox, die Papierarbeit einfach liegen und marschierte, ohne auf die Rufe der Kollegen und Kollegeninnen zu achten, schnurstracks an deren Schreibtischen vorbei.

Sie musste einfach raus. Musste einfach weg. Schweiß rann ihr über den Rücken, als sie auf das erste abwärts führende Gleitband sprang. Sie hätte schwören können, dass ihre Knochen hörbar klapperten und die Knorpel in ihren Knien spürbar schwappten, aber sie blieb nicht mal stehen, als Peabody sie rief.

»He, Dallas! Warten Sie! Wow. Was ist los? Was ist passiert?«

»Ich muss los. Sie müssen sich alle um Zero und die Staatsanwältin kümmern. Vielleicht rufen noch die nächsten Angehörigen der beiden Opfer an. Das tun sie meistens. Dann müssen Sie mit ihnen sprechen. Ich muss gehen.«

»Warten Sie. Himmel, ist etwas mit Roarke?«

»Nein.«

»Verdammt, würden Sie vielleicht eine Minute stehen bleiben?«

Stattdessen rannte Eve, da sich ihr Magen abermals zusammenzog, in Richtung Bad. Sie hatte einfach nicht die Kraft, um die Übelkeit noch einmal zu unterdrücken, und ließ die bittere Galle kommen, die sich einen Weg an der Angst, der Panik, der Erinnerung vorbei durch ihre Kehle bahnte, bis nichts mehr in ihrem Magen war.

»Okay. Okay.« Sie zitterte wie Espenlaub und hatte ein schweißnasses Gesicht. Aber sie brähe nicht in Tränen aus. Die erlittene Erniedrigung war schließlich auch so schon groß genug.

»Hier. Bitte.« Peabody drückte ihr ein paar feuchte Tü-

cher in die Hand. »Das ist alles, was ich habe. Ich werde Ihnen ein Glas Wasser holen.«

»Nein.« Eve ließ den Kopf gegen die Wand der Kabine fallen. »Nein. Alles, was ich jetzt zu mir nehmen würde, käme sofort wieder raus. Aber davon abgesehen bin ich wieder okay.«

»Haha. Morris hat Gäste im Leichenschauhaus, die sehen besser aus als Sie.«

»Ich muss gehen.«

»Sagen Sie mir, was passiert ist.«

»Lassen Sie mich einfach gehen. Ich gleiche ein paar Überstunden aus und nehme mir den Rest des Tages frei.

Sie kommen mit dem Fall alle klar. Sie sind der Sache gewachsen.« Ich bin der Sache ganz sicher nicht gewachsen. Ich bin es einfach nicht. »Falls es irgendwelche Probleme gibt, zögern Sie die Angelegenheit einfach bis morgen raus.«

»Vergessen Sie den Fall. Hören Sie, ich fahre Sie nach Hause. Sie sind nicht in der Verfassung, um –«

»Peabody, wenn Sie meine Freundin sind, lassen Sie mich einfach gehen. Lassen Sie mich in Ruhe. Fahren Sie mit Ihrer Arbeit fort«, bat Eve und stand schwankend auf.

»Und lassen mich alleine.«

Peabody ließ sie gehen, zog aber auf dem Rückweg in ihre Abteilung ihr Handy aus der Tasche und gab eilig eine Nummer ein. Viel eichter musste sie Eve in Ruhe lassen, aber sie kannte einen Menschen, der sie nicht in Ruhe lassen müsste.

Und der das sicher auch nicht tat.

Eves erster Gedanke war, den Autopiloten einzuschalten. Aber es war besser, selbst alles unter Kontrolle zu behalten und sich auf den Verkehr zu konzentrieren, bis sie zu Hause war. Besser, dachte sie, sich auf die Baustellen, die Staus und die allgemeine schlechte Laune von New York zu konzentrieren, als auf ihr eigenes Leid.

Sie wollte nur noch heim. Alles würde gut, wenn sie erst zu Hause war.

Vielleicht taten ihr der Kopf und Magen weh, aber ihr war auch schon vorher hin und wieder schlecht gewesen, und es war auch nicht das erste Mal, dass sie unglücklich war. Die ersten acht Jahre ihres Lebens waren ein Höllenritt gewesen, und auch die Zeit danach hatte sie nicht unbedingt als durchgehendes Strandpicknick erlebt.

Alles das hatte sie überstanden.

Sie würde auch das Wiedersehen mit Trudy überstehen.

Sie würde sich nicht noch einmal in das Elend ziehen lassen. Sie würde nicht noch mal zum Opfer werden, nur weil sie beim Klang einer Stimme aus der Vergangenheit panisch geworden war.

Aber ihre Hände zitterten, sie öffnete alle Fenster und sog die bitterkalte Luft und die Gerüche von New York geradezu begierig in sich auf.

Den Rauch der Sojaburger auf dem Schwebegril am Straßenrand, das säuerliche Rülpsen eines Maxibusses, den Mief eines Recyclers, der schon viel zu lange nicht mehr gereinigt worden war.

Alles diesen Gestank und die Schwaden aller Gerüche, die die Menschenmassen auf den Gleitbändern und Gehwegen verströmten, hielt sie problemlos aus.

Wie auch das Geblöke und Geheule aller Autofahrer, denen die Gesetzgebung zum Lärmschutz völlig schnuppe war, die Flutwelle der Stimmen, die erst auf sie zu, dann durch sie hindurch und an ihr vorbei zu rollen schien, während sich Tausende von Leuten auf den Straßen drängten, wobei die gaffenden Touristen ein ums andere Mal den mit Taschen und mit Tüten schwer beladenen Einheimischen in die Quere kamen, die es nach einer ausgedehnten Shopping-Tour nur noch nach Hause zog. Weihnachten steht vor der Tür. Sieh zu, dass du alles rechtzeitig besorgst.

Sie selber hatte auf der Straße einen Schal gekauft.

Grün-schwarz kariert, für Dr. Miras Mann. Was würde Mira wohl zu ihrer Reaktion auf den hässlichen Flashback heute sagen?

Die Profilerin und Psychologin würde sicher jede Menge dazu sagen, auf die ihr eigene dezente, aber gleichzeitig besorgte Art.

Doch das war Eve augenblicklich scheißegal.

Sie wollte nur noch heim.

Als endlich das Tor zur Seite glitt, blickte sie mit vor Erschöpfung und Erleichterung tränennassen Augen auf die ausgedehnte, wunderschöne Rasenfläche, die eine Oase der Schönheit und des Friedens inmitten des Chaos der Großstadt bildete, in der sie zu Hause war.

Roarke hatte die Vision und die Kraft gehabt, für sich selbst und auch für sie einen Zufluchtsort zu schaffen, den sie brauchte, ohne dass es ihr jemals bewusst gewesen war.

Es sah aus wie eine elegante Festung, aber es war ihr Daheim. In dem riesengroßen, wunderschönen Haus, hinter al dem Stein und Glas, waren sie zu Hause, führten sie das Leben, das sie sich gemeinsam aufgebaut hatten, lebten sie ihre Träume, aber auch ihre Erinnerungen aus.

Er hatte ihr ein Heim gegeben, und sie durfte nicht vergessen, dass niemand es ihr jemals wieder nehmen könnte, dass niemand sie in die Zeit zurückkatapultieren konnte, in der sie ein Nichts gewesen war.

Niemand außer ihr selbst.

Aber ihr war so entsetzlich kalt, und sie hatte das Ge-fühl, als ob ihr ein Dämon die ausgefahrenen Kral en in den Schädel schlug.

Sie hievte sich aus dem Wagen, geriet etwas ins Schwanken, denn inzwischen tat ihr auch die Hüfte höl isch weh, setzte schwerfäl ig einen Fuß vor den anderen und schleppte sich auf diese Art die Treppe hinauf und durch die Tür ins Haus. Sie nahm nur am Rande wahr, dass Summerset, der Majordomus ihres Mannes, in den Flur geglitten kam. Sie hatte einfach nicht die Energie, um sich mit ihm zu streiten, und konnte nur hoffen, dass die Kräfte reichten, bis sie oben angekommen war. •

»Sprechen Sie mich nicht an.« Sie umklammerte den Treppenpfosten und zog sich mit schweißnassen Händen am Geländer hinauf.

Bereits nach ein paar Stufen fing sie an zu keuchen, und sie hatte das Gefühl, als hätte irgendwer ein Band aus Stahl um ihre Brust gelegt, doch sie zog sich weiter, bis sie in der oberen Etage war. Im Schlafzimmer ließ sie ihren Mantel einfach auf den Boden fal en, zog sich müde auch die anderen Kleider aus und schleppte sich ins Bad.

Sie trat nackt unter die Dusche, legte sich ermattet auf den Boden und rol te sich in der Hoffnung zusammen, dass das kochend heiße Wasser, das auf sie niederprasselte, die Kälte aus ihren Gliedmaßen vertrieb.

Als Roarke das Bad betrat, kauerte sie noch immer auf den nassen Fliesen, und der heiße Wasserdampf hül te sie wie ein Vorhang in sich ein.

Es zerriss ihm beinahe das Herz, sie in dieser Position zu sehen, und so drehte er das Wasser ab, griff nach einem Handtuch und hockte sich vor sie hin.

»Nein. Nicht.« Als er sie in das Laken wickeln wol te, schlug sie schlaff auf seine Hand. »Lass mich einfach in Ruhe.«

»Nie im Leben. Hör auf!« Sein melodioser irischer Akzent klang ungewöhnlich scharf. »Noch eine Minute länger, und das heiße Wasser hätte deine Knochen weich gekocht.« Er hob sie vom Boden auf und zog sie, als sie sich wieder zusammenrol en wol te, eng an seine Brust.

»Pst. Jetzt ist al es gut. Ich habe dich.«

Sie kniff die Augen zu. Schloss ihn, wie er wusste, absichtlich aus. Trotzdem trug er sie ins Schlafzimmer zu-rück, setzte sich mit ihr aufs Bett, zog sie in seinen Schoß und rieb sie mit dem Handtuch ab.

»So, und jetzt werde ich dir einen Bademantel und ein Beruhigungsmittel holen.«

»Ich wil kein -«

»Ich habe nicht gefragt, ob du ein Beruhigungsmittel wil st.« Er legte eine Hand unter ihr Kinn und zog mit seinem Daumen die Umrisse des kleinen Grübchens nach. »Eve, sieh mich an. Sieh mir ins Gesicht.« Fast hätte er gelächelt, als er neben der Erschöpfung den Ausdruck des Widerwil ens in ihren Augen sah. »Du bist zu krank, um dich mit mir zu streiten, das weißt du

genauso gut wie ich. Was auch immer dich derart verletzt hat... nun, du wirst es mir erzählen, und dann werden wir sehen, was dagegen unternommen werden kann.« Er küsste ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund.

»Es ist bereits erledigt. Wir müssen nichts mehr tun.«

»Tja, das erspart uns beiden Zeit, nicht wahr?« Er setzte sie neben sich, stand auf und ging zum Schrank.

Sein Anzug war nass geworden, merkte sie. Das verdammte Ding hatte wahrscheinlich mehr gekostet als der Schneider in zwei Jahren verdiente, und jetzt waren die Schultern und die Ärmel feucht.

Er zog die Jacke aus und hängte sie über die Lehne eines Stuhls.

Er war geschmeidig wie ein Tiger, dachte sie. Doch viel gefährlicher. Wahrscheinlich hatte er gerade eine seiner hundert wöchentlichen Besprechungen gehabt und hatte den Kauf eines verfluchten Sonnensystems geplant. Jetzt aber war er hier und suchte im Schrank nach einem Morgenrock für sie. Groß, schlank, elegant und muskulös, mit dem Gesicht eines jungen irischen Gottes, der einen nur einmal aus seinen keltischen blauen Augen anzusehen brauchte, damit man seinem Charme erlag.

Sie wollte ihn nicht in der Nähe haben. Wollte nicht, dass irgendjemand in der Nähe war.

»Ich will alleine sein.«

Er zog eine Braue hoch und legte seinen Kopf ein wenig schräg, sodass die seidig weiche Mähne rabenschwarzer Haare über seine Schulter fiel. »Um zu leiden und zu grübeln, oder was? Dann streite dich lieber mit mir. Hier, zieh das an.«

»Ich will nicht mit dir streiten.«

Er legte den Morgenmantel neben sie und ging vor ihr in die Hocke, bis er auf einer Augenhöhe mit ihr war.

»Wenn ich die Gelegenheit dazu bekomme, werde ich dem Menschen, der dich so fertiggemacht hat, die Haut von den Knochen lösen, meine liebe Eve. So langsam, wie es mir nur möglich ist. Und jetzt zieh endlich den Bademantel an.«

»Sie hätte dich nicht anrufen sollen.« Die Schmach wurde dadurch noch vergrößert, dass ihre Stimme brach.

»Ich weiß, dass Peabody dich angerufen hat. Sie hätte sich nicht einmischen sollen. Ich wäre auch alleine damit klargekommen. Ich brauche nur ein bisschen Zeit für mich.«

»Unsinn. Dich zwingt nichts so einfach in die Knie. Das weiß ich, und das weiß auch sie.«

Er trat vor den AutoChef und bestellte ein Beruhigungsmittel. »Das wird deinem Kopf und deinem Magen guttun. Es ist kein Schlafmittel«, versprach er ihr.

»Es war einfach dämlich. Ich habe die Sache an mich herangelassen, was voll kommen dämlich war.« Sie schob sich die Haare aus der Stirn. »Sie hat mich einfach überrascht, das war alleine.«

Als sie aufstand, fühlten sich ihre Beine immer noch erschreckend wacklig an. »Ich musste einfach nach Hause kommen und ein bisschen alleine sein, sonst nichts.«

»Glaubst du, dass du mich damit abpeisen kannst?«

»Nein.« Obwohl sie am liebsten einfach ins Bett gekrochen wäre und sich die Decke über den Kopf gezogen hätte, um nichts mehr zu hören und zu sehen, setzte sie sich wieder hin und sah ihm ins Gesicht, als er mit dem Beruhigungsmittel kam. »Nein. Ich habe Peabody im Stich gelassen. Wir haben zwei Todesfälle reingekriegt, ich habe sie die Ermittlungen leiten lassen, und sie hat ihre Sache wirklich gut gemacht, aber genau in dem Moment, als es ein bisschen schwierig wurde, habe ich mich aus dem Staub gemacht. Das war dumm und unverantwortlich von mir.«

»Warum hast du es dann getan?«

Da sie wusste, dass ihr Roarke das Beruhigungsmittel notfalls mit Gewalt einflößen würde, trank sie das eklige Gebräu mit drei möglichst großen Schlucken aus. »Als ich vorhin in mein Büro kam, saß dort eine Frau. Ich hatte keine Ahnung, wer sie war. Ich habe sie, zumindest anfangs, nicht erkannt.« Sie stellte das Glas neben sich auf den Boden und richtete sich wieder auf. »Sie hat behauptet, dass sie meine Mutter ist. Aber das war sie nicht«, fügte Eve schnell hinzu. »Das war sie nicht, und das wusste ich, trotzdem hat es mich vollkommen umgehauen, dass sie es behauptet hat. Sie hatte ungefähr das richtige Alter, und sie kam mir irgendwie bekannt vor, deshalb war ich erst einmal geschockt.«

Er nahm ihre Hand. »Und wer war sie?«

»Ihr Name ist Lombard. Trudy Lombard. Nachdem sie

... als ich in Dallas aus dem Krankenhaus entlassen wurde, kam ich erst mal in ein Heim. Ich hatte keine Identität, keine Erinnerung, war sexualmissbraucht worden und traumatisiert. Inzwischen weiß ich, wie die Dinge laufen, aber damals hatte ich keine Ahnung, was passieren würde, ich wusste nur, dass er - mein Vater - immer behauptet hatte, wenn die Cops oder die Sozialarbeiter mich erwischen würden, würde ich in ein dunkles Loch gesperrt. Natürlich haben sie das nicht getan, aber ...«

»Manchmal sind die Orte, an die sie einen bringen, fast genauso schlimm.«

»Ja.« Er hat Verständnis, dachte sie. Auch er kannte sich mit diesen Dingen aus. »Erst mal kam ich in ein Heim. Viel eicht für ein paar Wochen, ich weiß nicht mehr genau. Ich schätze, sie haben meine Eltern oder Vormünder gesucht und versucht herauszufinden, woher ich kam und was geschehen war. Dann haben sie mich in eine Pflegefamilie gesteckt. Das hätte mir dabei helfen sollen, mich an ein normales Leben zu gewöhnen. Sie haben mich Trudy Lombard überlassen. Sie lebte in irgendeinem Kaff im Osten von Texas in einem eigenen Haus und hatte einen Sohn, der ein paar Jahre älter war als ich.«

»Sie hat dir wehgetan.«

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Auch dafür hatte er Verständnis. Denn auch damit kannte er sich aus. »Sie hat mich nie geschlagen, sie war nie so wie er. Sie hat nie auch nur die allerkleinsten Spuren an meinem Körper hinterlassen.«

Sein böartiger Fluch milderte die Anspannung in ihrem Innern mehr als das beruhigende Getränk.

»Ja, manchmal ist es leichter, mit direkten Schlägen klarzukommen als mit subtilen kleinen Quälereien. Sie hatten einfach keine Ahnung, was sie mit mir machen sollten.« Wieder schob sie sich die nassen Haare aus der Stirn, doch das Zittern ihrer Finger hatte sich gelegt.

»Aber ich habe es ihnen auch nicht gerade leichtgemacht. Ich habe kein Wort gesagt. Ich hätte einfach nicht gewusst, was ich sagen soll. Wahrscheinlich dachten sie, wegen der erlittenen Vergewaltigungen käme ich in einem Haushalt ohne männliche Autoritätsperson am besten klar.« Schweigend strich er mit seinen Lippen über ihre Schläfe und zog dann ihren Kopf an seine Brust.

»Sie hat mich nie angeschrien und mich auch nie geschlagen, mehr als ein paar leichte Klaps gab es nie. Sie hat dafür gesorgt, dass ich sauber war und anständige Kleider hatte. Inzwischen kenne ich Typen wie sie, aber damals war ich noch keine neun. Als sie mir gesagt hat, dass ich schmutzig bin, und mich gezwungen hat, mich jeden Morgen mit kaltem Wasser zu waschen, habe ich nicht verstanden, dass sie mich damit nur quälen wollte, dass sie eine Sadistin war. Sie sah immer so enttäuscht und traurig aus. Wenn sie mich im Dunkeln eingeschlossen hat, hat sie mir erklärt, das täte sie nur, damit ich lerne, brav zu sein. Außerdem hat sie mich jeden Tag für irgendwas bestraft. Wenn ich einen Rest auf meinem Teller gelassen habe, wenn ich zu schnell oder zu langsam gegessen habe, musste ich die Küche mit einer Zahnbürste sauber schrubben

oder etwas anderes in der Art.«

Ich lege großen Wert auf eine saubere und aufgeräumte Küche.

»Sie hatte keine Angestellten, denn sie hatte ja mich.

Aber ich war immer zu langsam, zu dumm, zu undankbar, zu irgendwas. Sie hat mir erzählt, ich wäre entweder ein Jammerlappen oder einfach von Grund auf schlecht, und das immer mit dieser ruhigen, netten Stimme und mit diesem enttäuschten, verständnislosen Blick. Ich war immer noch ein Nichts. Oder sogar noch weniger.«

»Sie hätte nie die Zulassung als Pflegemutter bekommen dürfen.«

»So was kommt eben hin und wieder vor. Es "gibt sogar noch Schlimmere als sie. Ich hatte noch Glück, dass es nicht noch schlimmer war. Aber ich hatte Albträume.

Ich hatte ständig Albträume zu jener Zeit, beinahe jede Nacht. Und sie ... oh, Gott, sie kam dann in mein Zimmer und meinte, ich würde nie gesund und stark, wenn ich nicht vernünftig schlafen würde.«

Sie griff nach seiner Hand und ließ sich von ihr halten, als sie weiter über die grauenhaften Zeiten sprach. »Dann hat sie das Licht gelöscht und die Tür von außen zuge-sperrt. Sie hat mich im

Dunkeln eingeschlossen, wenn ich angefangen habe zu weinen, wurde es noch schlimmer.

Sie würden mich abholen kommen und in eine Irrenan-stalt sperren. So würden sie es mit Mädchen machen, die sich nicht benehmen, hat sie zu mir gesagt. Auch gegen-über Bobby, ihrem Jungen, hat sie mich benutzt. Sie hat ihm gesagt, er sol mich ansehen und immer daran denken, was aus unartigen Kindern wird, oder aus Kindern, die keine richtige Mutter haben, die nach ihnen sieht.«

Er strich ihr über den Rücken und über das Haar. »Hat denn das Jugendamt keine Kontrol- besuche gemacht?«

»Doch. Sicher.« Sie wischte eine Träne fort - Tränen nützten gar nichts, sie hatten ihr schon damals nichts ge-nützt. »Oberflächlich betrachtet sah al es nett und sauber aus. Ein aufgeräumtes Haus mit einem hübschen Garten.

Ich hatte eigene Kleider und sogar ein eigenes Zimmer.

Was hätte ich schon sagen sol en? Sie hat ihnen erzählt, ich wäre schlecht. Ich hätte ständig Albträume, in denen Blut an meinen Händen klebt, ich müsste also böse sein.

Als sie mir erzählt hat, dass mir jemand wehgetan und mich wie ein Stück Dreck weggeworfen hat, weil ich kein braves Mädchen war, habe ich ihr das geglaubt.«

»Eve.« Er nahm ihre beiden Hände, hob sie an seinen Mund und küsste sie. Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen, in irgendetwas Weiches, Wunderschönes eingehül t und sie so lange gehalten, bis auch die letzte gräss- liche Erinnerung aus ihrem Hirn verschwand. »Du bist ein wunderbarer Mensch.«

»Sie war ein böses, sadistisches Weib. Das ist mir inzwischen klar.« Das war es, woran sie sich erinnern musste, dachte Eve und atmete tief ein. »Aber damals war al es, was ich wusste, dass sie das Sagen hatte.

Eines Tages lief ich weg, aber es war eine kleine Stadt, und sie haben mich gefunden und zu ihr zurückgebracht.

Beim zweiten Mal habe ich es sorgfältiger geplant. Ich schaffte es bis nach Oklahoma und habe mich zur Wehr gesetzt, als man mich gefunden hat.«

»Das hast du gut gemacht«, erklärte er mit einem solchen Stolz und einer solchen gleichzeitigen Wut, dass sie leise lachte, ehe sie erklärte: »Ich habe einem der Sozialarbeiter eine blutige Nase verpasst.« Eine durchaus schöne Erinnerung, erkannte sie. »Dafür kam ich erst mal wieder ins Heim, dort war es immerhin besser als bei ihr. Ich hatte die ganze Sache vol kommen vergessen. Ich hatte sie vol kommen verdrängt. Aber heute saß sie plötzlich in meinem Büro, und ich hatte

dieselbe Panik wie als Kind.«

Er wünschte sich, sie hätte der verdammten Trudy Lombard eine Abreibung verpasst. Denn damit käme sie eindeutig besser klar. »Sie wird dir nie wieder etwas tun.«

Jetzt sah Eve ihm ins Gesicht. »Ich habe völlig die Fassung verloren. Bin einfach zusammengeklappt. Erst jetzt bin ich wieder stabil genug, um deshalb wütend auf mich zu sein. Der Fal Icove.«

»Was?«

Sie fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht. »Sie meinte, sie hätte ein Interview mit mir wegen der Morde an den beiden Icoves und des Fiaskos mit der lautlosen Geburt gesehen. Ich habe sie gefragt, wie sie mich gefunden hat, und sie meinte, sie hätte von dem Fal gehört.«

Er ließ gewohnheitsmäßig die verheilte Schulter kreisen. »Ich bezweifle, dass es irgendwo einen Menschen gibt, der davon nichts mitbekommen hat. Und sie ist extra hierhergekommen, um dich wiederzusehen?«

»Sie meinte, sie wollte einfach wissen, was aus mir geworden ist. Wollte ein nettes Wiedersehen feiern.« Sie hatte sich inzwischen weit genug erholt, dass ihre Stimme zynisch klang. Was die reinste Musik in seinen Ohren war.

»Anscheinend hat sie ihren Sohn und ihre Schwiegertochter mitgebracht. Aber ich habe sie rausgeworfen.

Wenigstens dazu hatte ich die Kraft. Daraufhin hat sie mich mit diesem halb enttäuschten, halb verständnislosen Blick bedacht, mit dem sie mich schon früher angesehen hat - nur habe ich diesmal die Kälte dahinter ebenfalls bemerkt.«

»Du wirst bestimmt sichergehen, dass sie von hier verschwindet und auch verschwunden bleibt. Ich kann -«

»Nein.« Sie stand entschlossen auf. »Nein, ich will nicht, dass du irgendetwas tust. Ich will die ganze Angelegenheit, ich will die Frau vergessen. Was auch immer sie sich von ihrem Auftauchen erhofft, sie wird es nicht bekommen. Wenn Peabody sich aus der Sache rausgehalten hätte, hätte ich mich längst wieder in der Gewalt gehabt, wenn du nachher heimgekommen wärst. Dann hätten wir nicht mal dieses Gespräch geführt.«

Er wartete einen Augenblick, bevor er sich ebenfalls erhob. »Du hättest mir nichts von alledem erzählt?«

»Nein. Die Sache ist erledigt. Sie ist abgehakt. Und vor allem ist sie mein Problem. Ich habe mich kurz davon runterziehen lassen. Aber jetzt bin ich wieder okay. Es hat nichts mit uns zu tun. Ich will nicht, dass es was mit uns zu tun hat. Wenn du mir bei dieser Sache helfen willst, sprichst du mich nicht noch einmal darauf an.«

Er wollte etwas sagen, besann sich dann aber eines Besseren und stellte schulterzuckend fest:

»Okay.«

Doch er zog sie eng an seine Brust und kam zu dem Ergebnis, dass diese Geschichte sie erheblich stärker mitgenommen hatte, als sie dachte, wenn sie allein Ernstes annahm, diese Frau wäre den ganzen Weg aus Texas nach New York gekommen, nur, um sie noch einmal zu sehen.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie erführen, was der wahre Grund für ihr Erscheinen war.

»Es wird allmählich dunkel«, murmelte er sanft.

»Weihnachtsbeleuchtung an.«

Sie drehte ihren Kopf an seiner Schulter und blickte auf den riesengroßen Baum, der vor dem Fenster stand.

»Dass du immer derart übertreiben musst ...«

»Ich finde, dass ich, gerade an Weihnachten, gar nicht übertreiben kann. Schließlich haben du

und ich jede Menge jämmerlicher Weihnachten erlebt. Außerdem ist es
inzwischen
schließlich
Tradition,
einen

Weihnachtsbaum im Schlafzimmer zu haben, oder etwa nicht?«

»Du hast fast in jedem Zimmer einen Weihnachtsbaum aufstellen lassen.«

»Ich bin eben ein furchtbar rührseliger Mensch.« Er sah sie grinsend an, gab ihr einen Kuss und drehte sie in seinen Armen, bis sie mit dem Rücken zu ihm stand.

»Was würdest du dazu sagen, wenn wir erst mal eine Kleinigkeit hier oben essen? Ohne dass einer von uns beiden noch arbeiten muss. Dann könnten wir ein bisschen fernsehen, Wein trinken, uns lieben und früh schlafen gehen.« .

Sie zog seine Arme fest um ihren Bauch. Sie hatte ihr Daheim gebraucht, und er war ihr Daheim.

»Ich würde sagen, gern.«

Erst, als sie endlich schlief, ließ er sie kurz alleinzulassen, ging in sein Büro, trat vor die Konsole, legte seine Hand auf das Lesegerät und sagte: »Roarke. Computer an.«

Während das Gerät anfangen zu summen und die ersten Lämpchen flackerten, griff er nach seinem Link und kontaktierte Summerset.

»Falls eine gewisse Trudy Lombard versucht, Eve zu erreichen, stellen Sie bitte zu mir durch. Wo immer ich auch gerade bin.«

»Selbstverständlich. Ist mit dem Lieutenant alles in Ordnung?«

»Danke, ja.« Er legte wieder auf und fing mit der Suche an. Es würde sicher eine Weile dauern, herauszufinden, wo diese Texanerin mit ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter abgestiegen war. Aber es war immer besser, wenn man wusste, wo man seinen Gegner fand.

Denn auch wenn Eve bisher anscheinend keinen blassen Schimmer hatte, was das Weibsbild wollte, wusste er es ganz genau.

3

Sie fühlte sich normal, bemerkte Eve, als sie ihre Waffe in das Schulterhalfter schob. Sie fühlte sich wieder voll kommen normal. Viel eichter hatten ja die Heulsusen recht, die ständig davon faselten, wie wichtig es doch war, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Gott, sie hoffte, nicht. Wenn ja, würde sie am Ende bis zum Hals in zerfledderten Leichen stehen. Dessen ungeachtet fühlte sie sich wieder stabil genug, um stirnrunzelnd aus dem Schlafzimmerfenster zu sehen.

»Wie nennen sie das Zeug, das momentan vom Himmel fällt?«, fragte Roarke, als er neben sie trat. »Es ist kein Schnee, kein Regen und noch nicht mal echter Graupel. Es sieht aus wie -«

»Mist«, erklärte sie. »Kalter, nasser Mist.«

»Ah.« Er nickte, während er geistesabwesend mit den Knöcheln über ihren Rücken strich.

»Natürlich. Vielleicht sorgt er ja dafür, dass die Leute drinnen bleiben. Dann hast du einen ruhigen Tag.«

»Menschen bringen sich auch drinnen um«, erinnerte sie ihn. »Vor allem, wenn es ihnen reicht, aus dem Fenster auf den Mist zu sehen.« Da sie wieder so klang wie die Frau, die er liebte und bewunderte, tätschelte er ihr gut gelaunt die Schulter.

»Tja, dann fährst du am besten sofort aufs Revier, denn du kriegst sicher wieder alle Hände voll zu tun. Ich habe erst noch ein paar Videokonferenzen hier, bevor ich selber vor die Tür gehen muss.« Er drehte sie zu sich herum, packte die Aufschläge ihrer Jacke und küsste sie geräuschvoll auf den Mund. »Pass gut auf dich auf.«

Sie griff nach ihrem Mantel, zog ihn an, spürte die Wölbung ihrer Tasche und zog den Schal heraus. »Oh, den hier habe ich für Dennis Mira gekauft. Als kleines, du weißt schon, Weihnachtsgeschenk.«

»Passt zu ihm.« Roarke sah sie grinsend an. »Du hast eindeutig Talent zum Shoppen.«

»Ich habe nicht geshoppt. Ich habe das Ding zufällig entdeckt. Glaubst du, dass die Möglichkeit besteht, es irgendwie zu verpacken?«

Lächelnd streckte Roarke die Hand nach dem weichen Wolltuch aus. »Ich gebe einfach den Helfern des Weihnachtsmanns Bescheid. Ich werde ihnen sagen, dass sie es zu der Teekanne für Mira legen sollen - die dir, wenn ich mich recht entsinne, ebenfalls rein zufällig irgendwo in die Hand gefallen ist.«

»Das wäre super, Schlaukopf. Und jetzt haue ich ab.

Bis später.«

»Lieutenant?

Du

hast

doch

nicht

unsere

Weihnachtsparty vergessen, oder?«

Sie fuhr noch mal zu ihm herum. »Unsere Weihnachtsparty? Die ist doch wohl nicht schon heute Abend, oder? Nein.«

Auch wenn es sicher kleingeistig von ihm war, freute er sich über den Ausdruck von Panik in ihrem Gesicht, als sie versuchte, sich daran zu erinnern, wann genau die Party war. »Sie ist morgen«, erlöste er sie nach einem Augenblick. »Falls du also noch irgendetwas brauchst oder

besorgen willst, solltest du das besser heute tun.«

»Sicher. Richtig. Kein Problem.« Scheiße, dachte sie auf dem Weg nach unten. Brauchte sie sonst noch irgendwas? Weshalb in aller Welt gab es inzwischen derart viele Leute, die es auf ihrer Geschenkeliste abzuheften galt? Müsste sie tatsächlich anfangen, eine Liste zu schreiben? Wenn es jemals so weit käme, wäre es vielleicht das Beste, sie zöge einfach um und finge irgendwo anders noch mal ganz von vorne an.

Natürlich könnte sie auch einfach Roarke das ganze Zeug besorgen lassen. Er liebte es zu shoppen, im Gegensatz zu ihr. Aber wenn man plötzlich alle diese Menschen in seinem Leben hatte, sollte man wahrscheinlich selbst ein wenig Zeit darauf verwenden persönlich etwas auszuwählen, was ihnen hoffentlich gefiel. Das schien eine feststehende Regel in Beziehungen zu sein.

Im Umgang mit Menschen, die man liebte, gab es jede Menge Regeln, hatte sie gelernt. Auch wenn es alles andere als einfach für sie war, hielt sie sie so gut wie möglich ein.

Eine der Regeln, an die sie sich mit Freuden hielt, war die, auf alle Fälle mit dem blöden Summerset zu streiten, bevor sie das Haus verließ. Wie nicht anders zu erwarten, stand er auch an diesem Morgen wie ein Skelett in einem schwarzen Anzug mit gestrafften Schultern im Foyer.

»Ich kann nur hoffen, dass mein Wagen noch da steht, wo ich ihn gestern abgestellt habe, Minna.«

Er presste die schmalen Lippen aufeinander. »Ich kann Sie beruhigen. Der von Ihnen hochtrabend als Wagen bezeichnete Gegenstand verunstaltet die Einfahrt heute Früh nicht weniger als gestern Abend. Falls noch irgendwelche Änderungen an Ihrer persönlichen Gästeliste für die Feier morgen Abend vorgenommen werden sollen, geben Sie mir bitte spätestens bis vierzehn Uhr Bescheid.«

»Wenden Sie sich einfach an meinen Sekretär. Ich selbst habe zu viel damit zu tun, die Bewohner dieser Stadt zu schützen, um irgendwelche Listen zu erstellen.«

Sie marschierte aus dem Haus und atmete dann zischend ein. Gästeliste? Brauchte sie etwa auch eine Liste für das Fest? Was war verkehrt daran, einfach die Leute einzuladen, wenn man sie zufällig irgendwo traf?

Zum Schutz vor dem widerlichen, kalten Regen zog sie ihre Schultern hoch, bevor sie in ihren Wagen stieg. Aber die Heizung lief bereits. Wahrscheinlich hatte Summerset sie angestellt. Das gehörte auf die Liste mit den Gründen dafür, ihm nicht eines Nachts im Schlaf die Gurgel umzudrehen.

Zumindest würde diese Liste nicht besonders lang.

Sie fuhr die Einfahrt herauf, schaltete das Link in ihrem Wagen ein und wählte die Nummer von Roarke.

»Fehle ich dir etwa schon?«

»Jede Sekunde ohne dich ist meine ganz private Hölle.

Hör zu, muss ich eine Liste machen? Ich meine, eine Gästeliste für das Fest?«

»Würdest du denn gerne eine machen?«

»Nein. Nein, ich will bestimmt keine verdammte Liste machen, aber -«

»Die Liste wurde bereits erstellt.«

»Okay, gut dann. Prima.« Dann fiel ihr plötzlich noch etwas anderes ein. »Wahrscheinlich habe ich auch schon die passende Garderobe bis hin zu farblich passenden Dessous, oder?«

»Die Sachen zeugen von einem ausgezeichneten Geschmack - auch wenn du meinetwegen ruhig auf die Dessous verzichten kannst.«

Sie fing an zu lachen. »Ich bin eben ein echter Tausendsassa, findest du nicht auch? Also dann,

bis später.«

Peabody saß bereits an ihrem Schreibtisch, als Eve auf die Wache kam. Schulbewusst trat sie vor ihre Partnerin, wartete, bis die den Kopf von ihren Papieren hob, und wollte von ihr wissen:

»Hätten Sie vielleicht eine Minute für mich Zeit?«

Peabody blinzelte überrascht. »Sicher. Ich komme gleich.«

Eve nickte, ging in ihr Büro, bestellte zwei Tassen Kaffee und gab zu Peabodys erneuter Überraschung einmal extra Zucker und Milch hinein.

»Machen Sie bitte die Tür zu, ja?«

»Sicher. Hm, ich habe den Bericht über ... danke«, fügte sie hinzu, als Eve ihr ihren Kaffeebecher gab, »über Zero fertig. Der Staatsanwalt hat überlegt, Anklage wegen zweifachen Totschlags gegen den Typen zu erheben, weil die von ihm verkauften Drogen als tödliche Waffe anzusehen sind, ohne die -«

»Setzen Sie sich doch.«

»Himmel, werde ich etwa nach Long Island versetzt oder so?«

»Nein.« Eve nahm auf ihrem Schreibtischsessel Platz und wartete, bis ihre Partnerin ihr gegenüber saß. »Ich möchte mich bei Ihnen dafür entschuldigen, dass ich Sie gestern einfach im Stich gelassen habe, dass ich meine Arbeit vernachlässigt habe und Ihnen nicht die geringste Hilfe war.«

»Wir hatten die Sache doch schon unter Dach und Fach, und vor allem waren Sie krank.«

»Die Sache war noch nicht endgültig geklärt, und wenn ich krank war, war das einzig und allein mein Problem.

Aber ich habe es zu Ihrem Problem gemacht. Sie haben Roarke benachrichtigt.«

Eve wartete einen Moment, während Peabody die Wand anstarrte und einen Schluck von ihrem Kaffee trank. »Eigentlich hatte ich vor, Ihnen dafür ordentlich den Kopf zu waschen«, fuhr sie fort.

»Aber wahrscheinlich haben Sie genau das Richtige getan.«

»Sie waren in schlechter Verfassung. Ich wusste einfach nicht, was ich anderes hätte machen sollen. Ist jetzt wieder alles okay?«

»Alles bestens.« Sie blickte auf ihren eigenen Kaffee.

Auch in einer Partnerschaft gab es jede Menge Regeln, dachte sie. »Als wir gestern wieder auf die Wache kamen, saß eine Frau in meinem Büro. Jemanden den ich von früher kannte. Das hat mich total aus dem Konzept gebracht. Sie war meine erste Pflegemutter - wobei von einer Mutter nicht besonders viel zu spüren war. Es war keine angenehme Zeit, und sie plötzlich nach all den Jahren hier zu sehen, war ... ich konnte einfach nicht ...«

Nein, dachte Eve, man konnte immer.

»Ich bin damit einfach nicht klargekommen«, verbesserte sie sich. »Also habe ich mich verdrückt und Sie den Fall allein zum Abschluss bringen lassen. Sie haben Ihre Sache wirklich gut gemacht.«

»Was hat sie hier gewollt?«

»Ich habe keine Ahnung, und es ist mir auch egal. Ich habe sie rausgeschmissen und die Tür hinter ihr zugemacht. Falls sie je noch einmal hier erscheint, bin ich nicht mehr so überrascht und komme sicher damit klar.«

Sie stand auf, trat an ihr schmales Fenster, schob es trotz der Kälte und der Nässe draußen auf, beugte sich hinaus und riss den an der Außenwand befestigten Untersuchungsbeutel ab.

Ihre Partnerin starrte mit großen Augen auf die Schokoriegel in dem Beutel und stellte halb verwirrt und halb bewundernd fest: »Sie haben Schokoriegel von außen an Ihr Fenster geklebt.«

»Ich hatte«, korrigierte Eve. Dadurch, dass sie vor einer Zeugin an die Süßwaren gegangen war, gab sie preis, an welchem Ort ihr Schokoriegelvorrat vor dem dreisten Schokoriegeldieb bisher am sichersten gewesen war. Sie öffnete die Tüte und drückte der sprachlosen Peabody einen der Riegel in die Hand. »Wenn Sie mein Büro verlassen, werde ich die Tür absperren und ein neues Versteck für meine Süßigkeiten suchen«, warnte sie.

»Okay. Am besten stecke ich den Schokoriegel ein, bevor ich Ihnen erzähle, weshalb aus der Anklage wegen Totschlags leider nichts wird.«

»Ich hatte mir bereits gedacht, dass daraus nichts wird«, meint Eve.

Trotzdem steckte Peabody die Schokolade vorsichtshalber ein. »Der Staatsanwalt war noch versessener darauf als ich, Zero endlich das Handwerk zu legen. Ich glaube, dass der Gute ihm schon viel zu oft durch die Lappen gegangen ist, und dass ihm deshalb so viel daran lag.«

Eve lehnte sich gegen ihren Schreibtisch. »Ich habe zielstrebige Staatsanwälte immer schon gemocht.«

»Sie können eine echte Hilfe sein«, stimmte Peabody ihr zu. »Also haben wir den Kerl mit der Androhung von zweimal lebenslang in einer extraterrestrischen Straf-kolonie erschreckt und dann auch noch behauptet, dass es Augenzeugen gibt.«

Peabody klopfte sich auf die Tasche, wie um sich zu vergewissern, dass der Schokoladenriegel nicht mit einem Mal verschwunden war. »Außerdem haben wir einen Durchsuchungsbeschluss für seinen Club und seine Wohnung erwirkt und dort ein paar Drogen sichergestellt.

Alles eher harmlos, und er hat behauptet, dass das Zeug nur für den Eigengebrauch vorgesehen war. Was viel eicht sogar stimmt, aber wir haben es natürlich anders interpretiert, und bis wir mit Zero fertig waren, haben er und sein Anwalt die Anklage wegen Totschlags quasi als Geschenk höherer Mächte angesehen. Das sind nur fünf bis zehn Jahre, und wahrscheinlich wird er vorzeitig entlassen, aber -«

»Er kommt hinter Gitter, und das ist deutlich besser als nichts. Außerdem verliert er seine Lizenz, muss die Gerichtskosten und eine hohe Geldstrafe bezahlen[^], und mit seinem Club wird es den Bach hinuntergehen. Sie dürfen die Schokolade behalten.«

»Es war wirklich klasse.« Da der Schokoriegel hörbar ihren Namen rief, gab Peabody dem Drängen nach, zog ihn aus ihrer Tasche, wickelte ihn aus und biss ein winzig kleines Eckchen ab.

»Es hat mir einen echten Kick verpasst, die Sache bis zum Ende durchzuziehen«, erklärte sie mit glücklich gefülltem Mund. »Tut mir trotzdem leid, dass Sie nicht dabei waren.«

»Mir auch. Danke, dass Sie für mich in die Bresche gesprungen sind.«

»Kein Problem. Sie können die Tüte ruhig wieder von außen neben das Fenster kleben. Vor mir ist sie dort sicher.« Als sie Eves zusammengekniffene Augen sah, fuhr sie eilig fort: »Ah, nicht, dass sie nicht auch woanders vor mir sicher wäre. Womit ich bestimmt nicht sagen will, dass ich jemals beteiligt war, wenn irgendwelches süßes Zeug aus diesem Büro verschwunden ist.«

Jetzt hatte Eve den Blick des Cops, der einer Verdächtigen gegenüber saß. »Und wenn wir Sie kurz an den Lü-

gendetektor anschließen würden?«

»Was?« Peabody legte eine Hand hinter ihr Ohr. »Haben Sie das gehört? Jemand ruft mich. Viel eicht werden gerade irgendwelche schrecklichen Verbrechen in der Stadt begangen, und wir beide sitzen hier herum und schwatzen. Ich muss wirklich los.«

Mit immer noch zusammengekniffenen Augen ging Eve zur Tür, drückte sie hinter Peabody zu und schloss zur Vorsicht auch noch ab. Schwatzen. "Was zum Teufel war das überhaupt für ein Wort? Peabodys Stimme hatte einen deutlich schuldbewussten Klang gehabt.

Eve nahm die Tüte in die Hand und überlegte, wo sie sich in dem Kabuff am geschicktesten

verstecken ließ.

In der Pause zwischen der Besprechung mit den leitenden Angestellten eines seiner Unternehmen und dem im Speisesaal des Firmensitzes mit Investoren anberaumten Lunch klingelte die Gegensprechanlage, die vor Roarke auf dem eleganten Schreibtisch stand.

»Ja, Caro.« Er runzelte die Stirn, als er bemerkte, dass die Abhörsicherung von seiner Assistentin eingeschaltet worden war.

»Die Person, die Sie heute Morgen erwähnt haben, ist unten im Foyer und möchte zu Ihnen vorgelassen werden.«

Er hatte mit sich selbst um eine halbe Million gewettet, dass sie sich noch vor dem Mittagessen mit ihm in Verbindung setzen würde, jetzt verdoppelte er diesen Einsatz, weil er sicher war, dass sie den wahren Grund ihres Erscheinens offenbaren würde, bevor sie den zweiten Rauswurf innerhalb von zwei Tagen erfuhr.

»Ist sie da?«

»Anscheinend.«

»Lassen Sie sie noch zehn Minuten warten, dann holen Sie sie raus. Aber bitte nicht persönlich. Schicken Sie eine Assistentin runter, Caro - eine möglichst junge, ja?

Und dann lassen Sie sie warten, bis ich mich bei Ihnen melde.«

»Wird erledigt, Sir. Soll ich Sie zehn Minuten, nachdem sie Ihr Büro betreten hat, noch mal anrufen?«

»Nein«, erklärte er mit einem Lächeln, das alles andere als freundlich war. »Ich wimmele sie lieber selber ab.«

Darauf freute er sich schon.

Er warf einen Blick auf seine Uhr, stand auf und trat vor die breite Fensterfront, durch die man auf die Spitzen und Türme der New Yorker City sah. Inzwischen war der Graupel in normalen Regen übergegangen merkte er.

Trübsinniger, grauer Regen, der aus einem hässlich grauen Himmel auf die Straßen fiel.

Nun, er und Eve kannten sich damit aus, im Regen zu stehen. Das Leben hatte ihnen beiden über Jahre übel mitgespielt und ihnen immer nur schlechte Karten ausgeteilt. Trotzdem hatten sie - jeder auf seine eigene Art - so gut mit ihrem jeweiligen Blatt gespielt, dass der Jackpot am Schluss an sie gegangen war.

Aber immer gab es noch ein Spiel, das man spielen musste, immer gab es irgendeinen neuen Spieler, der bereit war, sich mit fiesen Tricks einen Anteil am Gewinn zu sichern. Wenn er nicht gleich aufs Ganze setzte.

Die nächste Spielerin sollte ruhig kommen, dachte er.

Er war nicht nur bereit, sondern auch oder vor allem in der Lage, selbst mit derart fiesen Tricks zu spielen, dass den anderen bestenfalls der Rückzug blieb.

Eves Vater, diesen elendigen Bastard, konnte er leider nicht mehr zu einer blutigen Masse zusammenschlagen, konnte ihn nicht leiden lassen, so wie Eve noch immer unter diesem Dreckschwein litt. Jetzt aber hatte ihm das Schicksal eine würdige Ersatzfrau zugespielt.

Die noch am Leben war. Plump, rosig und überreif für eine Abreibung. Trudy Lombard machte sich besser auf eine äußerst unangenehme Überraschung gefasst.

Wahrscheinlich wäre das Letzte, woran sie noch denken würde, wenn sie wieder aus ihrem Loch hervorgekrochen käme, seine geliebte Eve.

Er wandte sich vom Fenster ab und sah sich in dem Zimmer um. Er hatte diesen Raum persönlich eingerichtet. Hatte es gebraucht. Er wusste, was sie sehen würde, wenn sie aus der Kälte und dem Grau über die Schwelle träte. Sie sähe die Größe und den Luxus, den Reichtum und die Macht.

Sie würde den Geruch des Geldes riechen, aber wenn sie nicht völlig hirnlos wäre, hätte sie auch eine Vorstellung davon, wie er zu diesem Geld gekommen war.

Auch wenn diese Vorstellung natürlich nur sehr vage wäre, fügte er hinzu. Obgleich er inzwischen ein echter Ehrenmann geworden war, hatte er nie öffentlich gemacht, was er alles besaß und an was für Firmen er welt-weit beteiligt war.

In seinem Privatbüro zu Hause führte er genauestens Buch über alle Unternehmen, und er brachte seine Bü-

cher vierteljährlich auf den neuesten Stand. Eve hatte immer Zugriff auf die Bücher, hatte sie je Interesse an den Dingen, die er tat. Doch das hatte sie natürlich nicht, dachte er mit einem leichten Lächeln. Zumindest fiel es ihr inzwischen etwas leichter, seinen Reichtum hinzunehmen, auch wenn er ihr immer noch ein wenig peinlich war.

Er wünschte sich, er würde die Namen der Gottheiten kennen, die an dem Tag auf ihn herabgesehen hatten, an dem er ihr begegnet war. Selbst wenn er alles seinen Besitz, alles, was er im Leben erreicht hatte, auf eine Seite der Waagschale legen könnte, wöge es diese wunderbare Frau nicht auf.

Er schob eine Hand in seine Jackentasche und tastete dort nach dem Knopf, der bei ihrer ersten Begegnung von ihrer Jacke abgefallen war.

Als er an sie dachte, überlegte er, wann sie wieder völlig zu sich kommen und erkennen würde, warum dieser unselige Geist aus ihrer Vergangenheit plötzlich bei ihr erschienen war.

Sobald sie es erkennen würde, dachte er und legte seine Hand ein wenig fester um den kleinen grauen Knopf, wäre sie ganz schön sauer.

Er sah noch einmal auf die Uhr, kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und rief seine Assistentin an.

»Sie können sie jetzt reinbringen, Caro.«

»Ja, Sir.«

Während er auf Trudy wartete, verdrängte er den Wunsch, Blut und Knochen zu schmecken, und setzte eine neutrale Miene auf.

Sie entsprach genau der Vorstellung, die er infolge seiner Recherchen von ihr hatte, dachte er. Sie war das, was man in gewissen Kreisen als attraktive Frau bezeichnete - groß und grobknochig, mit frisch gemachtem Haar und einem nicht hässlichen, sorgfältig geschminkten Gesicht.

Sie trug ein violettes Kostüm mit großen goldenen Knöpfen, einem knielangen Rock, praktische, bequeme Schuhe mit flachen Absätzen und verströmte einen starken Rosenduft.

Er erhob sich von seinem Platz, und auch wenn er in der Position der Macht hinter seinem Schreibtisch stehen blieb, gab er ihr die Hand und sah sie höflich lächelnd an.

»Ms Lombard.« Ihre Hand war weich, bemerkte er, aber bestimmt nicht schwach.

»Ich weiß es wirklich zu schätzen, dass Sie sich trotz der unzähligen Termine, die Sie sicher haben, ein paar Minuten Zeit für mich genommen haben.«

»Kein Problem. Ich bin immer interessiert daran, die Menschen kennenzulernen, zu denen meine Frau eine ...

Verbindung hat. Danke, Caro.«

Er wusste, dass sein brusker Ton seiner Assistentin deutlich machen würde, dass sie keine Erfrischungen anzubieten hatte, und so nickte sie einfach mit dem Kopf, zog sich ins Vorzimmer zurück und schloss die Tür hinter sich.

»Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

»Danke. Vielen Dank«, flötete sie und sah ihn mit leuchtenden Augen an. »Ich war mir nicht sicher, ob die kleine Eve - Verzeihung, für mich ist sie immer noch das kleine Mädchen -, ob Eve mich überhaupt erwähnt hat.«

»Dachten Sie, dass sie das nicht tun würde?«

»Nun, wissen Sie, ich fühle mich schrecklich, einfach schrecklich, weil ich die Sache gestern so ungeschickt angegangen bin.« Sie presste eine Hand in Höhe ihres Herzens auf die Jacke ihres Kostüms.

Ihre Nägel, merkte er, waren lang, sorgfältig gefeilt und blutrot lackiert.

An der rechten Hand trug sie einen dicken Goldring mit einem großen Amethyst, und dazu hatte sie - durchaus hübsch, wenn auch wenig einfallreich - die passenden Ohrhinge angelegt.

»Wie sind Sie die Sache denn angegangen?«, fragte er.

»Zugegebenermaßen äußerst ungeschickt. Inzwischen ist mir klar, dass ich besser vorher bei ihr angerufen hätte.

Stattdessen bin ich einfach spontan an ihrem Arbeitsplatz erschienen, aber das ist nun einmal meine Art. Ich bin einfach zu impulsiv, vor allem, wenn meine Gefühle mit im Spiel sind. Eve hatte es damals furchtbar schwer, und als sie mich plötzlich ohne Vorwarnung gesehen hat, hat das anscheinend schlimme Erinnerungen in ihr geweckt. Sie wirkte voll kommen verstört.«

Jetzt presste sie die Hand an ihre Lippen, und ihre Augen wurden feucht. »Sie haben ja keine Ahnung, in was für einem Zustand das arme, süße Mädchen war, als es zu mir kam. Sie ist wie ein Geist durchs Haus gehuscht und hatte sogar Angst vor ihrem eigenen Schatten, obwohl der kaum zu sehen war.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Jetzt mache ich mir Vorwürfe, weil ich, ohne zu überlegen, zu ihr gegangen bin. Inzwischen ist mir nämlich klar, dass das Wiedersehen mit mir die Erinnerung an die schrecklichen Tage in ihr wachgerufen hat, bevor sie bei mir in Sicherheit war.«

»Dann sind Sie also hier, um mich zu bitten, Sie bei ihr zu entschuldigen. Das tue ich natürlich gern. Obwohl ich glaube, dass Sie die Wirkung, die Ihr Besuch auf meine Gattin hatte, etwas überschätzen.«

Er setzte sich auf seinen Stuhl und drehte sich lässig damit hin und her. »Ich glaube, dass der unerwartete Besuch sie ziemlich verärgert hat. Aber verstört? So hat es nicht auf mich gewirkt. Ich kann Sie also beruhigen, Ms Lombard. Ich hoffe, Sie haben noch eine schöne, wenn auch sicher kurze Zeit hier in New York, bevor es wieder nach Hause geht.«

Damit hatte er sie freundlich abserviert. Wie ein viel beschäftigter Mann, der sich eine störende Fluse von der Jackentasche schnipste, wenn er sie zufällig sah.

Er sah, dass sie es bemerkte, nahm das kurze Auf-flackern in ihren Augen wahr, das ihn an das Züngeln einer Schlange denken ließ.

Genau das war sie schließlich auch. Hinter dem konservativen Aufzug und dem zuckersüßen Akzent war sie eine Schlange, weiter nichts.

»Oh, oh, aber ich kann unmöglich nach Texas zurückfliegen, ohne meine kleine Eve noch mal zu sehen, ohne sie persönlich um Entschuldigung zu bitten und mich davon zu überzeugen, dass mit ihr alles in Ordnung ist.«

»Ich kann Ihnen versichern, dass mit ihr alles in Ordnung ist.«

»Und Bobby? Mein Bobby hat sich solche Sorgen um sie gemacht. Er war wie ein Bruder für die kleine Eve.«

»Ach, tatsächlich? Seltsam, dass sie nie von ihm gesprochen hat.«

Ihr Lächeln wurde nachsichtig und sogar ein wenig scheu. »Ich glaube, sie hat damals etwas für

ihn geschwärmt, ich nehme an, dass sie nicht wollte, dass Sie eifersüchtig sind.«

Er stieß ein tiefes, volles tönendes Lachen aus. »Also bitte. Nun, wenn Sie wollen, können Sie natürlich Ihren Namen und Ihre Adresse bei meiner Assistentin hinterlegen. Falls Lieutenant Dallas Sie kontaktieren will, wird sie es tun. Falls nicht ...«

»Nein, so geht es nicht. So geht es einfach nicht.«

Trudy richtete sich kerzengerade auf, und ihre Stimme bekam einen scharfen Klang. »Ich habe dieses Kind aus reiner Herzensgüte damals bei mir aufgenommen und über ein halbes Jahr versorgt. Sie können mir ruhig glauben, wenn ich sage, dass das alles andere als einfach war. Ich habe also etwas Besseres verdient.«

»Ach ja? Und was haben Sie Ihrer Meinung nach verdient?«

»Also gut.« Sie beugte sich ein wenig vor, wodurch sie, wie er annahm, in die Verhandlungspose ging. »Wenn Sie denken, dass es ihr nicht guttut, mich und meinen Jungen zu sehen, dann - und ich weiß, dass ich hier mit einem Geschäftsmann rede - habe ich eine Entschädigung dafür verdient. Nicht nur für die Zeit und Mühe, die ich damals auf die Kleine verwandt habe, als sonst niemand sie wollte, sondern auch für die Anstrengungen und die Kosten, die ich hatte, um hierher zu kommen und zu sehen, wie es ihr inzwischen geht.«

»Verstehe. Haben Sie sich auch schon überlegt, wie hoch diese Entschädigung sein soll?«

»Ich muss zugeben, dass alles das mich etwas überrascht.« Sie fuhr sich mit den roten Krallen durch das rote Haar. »Ich weiß nicht, wie man einen Preis für das festlegen soll, was ich diesem Kind gegeben habe, und dafür, was es mich kostet, sie jetzt nicht noch mal zu sehen.«

»Ich bin überzeugt davon, dass es Ihnen trotzdem gelingen wird.«

Die Röte ihrer Wangen wurde durch Verlegenheit und aufkommenden Zorn verstärkt, sein eigener Blick jedoch drückte auch weiter freundliches Interesse aus.

»Ich nehme an, ein Mann in Ihrer Position kann es sich leisten, gegenüber jemandem wie mir großzügig zu sein.

Ohne mich säße das Mädchen inzwischen wahrscheinlich selber hinter Gittern, statt andere Leute einzusperren.

Trotzdem hat sie nicht einmal mit mir gesprochen, als ich gestern bei ihr war.«

Sie rief ein paar Tränen auf, wandte sich eilig ab und blinzelte sie wieder fort.

»Ich glaube, das Gewäsch können wir uns von nun an sparen«, erklärte Roarke mit einem Hauch von Ungeduld.

»Wie hoch ist Ihr Preis?«

»Ich finde, dass zwei Millionen nicht unangemessen wären.«

»Und für zwei Millionen ... Dollar?«

»Natürlich.« Die Tränen wurden durch einen Ausdruck der Verärgerung ersetzt. »Was sollte ich denn wohl mit einer fremden Währung?«

»Und für diese zwei Millionen Dollar wären Sie und Ihr Sohn bereit, wieder dorthin zurückzukehren, woher auch immer Sie gekommen sind, und meine Frau in Ruhe zu lassen.« Trudy hob resigniert die Hände in die Luft. »Wenn sie uns nicht sehen will, wird sie uns auch nicht mehr sehen.«

»Und wenn ich zu dem Ergebnis komme, dass diese Entschädigung etwas zu hoch ist?«

»Bei einem Mann mit Ihren finanziellen Möglichkeiten kann ich mir das zwar nicht vorstellen, aber wenn es so wäre, wäre ich vielleicht gezwungen, mich - weil mir die Sache schließlich sehr zu schaffen macht - jemand anderem anzuvertrauen. Und dieser Jemand könnte durchaus ein Reporter sein.«

Wieder drehte er sich lässig mit seinem Sessel hin und her. »Und das wollte ich nicht, weil ...«
»Ich bin eine sentimentale Frau und habe deshalb Alben von jedem Einzelnen der Kinder, um die ich mich gekümmert habe, angelegt. Ich habe ihre Geschichten aufgeschrieben, und zwar bis ins letzte Detail. Das Bekanntwerden ein paar dieser Details könnte für Sie und auch für Eve nicht nur unangenehm, sondern in höchstem Maße peinlich sein. Wussten Sie zum Beispiel, dass sie bereits sexuelle Beziehungen hatte, bevor sie zu mir kam?«

»Ist eine Vergewaltigung für Sie etwa eine sexuelle Beziehung?«, fragte er in völlig ruhigem Ton, obwohl sein Blut in Wallung geraten war. »Ich hätte angenommen, dass Sie aufgeklärter sind, Ms Lombard.«

»Egal, wie Sie es nennen, wird es sicher Leute geben, die der Meinung sind, dass eine Frau mit einem solchen Hintergrund als Lieutenant der New Yorker Polizei nicht tragbar ist. Ich bin mir selber nicht ganz sicher, ob es nicht vielleicht sogar zu meiner Bürgerpflicht gehört, die Medien und vielleicht auch ihre Vorgesetzten darüber aufzuklären, aus was für Verhältnissen sie kommt.«

»Aber zwei Millionen Dollar würden schwerer wiegen als Ihre sogenannte Bürgerpflicht.«

»Ich will nur haben, was mir zusteht. Wussten Sie, dass Blut an ihren Händen klebte, als sie aufgegriffen wurde? Sie ... oder jemand anderes ... hatte den Großteil abgewaschen, aber sie haben das Blut getestet ...«

Sie bedachte Roarke mit einem durchdringenden Blick.

»... und sie haben festgestellt, dass es zum Teil ihr eigenes, zum Teil aber auch das Blut von jemand anderem war.«

»Außerdem hatte sie ständig Albträume«, fuhr Trudy fort. »Ich hatte den Eindruck, als ob sie in diesen Träumen jemanden ersticht. Ich frage mich, was die Leute daraus schließen würden, wenn sie davon erführen. Ich wette, die Journalisten würden jede Menge Geld für die Story bezahlen, denn schließlich ist sie inzwischen eine landesweit bekannte Polizistin und vor allem Ihre Frau.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht«, stimmte Roarke ihr zu. »Vielen Menschen macht es einfach Spaß, sich am Schmerz und Leid anderer zu ergötzen.«

»Wie gesagt, ich habe damals viel für Eve getan. Ich glaube also nicht, dass die Entschädigung, von der ich gesprochen habe, unangemessen ist. Wenn Eve mich nicht noch einmal sehen will, werde ich einfach die Kohle nehmen, nach Texas zurückkehren, und sie kann ein für allemal vergessen, dass es Trudy Lombard gibt.«

»Das haben Sie nicht ganz richtig formuliert. Sie haben Eve damals viel angetan. Und dafür entschädige ich Sie jetzt sofort.«

»Sie sollten es sich besser noch mal überlegen ...«

»Ich entschädige Sie dadurch«, fiel er ihr ins Wort,

»dass ich nicht aufstehe, zu Ihnen komme und Sie mit bloßen Händen erwürge.«

Sie rang erstickt nach Luft und griff sich theatralisch an den Hals. »Wollen Sie mir etwa drohen?«

»Nein«, erklärte er ihr in noch immer völlig ruhigem Ton. »Ich erkläre Ihnen lediglich, wie ich Sie dafür entschädigen werde, dass Sie wieder dahin verschwinden, woher Sie gekommen sind. Die Entschädigung wird darin bestehen, dass Ihnen nichts passiert, Sie können mir glauben, es kostet mich sehr viel, Ihnen für die Dinge, die meine Frau in Ihrem Haus erleiden musste, als sie ein hilfloses kleines Mädchen war, nicht die Gurgel umzudrehen.«

Er stand langsam auf.

Sie rang nicht noch mal nach Luft und griff sich auch nicht theatralisch an den Hals, sondern erstarrte zur Salzsäule, und alles Blut wich ihr aus dem Gesicht.

Endlich, dachte er, endlich schien sie zu erkennen, was sich hinter der Fassade des eleganten Mannes von Welt verbarg.

Dagegen käme nicht mal eine Schlange an.

Ohne seinen Blick von ihr zu lösen, trat er langsam auf sie zu und lehnte sich so dicht vor ihr lässig gegen die Kante seines Schreibtischs, dass er hörte, wie die Luft mit einem leichten Schauer aus ihren Lungen wich.

»Ich könnte Sie mit einem bloßen« -, er schnipste mit den Fingern, »und ohne mit der Wimper zu zucken, an Ort und Stelle umbringen, und so viele Leute, wie mir angemessen erschiene, dazu bringen, Stein und Bein zu schwören, dass Sie gesund und munter aus diesem Büro spaziert sind.

Ich

könnte

auch

die

Überwachungsdisketten manipulieren lassen, um das zu beweisen. Man würde Ihre Leiche - oder das, was noch von Ihnen übrig wäre, wenn ich mit Ihnen fertig wäre - niemals finden. Betrachten Sie deshalb Ihr Leben - das Ihnen wahrscheinlich lieb und teuer ist - als Entschädigung.«

»Sie sind verrückt.« Sie presste sich gegen die Lehne ihres Stuhls. »Sie sind total verrückt.«

»Daran sollten Sie denken, falls es Ihnen jemals wieder in den Sinn kommt, sich mit mir anzulegen, sich die Taschen dadurch zu füllen, dass Sie für Geld über die Qualen und die Albträume von einem kleinen Mädchen sprechen, oder sich jemals auch nur wieder in die Nähe meiner Frau zu wagen. Daran sollten Sie denken und sich fürchten. Sie sollten sich fürchten«, wiederholte er und beugte sich etwas zu ihr herab, »denn ich empfinde es als regelrechtes Ärgernis, Sie nicht langsam, Stück für Stück, in Ihre Einzelteile zu zerlegen. Es könnte sein, dass ich beim nächsten Mal nicht mehr so zurückhaltend bin.«

Er trat noch näher an sie heran, sie sprang eilig auf und schob sich rückwärts Richtung Tür. »Am besten geben Sie das auch an Bobby weiter, damit er meine Geduld nicht auch noch auf die Probe stellt.«

Als sie die Tür erreichte und hinter sich nach der Klinke tastete, fuhr er mit leiser Stimme fort:

»Es gibt keinen Ort, an dem Sie sich vor mir verstecken können, falls Sie noch irgendetwas tun, um meiner Frau zu schaden. Es gibt keinen Ort, an den ich Ihnen nicht folgen würde, um endlich das zu tun, was ich mir jetzt verkneife.« Er wartete einen Moment und forderte sie lächelnd auf:

»Und jetzt laufen Sie los.«

Sie stürzte aus dem Raum und rannte schreiend durch das Vorzimmer in den Flur hinaus. Wieder schob er seine Hand in seine Jackentasche, tastete dort nach Eves Knopf, trat abermals ans Fenster und blickte erneut in den düsteren Dezembertag hinaus.

»Sir?«

Er drehte sich nicht um, als seine Assistentin sein Büro betrat, sondern fragte einfach: »Ja, Caro?«

»Soll jemand vom Gebäudeschutz Ms Lombard bis vor die Tür begleiten?«

»Das wird nicht nötig sein.«

»Sie schien ziemlich in Eile zu sein.«

Er blickte auf sein lächelndes Spiegelbild. »Ihre Pläne haben sich plötzlich geändert.« Jetzt drehte er sich um und sah auf seine Uhr. »Zeit fürs Mittagessen, oder? Ich gehe besser sofort rauf und nehme unsere Gäste in Empfang. Ich habe nämlich einen Riesenappetit.«

»Das kann ich mir vorstellen«, murmelte Caro.

»Oh, und Caro?«, bat er noch, während er bereits in Richtung seines privaten Fahrstuhls

schlenderte. »Würden Sie bitte den Gebäudeschutz anweisen, weder Ms Lombard noch ihren Sohn - ich werde Ihnen noch ein Foto von ihm geben - noch mal hereinzulassen?«

»Wird sofort erledigt.«

»Und noch etwas. Sie wohnen im West Side Hotel drüben in der Zehnten, und ich würde gern erfahren, wenn sie auschecken.«

»Wird ebenfalls erledigt, Sir.«

Als die Fahrstuhltür zur Seite glitt, blickte er noch einmal über seine Schulter und erklärte fröhlich: »Sie sind ein echter Schatz.«

Als sich die Tür hinter ihm schloss, dachte Caro, dass sie manchmal - wie in diesem Augenblick - wirklich dankbar dafür war, dass er sie zu schätzen schien.

Um sich abzulenken, konzentrierte Eve sich eine Zeitlang auf das Schreiben von Berichten und andere nervtötende Papierarbeit. Was den zusätzlichen Vorteil hatte, dass ihr Schreibtisch halbwegs leer wäre, wenn die Feiertage kämen und sie ihr Büro zwangsweise verließ.

Sie hatte bereits deutliche Fortschritte gemacht, als Peabody in ihrer Tür erschien.

»Die toxikologische Untersuchung von Tubbs hat Spuren von Zeus und verschiedenen anderen illegalen Substanzen in seinem Blut ergeben. Das andere Opfer war clean. Die Leichen oder das, was noch von ihnen übrig ist, werden morgen freigegeben.«

»Gut.«

»Dal as?«

»Mmm. Ich schicke gerade die Spesenabrechnungen der Leute rauf. Das heißt, die meisten«, fügte sie schnaubend hinzu. »Mit Baxter muss ich vorher noch ein Wörtchen reden.«

»Dal as.« Eve hob den Kopf, sah Peabodys Gesicht und fragte: »Was?«

»Ich muss zum Gericht. Wegen Celina.«

Eve sprang hinter ihrem Schreibtisch auf. »Wir haben doch bereits unsere Aussagen gemacht.«

»Die Staatsanwaltschaft hat mich auch noch einzeln als Zeugin benannt. Weil ich eins der Opfer war.«

»Ja, aber ... ich dachte, die Befragung fände frühestens in ein, zwei Wochen statt. Wegen der Feiertage ...«

»Sie kommen ziemlich schnell voran. Ich muss also noch vor Weihnachten hin.«

»Wann?«

»Jetzt gleich. Es dürfte nicht allzu lange dauern, aber

... kommen Sie etwa mit?«, fragte Peabody, als Eve nach ihrem Mantel griff.

»Was denken Sie denn?«

Peabody schloss die Augen und atmete tief ein. »Danke. Vielen Dank. McNab wird mich dort treffen. Er ist noch unterwegs, aber er wird versuchen, rechtzeitig da zu sein

... Danke.«

Auf dem Weg nach draußen blieb Eve vor einem der Getränkeautomaten stehen. »Holen Sie sich ein Wasser«, sagte sie zu ihrer Partnerin, »und mir eine Dose kaltes Koffein.«

»Gute Idee. Ich habe jetzt schon eine trockene Kehle.

Obwohl ich bestens vorbereitet bin«, fuhr Peabody fort, während sie ihren Code eingab und die richtigen Knöpfe drückte. »Die Staatsanwaltschaft hat mich wirklich gut gedrillt. Und schließlich habe ich schon öfter vor Gericht ausgesagt.«

»Aber noch nie als Opfer. Das ist etwas anderes. Sie wissen, dass das etwas anderes ist.«

Peabody drückte Eve die Pepsidose in die Hand, trank, während sie weitergingen, einen großen Schluck von ihrem Wasser und stellte mit leiser Stimme fest:

»Schließlich war Celina noch nicht mal diejenige, die mich angegriffen hat. Ich weiß also wirklich nicht, warum mir der Gedanke solche Angst macht, sie gleich noch mal zu sehen.«

»Sie war Teil des Ganzen. Sie hat die Dinge vorausgesehen und nichts dagegen unternommen. Sie ist nicht ohne Grund wegen Beihilfe angeklagt, Peabody.

Gehen Sie in den Zeugenstand, erzählen Sie, was passiert ist, und lassen Sie sich ja nicht von der Verteidigung aus der Ruhe bringen. Dann wird die Sache endlich für Sie abgeschlossen sein.«

Das wäre sie wahrscheinlich niemals wirklich, überlegte Eve. Peabody würde sich auch später noch an jeden Augenblick des Überfalls erinnern, an die Schmerzen und die Angst. Vielleicht

wurde durch die Verhandlung der Gerechtigkeit gedient, aber die Erinnerung würde dadurch nicht getilgt.

Sie traten vor die Tür. Trotz des miserablen Wetters täte Peabody der kurze Gang durch die frische Luft wahrscheinlich gut. »Sie sind Polizistin«, fing Eve draußen an.

»Es hat Sie im Dienst erwischt. Das ist den Geschworenen wichtig. Außerdem sind Sie eine Frau.« Eve schob die Hände in die Taschen ihres Mantels, denn die Luft war bitterkalt. »Auch wenn das keine Rolle spielen sollte, werden die Geschworenen es sehen. Eine Frau, die von einem riesengroßen, völlig irren Hurensohn, der zuvor schon mehrere Frauen getötet und verstümmelt hat, brutal zusammengeschlagen worden ist.«

»Sie haben ihn dingfest gemacht.« Das war eine enorme Erleichterung für sie. »Auch wenn er zu verrückt ist, um vor Gericht gestellt zu werden, haben sie ihn wenigstens bis an sein Lebensende in die Psychiatrie gesperrt.«

»Ihre Aufgabe ist es jetzt gleich, deutlich zu machen, dass Celina sich dadurch mitschuldig gemacht hat, dass sie untätig war. Sie müssen der Staatsanwaltschaft helfen, zu beweisen, dass sie für diese Taten mit verantwortlich ist.«

»Sie wird auf jeden Fall für den Mord an Annalisa Summers, den sie selbst begangen hat, verurteilt werden.

Vielleicht reicht das ja.«

»Reicht Ihnen das?«

Peabody starrte geradeaus, trank noch einen Schluck von ihrem Wasser und stellte mit rauer Stimme fest: »Ich arbeite daran, dass es mir reicht.«

»Dann kommen Sie mit dieser Sache besser klar als ich. Sie haben überlebt, andere aber nicht. Und sie hat einfach dabei zugesehen. Für jeden der Morde, die sich ereignet haben, nachdem sie die geistige Verbindung zu John Blue aufgenommen hatte, für jede Minute, die Sie im Krankenhaus und in der Reha verbringen mussten, für jeder schlechten Augenblick, den Sie deshalb hatten, ist sie mit verantwortlich. Ich will, verdammt noch mal, dass sie dafür bezahlt.« Sie erklimmten die Stufen des Gerichtsgebäudes, und Peabody stellte schluckend fest: »Meine Hände zittern.«

»Reißen Sie sich zusammen«, knurrte Eve.

Sie ließen die Sicherheitskontrollen über sich ergehen, aber statt sich danach in den Verhandlungssaal zu setzen, blieb Eve bei ihrer Partnerin, als Staatsanwältin Reo auf sie zukam.

»Wir machen gerade eine kurze Pause«, setzte Reo an. »Sie kommen als Nächste dran.«

»Wie läuft's bisher?«, fragte Eve.

»Sie hat gute Anwälte.« Cher Reo blickte auf die breite Flügeltür des Saals. Sie war eine hübsche Blondine mit leuchtend blauen Augen und einem breiten Südstaaten-akzent - aber hart wie Titan.

»Sowohl die Verteidigung als auch wir spielen die Psycho-Karte aus, wenn auch auf verschiedene Art. Sie behaupten, die Bilder, die Celina von den Morden und der Gewalt empfangen hat, hätten sie traumatisiert. Ihre Gutachter behaupten, dass Blue alles verantwortlich für alles und sie selber nur vermindert schulfähig ist. Schließlich wäre er eindeutig verrückt und hätte sich gegen ihren Willen in ihre Gedanken eingeklinkt.«

»Was für ein Schwachsinn.«

»Tja, nun.« Reo fuhr sich durch das Haar. »Wir hingegen haben es so dargestellt, dass sie sicher und gemütlich daheim in ihrem Bett gelegen und nicht nur dabei zugesehen hat, wie Blue Frauen gequält, verstümmelt und ermordet hat, sondern dadurch sogar auf die Idee gekommen ist, auf dieselbe Art und Weise die Verlobte ihres Exgeliebten aus dem Verkehr zu ziehen. Unter dem Vorwand, mit der Polizei zusammenarbeiten zu wollen, hat sie sich über den Stand der Ermittlungen auf dem Laufenden gehalten und weiter tatenlos mit angesehen, wie unschuldige Frauen ermordet und ein weiblicher Detektiv der New Yorker Polizei lebensgefährlich

verwundet worden ist. Eine hoch dekorierte Polizistin, die sich mutig zur Wehr gesetzt hat und erheblich an der Aufklärung des Falles beteiligt war.«

In einer aufmunternden Geste unter Frauen strich Reo Peabody leicht über den Arm und sah sie fragend an.

»Wollen Sie die Sache noch mal durchgehen? Wir haben noch ein paar Minuten Zeit.«

»Viel eicht. Okay, viel eicht.« Peabody wandte sich an Eve. Ihre Augen leuchteten etwas zu sehr, und ihr Lächeln war ein wenig angespannt, aber trotzdem sagte sie: »Gehen Sie ruhig schon mal rein. Ich lasse mich noch mal von Reo briefen, danach werde ich mich wahrscheinlich übergeben. Aber dabei wäre ich dann doch lieber allein.«

Eve

wartete,

bis

Reo

Peabody

in

ein

Besprechungszimmer führte, zog dann ihr Handy aus der Tasche, wählte die Nummer von McNab, und nach zweimaligem Läuten tauchte sein hübsches Gesicht mit dem langen blonden Pferdeschwanz auf dem kleinen Bildschirm auf.

»Wo zum Teufel stecken Sie?«

»Ich bin noch drei Blocks südlich des Gerichts. Ich komme, so schnell ich kann. Was zum Teufel machen alle Leute auf der Straße?«

»Sie machen gerade Pause, Sie haben also noch ein paar Minuten Zeit. Ich gehe schon mal rein und reserviere einen Platz für Sie.«

Damit legte sie wieder auf, marschierte in den Verhandlungssaal und nahm wie bereits unzählige Male im Verlauf ihrer Karriere auf einer der Bänke Platz. Hier herrschte Justitia, überlegte sie, während sie auf die Richterbank, die Zuschauerbänke, die Reporter und die Leute, die aus reiner Neugier erschienen waren, sah. Und manchmal - wie sie hoffte, meistens - sprachen die Menschen, die ihr dienten, wirklich Recht.

Sie wünschte ihrer Partnerin, dass das auch in diesem Falle geschah.

Sie hatten mit ihren Ermittlungen und den Verhaftungen eine gute Vorlage für eine Verurteilung geschaffen. Jetzt war es an den Anwälten, dem Richter und den zwölf Geschworenen, dafür Sorge zu tragen, dass es dazu kam.

Endlich kehrten die Geschworenen an ihre Plätze zurück, und einen Moment später wurde auch Celina Sanchez hinter ihren Verteidigern wieder in den Saal geführt.

Ihre Blicke trafen sich, hielten einander wie die des Jägers

und des Beutetieres fest, und sofort waren die Toten, all das Blut, die Grausamkeit wieder präsent.

Liebe, hatte Celina, als es vorbei gewesen war, gesagt.

Liebe hatte sie dazu gebracht, all das zu tun.

Was, wie Eve dachte, der allgrößte Schwachsinn war.

Celina setzte sich auf ihren Platz und sah nach vorn.

Ihr luxuriöses Haar hatte sie zu einem schlanken, beinahe züchtigen Knoten aufgesteckt, statt der grellen Farben, die sie liebte, trug sie ein schlichtes, graues Kostüm. Aber all das war nur Fassade. Eve wusste, was sich dahinter verbarg, und wenn die Geschworenen nicht voll kommen verblödet wären, wüssten sie es auch.

Reo betrat den Saal und beugte sich, als sie an ihrer Bank vorbeiging, kurz zu ihr herab. »Sie wird ihre Sache prima machen. Aber trotzdem ist es gut, dass Sie mit-gekommen sind.« Dann ging sie nach vorne durch und nahm ihren Platz neben den Kol egen ein.

Als der Gerichtsdienner die Menschen bereits aufforder-te, aufzustehen, kam endlich auch Ian angestürzt. Von der Kälte und vom schnellen Laufen hatte er ein gerötetes Gesicht, das jedoch immer noch dezenter als das leuchtend rote Hemd unter der mit einem gelben blauen und pinkfarbenen Zickzackmuster verzierten Jacke war.

Auf farblich passenden leuchtend roten Sneakern schob er sich neben Eve und erklärte mit einem atemlosen Flüstern: »Sie wollten nicht, dass ich mich zu ihr setze - meinte, sie bräuchte einen Augenblick für sich. Wir dachten, wir hätten noch bis Montag Zeit. Verdammt.«

»Sie kommt schon klar.«

Es hätte keinen Sinn, ihm zu erzählen, dass sie selber einen Kloß im Magen hatte und dass ihr bewusst war, was er vor seinem geistigen Auge sah, als sie sich wieder setzten und Peabody den Zeugenstand betrat.

Er sah sich selbst mit bis zum Hals klopfendem Herzen die Treppe des Hauses hinunterrennen und hörte sich selber »Wir haben eine verletzte Beamtin!« in sein Handy schreien, während er zu ihr lief.

Eve war nicht dabei gewesen, hatte aber trotzdem ebenfalls ein Bild vor Augen. Sie war nicht dabei gewesen, als Peabody schwer verletzt und blutend auf dem Bürgersteig gelegen hatte, konnte es aber trotzdem sehen. Peabody gab ihren Namen, ihren Rang und ihre Dienstnummer zu Protokoll. Der Staatsanwalt ging ziemlich rüde mit ihr um - was, wie Eve überlegte, eine gute Taktik war. Er behandelte sie wie die Polizistin, die sie war. Er las ihr ihre Zeugenaussage vor und stritt kurz mit dem Hauptverteidiger herum.

Als sie gebeten wurde, zu erzählen, wie der Abend des Überfalls verlaufen war, erklärte sie mit lauter, klarer Stimme, wie sie die U-Bahn genommen und ihren Lebensgefährten Detective Ian McNab über ihr Handy angerufen hatte, als sie zu Fuß von der U-Bahn-Station heimgelaufen war. Weshalb die Geschworenen es überdeutlich hörten, als ihre Stimme plötzlich brach. Und überdeutlich sahen, wie nicht nur ein Cop, sondern vor allem eine Frau ums Überleben kämpfte, als sie plötzlich überfallen worden war.

»Dann konnte ich meine Waffe ziehen«, erklärte sie.

»Sie waren schwer verletzt, haben mit einem Mann, der deutlich größer und schwerer war als Sie, um Ihr Leben gekämpft, und es trotzdem noch geschafft, Ihre Waffe aus dem Halfter zu ziehen?«

»Ja, Sir. Ich konnte sogar noch einen Schuss abgeben.

Er hat mich durch die Luft geworfen, hat mich einfach durch die Luft geworfen, ich kann mich noch daran erinnern, wie ich auf ihn gefeuert habe, während ich geflogen bin. Dann bin ich auf dem Boden aufgeprallt und kann mich an nichts anderes mehr erinnern, als dass ich irgendwann im Krankenhaus zu mir gekommen bin.«

»Ich habe hier eine Liste der Verletzungen, die Sie bei diesem Überfall davongetragen haben. Mit Erlaubnis des Gerichts werde ich sie Ihnen vorlesen, damit Sie mir bestätigen, ob alles richtig ist.«

Als er anfang zu lesen, packte McNab die Hand von Eve.

Während des gesamten Vortrags, der Nachfragen, der Widersprüche und der Fragen ließ sie sie von ihm halten und entzog sie ihm auch nicht, als die Verteidigung mit ihrem Kreuzverhör begann und sie das Gefühl hatte, als schnüre die Umklammerung ihre alle Finger ab.

»Ihrer eigenen Aussage sowie den Aussagen von anderen Zeugen zufolge, Detective, war John Joseph Blue alles, als er Sie überfallen hat.«

»Das ist richtig.«

»Ms Sanchez war also nicht in der Nähe, als Sie verwundet worden sind.«

»Nein, Sir. Zumindest nicht körperlich.«

»Ihrer vorherigen Aussage zufolge hat Ms Sanchez den Mann, der Sie überfallen hat, John Joseph Blue, nie persönlich getroffen oder gesprochen und hatte auch keinen anderweitigen Kontakt zu ihm.«

»Das ist falsch. Sie hatte Kontakt zu ihm. Sie standen in geistiger Verbindung.«

»Das habe ich nicht mit dem Wort Kontakt gemeint. Ms Sanchez hat aufgrund ihrer seherischen Fähigkeiten die Morde gesehen, die ein gewisser John Joseph Blue ver-

übt und inzwischen auch gestanden hat. Ist es nicht richtig, dass Ms Sanchez freiwillig zu Ihnen kam, um Ihnen bei Ihren Ermittlungen behilflich zu sein.«

»Nein, Sir, das ist verkehrt.«

»Detective, ich habe Berichte, die eindeutig belegen, dass Ms Sanchez den ermittelnden Beamten ihre kosten-lose Hilfe angeboten hat, und dass dieses Angebot nicht nur angenommen worden ist, sondern sie bei der Identifizierung und Ergreifung von John Joseph Blue eine wichtige Rolle gespielt hat.«

Während er sprach, griff Peabody nach ihrem Wasser-glas, trank einen möglichst großen Schluck, und als sie ihre Antwort gab, hatte ihre Stimme wieder einen völlig ruhigen Klang.

»Nein, Sir, sie hat weder den Ermittlern noch den Opfern noch den Bürgern dieser Stadt auf irgendeine Art geholfen. Sie hat die Ermittlungen sogar im Gegenteil behindert, indem sie wichtige Informationen zurückbehalten hat, um Annalisa Summers zu ermorden, was von Anfang an ihr Ziel war.«

»Euer Ehren, ich bitte darum, die spekulative und de-nunzierende Feststellung der Zeugin aus dem Protokoll zu streichen.«

»Einspruch.« Der Staatsanwalt sprang auf. »Diese Zeugin ist nicht nur Polizeibeamtin, sondern war eins der wichtigsten Mitglieder des Ermittlungsteams.«

Es ging weiter hin und her, aber Eve sah deutlich, dass Peabody ihren Rhythmus wiedergefunden hatte und vollkommen gelassen war.

»Sie haben genau zwei Sekunden, um meine Flosse loszulassen, bevor's eins auf die Nase gibt«, sagte sie deshalb leise zu McNab.

»Oh. Tut mir leid.« McNab zog seine Hand zurück und stieß ein nervöses Lachen aus. »Sie ist okay, nicht wahr?«

»Sie ist vollkommen okay.«

Es ging noch etwas weiter, bis noch mal die Staatsanwaltschaft an die Reihe kam, als Peabody den Zeugenstand verließ, war sie ein bisschen blass, drehte aber zu Eves Freude kurz den Kopf und sah Celina direkt ins Gesicht.

Auch daran würde sie sich alle Zeit erinnern, wusste Eve. Sie würde sich daran erinnern, dass sie nicht nur nicht klein beigegeben, sondern ihr am Schluss noch ins Gesicht gesehen hatte. Das war die beste Medizin.

»So kenne ich mein Mädchen.« Sobald sie den Saal verlassen hatte, nahm Ian Peabody glücklich in die Arme und erklärte voller Stolz: »She-Body, du warst einfach der Hit!«

»Anfangs fand ich mich ein bisschen steif, aber ich glaube, ich habe die Kurve doch noch rechtzeitig gekriegt.

Himmel, ich bin einfach froh, dass es vorbei ist.« Sie fuhr sich mit der Hand über den Bauch,

setzte zum ersten Mal an diesem Tag ein echtes Lächeln auf und wandte sich an Eve. »Danke, dass Sie dabei waren.«

»Kein Problem.« Eve warf einen Blick auf ihre Uhr. »In zwei Stunden ist die Schicht vorbei. Aber machen Sie ruhig jetzt schon frei.«

»Ich bin okay, ich -«

»Es ist sowieso nichts weiter los.« In diesem Augenblick entdeckte sie die Starreporterin des Channel 75, die, wie stets auf meterhohen Absätzen, ihre Kamerafrau im Gefolge, auf sie zugelaufen kam. »Oder zumindest nichts, was wirklich wichtig ist.«

»Da ist sie ja. Wie ist es gelaufen, Peabody?«

»Ich glaube, ziemlich gut.«

»Wie wäre es mit einem kurzen Interview?«

Eve wollte aus Prinzip verneinen, hielt sich dann aber zurück. Wahrscheinlich täte es Peabody gut, ihre Position auch außerhalb des Verhandlungssaales zu vertreten.

Und Nadine konnte sie vertrauen.

»Viel eicht. Sicher. Ich schätze, das kriege ich hin.«

»Draußen ist es wirklich lausig, aber es würde sich einfach besser machen, wenn Sie auf der Treppe des Gerichtsgebäudes stünden. Geben Sie Ihr Mädels eine Minute frei, McNab.«

»Ich borge sie Ihnen gerne so lange aus.«

»Ich freue mich schon auf morgen, Dalas.« Die Journalistin ging bereits in Richtung Tür. »Auch von Ihnen könnte ich ein kurzes Statement brauchen. Sie könnten möglichst ernst in die Kamera gucken und erklären, dass der Gerechtigkeit Genüge getan worden ist oder etwas in der Art.«

»Nein. Das heute ist schließlich nicht mein, sondern Peabodys großer Tag. Machen Sie es ruhig persönlich«, sagte Eve zu Peabody und blickte skeptisch in den grauen Himmel, als sie durch die Tür nach draußen trat.

Am Fuß der Treppe angekommen, drehte sie sich noch mal um. Nadine hatte recht, es war wirklich ein beeindruckender Anblick, wie Peabody mit vom Regen feuchten Haaren auf der Treppe des Gerichtsgebäudes stand.

Hoffentlich würde ihre Familie sie im Fernsehen sehen, wie sie auf den Stufen stand und von ihrer Arbeit und ihrem Bemühen um Gerechtigkeit für Verbrechensoffer sprach.

Da sie es auch gern selber sah, blieb sie einen Moment stehen und schaute den beiden zu. Dann wandte sie sich abermals zum Gehen und bemerkte gerade noch, wie eine Frau auf dem Gehweg angerempelt wurde und eine Sekunde später gelandschrie: »Mein Geldbeutel!

Mein Portemonnaie!«

»Oh, Scheiße.« Eve atmete zischend aus und stürzte los.

Nadine, die mitten auf der Treppe stand, rannte so plötzlich los, dass es das reinste Wunder war, dass sie sich nicht als Knochen brach. »Hinterher«, schrie sie ihrer Kamerafrau zu. »Lassen Sie ja die Kamera weiterlaufen!« Als Peabody und McNab an ihr vorüberschossen, sprang Nadine vor lauter Ungeduld auf dem Gehweg hin und her. »Himmel, sehen Sie bloß zu, dass Sie sie nicht verlieren!«

Der Handtaschendieb war circa einen Meter achtzig groß und muskulös. Er hatte endlos lange Beine, auf denen er die Straße hinuntersprintete, während er die Leute, die ihm in die Quere kamen, einfach wie Kegel umwarf, sodass Eve zu einem regelrechten Hürdenlauf über die umgestürzten Fußgänger gezwungen war.

Ihr Ledermantel flatterte ihm Wind.

Sie brauchte nicht extra zu schreien, dass sie von der Polizei war und er deshalb stehen bleiben sollte. Der Kerl hatte sich einmal zu ihr umgedreht, und als ihre Blicke sich begegnet waren, hatte

er sie, wie zuvor Celina, sofort als Feindin identifiziert.

Er packte einen Schwebegril mitsamt seinem Betreiber und warf ihn einfach um. Sojaburger schlitterten über den Boden und Getränkedosen platzten auf.

Sie wich zwei Passanten aus, die er ihr praktisch vor die Füße warf, schätzte die Entfernung, atmete tief durch, drückte sich vom Boden ab und sprang den Hünen an.

Sie krachten gemeinsam auf den Boden und schlitterten über den nassen Bürgersteig in Richtung Straßenrand, wo die Bremsen eines Maxibusses kreischten wie eine hysterische Frau.

Ihre kaum verheilte Hüfte heulte auf, und während sie sich noch verrenkte, um nicht unter die Räder des Busses zu geraten, rammte er ihr einen Ellenbogen unters Kinn.

Sie schmeckte Blut.

»Das war wirklich dämlich«, schnauzte sie, riss seine Arme hinter seinen Rücken und legte ihm Handschel en an. »Das war wirklich dumm. Jetzt bist du auch noch wegen des Angriffs auf eine Polizeibeamtin dran.«

»Sie haben nie gesagt, dass Sie Polizistin sind. Woher hätte ich das also wissen sol en? Außerdem haben Sie mich verfolgt und hätten mich um ein Haar vor einen Maxibus geschubst. Ich werde misshandelt!«, rief er laut, nahm eine gekrümmte Haltung ein und sah sich nach irgendwelchen mitfühlenden Leuten um. »Ich gehe friedlich meiner Wege, und Sie versuchen mich umzubringen. «

»Du gehst also friedlich deiner Wege.« Eve drehte den Kopf, spuckte Blut und sagte sich, wenigstens lenke der pochende Kiefer sie von ihrer Hüfte ab.

Sie griff in seine Tasche und zog vier Portemonnaies und mehrere Brieftaschen heraus. »Hast anscheinend einen ziemlich guten Tag gehabt.«

Inzwischen sah er die Dinge offenbar gelassen, denn er setzte sich auf und stel te schulterzuckend fest:

»Weihnachten. Da gehen die Leute selbst bei diesem Hundewetter vor die Tür. Aber vergessen Sie den tätlichen Angriff, ja? Los, streichen Sie den. War einfach ein Reflex.«

Eve wackelte mit ihrem Kinn. »Dann sind deine Refle-xe wirklich gut.«

»Und Sie sind wirklich schnell , das muss ich Ihnen lassen.«

Als endlich ihre beiden Kol egen auf der Bildfläche erschienen, schob sie sich die nassen Haare aus der Stirn.

»Sagen Sie den Leuten, dass sie endlich weitergehen sol en, ja? Und rufen Sie einen Streifenwagen, der den Kerl hier wegen mehrfachen Diebstahls auf die Wache bringt. Den tätlichen Angriff werde ich vergessen, weil schließlich Weihnachten ist.«

»Das ist nett.«

Dann bemerkte Eve Nadine. »Verdammt - schaffen Sie die Kamera hier weg.«

McNab hob die Portemonnaies und Brieftaschen vom Gehweg auf. »Ihre Lippe blutet, Lieutenant.«

»Nein.« Sie fuhr sich mit der Hand über den Mund.

»Ich habe mir auf die verdammte Zunge gebissen.«

»Der Wagen ist unterwegs, Madam«, meldete Peabody. »Übrigens hat das Fußgängerkegeln, das Sie beide veranstaltet haben, wirklich klasse ausgesehen.«

Eve hockte sich noch einmal vor den Taschendieb.

»Wenn du in die andere Richtung gelaufen wärest, wären wir schon auf der Wache und säßen nicht mehr in dem verfluchten Nieselregen rum.«

»Als ob ich so dämlich wäre.«

»Immerhin dämlich genug, direkt vor dem Gericht auf Beutezug zu gehen.«

Er sah sie traurig an. »Ich konnte mich einfach nicht zurückhalten. Die Frau hat ihre Handtasche direkt vor meiner Nase rumgeschwenkt und war total in das Gespräch mit einer anderen Frau vertieft. Sie hat mir den Geldbeutel praktisch aufgedrängt.«

»Ja, genau. Gib das ruhig auch so zu Protokoll.«

»Lieutenant Dal as?«, fragte Nadine, als sie leicht keuchend vor sie trat. Sie zerrte eine Frau hinter sich her, die Eve aus weit aufgerissenen braunen Augen anstarrte.

»Das hier ist LeeAnne Petrie, der eben von diesem Mann der Geldbeutel gestohlen worden ist.«

»Ma'am. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken sol.«

»Fangen Sie am besten damit an, dass Sie nicht Ma'am zu mir sagen. Sie müssen mit auf die Wache kommen, Ms Petrie, um dort eine Aussage zu machen.

Dann bekommen Sie auch Ihr Eigentum zurück.«

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so etwas Aufregendes erlebt. Himmel, beinahe hätte mich der Mann auch noch umgeschubst! Ich komme aus White Springs - das ist ein kleiner Ort südlich von Wichita in Kansas. Ich meinem ganzen Leben habe ich noch nie so etwas Aufregendes erlebt.«

Eve konnte es sich einfach nicht verkneifen. »Sie sind hier eben nicht in Kansas«, sagte sie.

Da sie Peabody nach Hause geschickt hatte und selbst noch den Bericht über den Taschendiebstahl schrieb, saß sie bis nach Schichtende auf der Wache fest. Mit zunehmender Dunkelheit waren die Temperaturen noch gesunken weshalb aus dem Niesei feiner Eisregen geworden war, und die Fahrt nach Hause auf den glatten Straßen einem Marathon glich. Eve saß in einem Stau, nippte Eiswasser, um ihre wunde Zunge zu beruhigen, und ließ ihren Gedanken freien Lauf.

Sie war nur noch wenige Blocks von zu Hause entfernt, als sie auf Trudy Lombard kam, und plötzlich atmete sie zischend ein.

»Es geht gar nicht um mich. Verflucht, es geht gar nicht um mich. Weshalb soll te es um mich gehen? Verdammt, verdammt, verdammt.«

Sie schaltete die Sirene ein, schoss in die Vertikale, und während sie sich und das Verkehrsgewirr verfluchte, das

dieses

Manöver

praktisch

zu

einem

Selbstmordkommando machte, griff sie nach ihrem Link.

»Roarke«, schnauzte sie, als das Gesicht von Summerset auf dem Monitor erschien. »Ist er schon da?

Dann stel en Sie mich zu ihm durch.«

»Er ist gerade durch das Tor gefahren, aber noch nicht im Haus. Falls es sich um einen Notfall handelt -«

»Sagen Sie ihm, dass ich in zehn Minuten da bin und dann sofort mit ihm sprechen muss. Falls eine gewisse Lombard anruft und ihn sprechen will, stel en Sie sie bloß nicht zu ihm durch.

Haben Sie verstanden? Stel en Sie sie bloß nicht zu ihm durch.«

Sie legte wieder auf, riss das Lenkrad herum und setzte so schwungvoll wieder auf der Straße auf, dass sie beinahe einen Kotflügel verlor.

Diese elendige Hexe! Worum soll te es ihr sonst gehen als um Geld? Einen dicken Stapel Scheine.

Und welcher Mensch auf Erden wäre wohl am ehesten in der Lage, ihr diesen Wunschtraum zu erfüllen?

Aber damit käme sie nicht durch. Falls er auch nur daran dachte, sie dafür zu bezahlen, dass sie sie in Ruhe ließ, würde sie ihm persönlich das Fell über die Ohren ziehen.

Schleudernd bog sie in die Einfahrt ihres Grundstücks, und als sie mit quietschenden Bremsen vor der Haustür hielt, kam Roarke persönlich an die Tür.

»Bin ich etwa verhaftet?«, rief er gut gelaunt und ließ einen Finger kreisen. »Immerhin hast du sogar die Sirene angestellt.«

Sie stellte die Sirene wieder ab, stieg aus und schlug die Tür des Wagens zu. »Ich bin einfach eine gottverdammte Idiotin! Ich bin dümmer, als die Polizei erlaubt!«

»Wenn du so über die Frau sprichst, die ich liebe, biete ich dir nichts zu trinken an.«

»Es geht um dich. Es ging niemals um mich. Wenn ich mich nicht so hätte aus der Fassung bringen lassen, hätte ich es von Anfang an gewusst. Lombard.«

»Okay. Und was ist das?« Er strich sanft mit einem Finger über den blauen Fleck an ihrem Kinn.

»Nichts.« Der Zorn hatte jeden Schmerz vertrieben.

»Hörst du mir viel eicht weiter zu? Ich kenne sie. Ich kenne diesen Typ. Sie tut nichts ohne Grund. Sie hat nicht all die Mühen und Kosten der Reise auf sich genommen, nur, um mir auf den Keks zu gehen. Es geht eindeutig um dich.«

»Du solltest dich erst einmal beruhigen. Komm mit ins Wohnzimmer.« Er nahm ihren Arm. »Im Kamin brennt ein warmes Feuer, und ich hole uns eine schöne Flasche Wein.«

»Hör auf.« Sie schlug ihm auf die Hand, aber statt von ihr abzulassen, zog er ihr den nassen Mantel aus.

»Komm erst mal wieder zu Atem«, riet er ihr. »Und auch wenn du viel eicht nichts trinken willst, wil ich auf jeden Fall ein Glas. Was für ein ekelhaftes Wetter.«

Sie atmete tief durch und presste ihre Hände gegen ihr Gesicht, bis sie wieder halbwegs bei sich war. »Ich konnte einfach nicht nachdenken, das war das Problem. Ich habe nicht nachgedacht, sondern einfach reagiert. Aber ich kenne sie. Sie hat sich bestimmt gedacht, sie könnte einfach kommen und so tun, als ginge es ihr um ein Wiedersehen. Ich war damals schließlich noch ein Kind und völlig durcheinander, viel eicht hat sie darauf gehofft, dass ich mich nicht daran erinnern kann, wie es mir damals erging. Dass sie die lange verschollene Mutter spielen kann, den Engel, der mich gerettet hat oder was auch immer, und dass sie mich dazu bringen kann, dass ich zu dir gehe und dich bitte, ihr etwas zu geben, wenn sie mir erzählt, dass sie in finanziellen Nöten ist.«

»Aber da hat sie dich eindeutig unterschätzt. Hier.« Er hielt ihr ein Weinglas hin.

»Sie hat bestimmt noch einen Ersatzplan.« Sie nahm das Glas entgegen, trat vor den Kamin, in dem ein Feuer prasselte, und kam wieder zu ihm zurück. »Den haben solche Typen nämlich immer. Nachdem sie bei mir nicht landen konnte, wird sie sicher direkt zur Quelle gehen.

Das heißt, direkt zu dir. Sie wird an dein Mitgefühl appellieren, wird dir erzählen, wie erbärmlich es ihr geht, und wenn das nicht funktioniert, wird sie dir wahrscheinlich drohen. Sie wil sicher einen ziemlich großen Batzen, denn auch wenn sie später viel eicht wiederkommen wil, wird sie auch jetzt schon eine Summe verlangen, mit der sie was anfangen kann ...«

Sie sah ihm forschend ins Gesicht. »All das ist dir längst schon klar.«

»Wie gesagt, du wärest selbst sofort darauf gekommen, wenn du nicht so aufgewühlt gewesen wärest.« Er neigte seinen Kopf und strich mit seinen Lippen über ihr geschwollenes Kinn.

»Komm, setz dich mit mir vor den Kamin.«

»Warte, einen Augenblick.« Sie hielt ihn am Ärmel fest.

»Du warst doch wohl nicht bei ihr, um sie davor zu warnen, diesen Schritt zu gehen? Du hast sie doch wohl nicht besucht?«

»Ich hatte und ich habe nicht die Absicht, dieses Weibsbild jemals zu besuchen. Außer, sie stell dir weiter nach. Hast du eigentlich gewusst, dass sie im Verlauf der Jahre elf Pflegekinder hatte? Ich frage mich, wie viele sie so gequält hat wie dich.«

»Du hast sie überprüft? Natürlich hast du das.« Sie wandte sich ab. »Ich bin in dieser Sache wirklich schwer von Begriff.«

»Die Sache ist erledigt, Eve. Denk einfach nicht mehr drüber nach.«

Ohne sich wieder zu ihm umzudrehen, trank sie langsam einen Schluck von ihrem Wein. »Wie wurde die Sache erledigt?«

»Sie kam heute zu mir ins Büro. Ich habe ihr deutlich zu verstehen gegeben, dass es für alle Betroffenen das Beste ist, wenn sie einfach wieder nach Texas zurückfliegt und dich nicht noch einmal kontaktiert.«

»Du hast mit ihr gesprochen?« Sie kniff die Augen zu, denn ein Gefühl von ohnmächtigem Zorn stieg in ihrem Innern auf. »Du wusstest, wer und was sie war, aber du hast sie trotzdem in dein Büro gelassen?«

»Ich habe dort schon Schlimmeres erlebt. Was hätte ich deiner Meinung nach denn machen sollen?«

»Du hättest mir die Sache überlassen sollen. Dir hätte klar sein müssen, dass das meine Sache ist. Dass ich sie selber klären muss.«

»Es ist - oder es war - nicht deine, sondern unsere Sache, Eve. Und wir mussten sie gemeinsam klären, nicht du alleine. Und das ist jetzt geschehen.«

»Ich will nicht, dass du meine Probleme für mich löst.«

Sie fuhr zu ihm herum, und bevor sie beide wussten, was passieren würde, flog ihr Weinglas durch die Luft. »Das war alleine meine Angelegenheit.«

»Es gibt nichts mehr, was alleine deine Sache wäre, genauso, wie es nichts mehr gibt, was noch alleine meine Sache ist.«

»Ich habe es nicht nötig, dass du mich beschützt. Und ich lasse auch nicht zu, dass du das tust.«

»Oh, verstehe.« Seine Stimme wurde leise, was immer ein schlechtes Zeichen war. »Dann ist es also voll kommen in Ordnung, wenn ich mich um irgendwelche lästigen Details deiner Arbeit kümmere. Aber ich darf meine Nase nicht in Dinge stecken, die wirklich wichtig sind?«

»Das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Ich weiß, ich bin eine schlechte Ehefrau.« Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und sie brachte die Worte nur mit Mühe heraus. »Ich vergesse ständig irgendwelche Sachen, und es stört mich nicht einmal genug, um zu versuchen, etwas dagegen zu tun. Aber -«

»Du bist keine schlechte Ehefrau, was ich als dein Mann durchaus beurteilen kann. Aber du bist ein schwieriger Mensch. Sie ist zu mir gekommen, um mich zu erpressen, aber das wird sie sicher nicht noch einmal tun. Ich habe alleine das Recht der Welt, dich und meine eigenen Interessen zu schützen. Und wenn du deshalb einen Tobsuchtsanfall kriegen willst, kriegst du den besser alleine.«

»Lass mich jetzt bloß nicht einfach stehen.« Es juckte ihr in den Fingern, mit irgendetwas Wertvollem nach ihm zu werfen, als er sich zum Gehen wandte. Aber das wäre einfach zu weiblich und zu blöde gewesen, um es tatsächlich zu tun. »Lass mich bloß nicht einfach stehen, und tu vor alleine nicht meine Gefühle einfach mit einem Schulterzucken ab.«

Er blieb stehen und sah sie aus zornblitzenden Augen an. »Meine geliebte Eve, wenn mir deine Gefühle nicht so wichtig wären, würden wir diese Unterhaltung gar nicht führen. Wenn ich dich jetzt al eine lasse, tue ich das nur, um nicht deinen Kopf so lange gegen die Wand krachen zu lassen, bis du wieder halbwegs zu Besinnung kommst.«

»Hättest du es mir überhaupt erzählt?«

»Ich weiß nicht. Es gab viele gute Gründe, es dir zu verschweigen, weshalb ich mir noch nicht ganz sicher war. Sie hat dich verletzt, und so etwas lasse ich nicht zu.

So einfach ist das. Um Gottes wil en, Eve, als ich die Sache mit meiner Mutter herausgefunden habe und deswegen fast verrückt geworden bin, hast du dich da nicht auch um mich gekümmert und dich sogar schützend vor mich gestel t?«

»Das ist nicht dasselbe.« Ihr Magen brannte, und die Gal e, die in ihrer Kehle aufstieg, mischte sich mit ihrer Stimme, als sie von ihm wissen wol te: »Was hast du bekommen, Roarke? Was hast du anderes bekommen als Menschen, die dich lieben und so akzeptieren, wie du bist? Gute, anständige Menschen. Und was wol en sie von dir? Nichts, nicht einen gottverdammten Cent. Ja, du hast es schwer gehabt. Dein Vater hat deine Mutter umgebracht. Aber was hast du sonst noch rausgefunden?

Dass sie dich geliebt hat. Dass sie ein junges, unschuldiges Mädchen war, das dich geliebt hat. So ist es bei mir nicht. Mich hat nie jemand geliebt. Nichts und niemand aus meiner Vergangenheit war anständig oder unschuldig oder gut.«

Ihre Stimme brach, aber sie spie auch noch die letzten Worte aus: »Also, ja, die Sache hat dir einen harten Schlag versetzt. Aber als du ins Taumeln gekommen bist, bist du dabei in eine echte Goldgrube gestürzt. Ein solches Glück hatte ich leider nicht.«

Er hielt sie nicht zurück, als sie aus dem Raum marschierte, und lief ihr auch nicht nach, als sie über die Treppe in ihr Arbeitszimmer floh. Denn ihm fiel ihm Augenblick einfach kein Grund für eine Versöhnung ein.

Um nicht zu explodieren, ging er in den Fitnessraum und ließ dort den Dampf in kleinen Dosen ab. Die Verletzung an der Schulter, die er sich vor ein paar Wochen zugezogen hatte, tat noch immer etwas weh.

Er hatte sich verletzt, als er mit Eve auf Verbrecher jagd gegangen war. Es war also offenbar okay, sein verdammtes Leben zu riskieren, so lange es um ihre Arbeit ging, aber wenn er sich einer verdammten Erpresserin entledigte, machte sie ihn deshalb an.

Vergiss es, sagte er sich streng. Denk einfach nicht mehr darüber nach.

Allerhöchste Zeit, sich körperlich wieder in Form zu bringen, dachte er, ging zu den Gewichten und stellte eine geradezu brutale Abfolge anstrengender Hebe- und Halteübungen ein.

Wenn sie selbst statt in ihr Arbeitszimmer ebenfalls hierhergekommen wäre, hätte sie einen der Sparring-Droiden aktiviert. Und so lange auf ihn eingeschlagen, bis nichts mehr von ihm übrig gewesen wäre.

Jedem das Seine, dachte er.

Wie er sie kannte, stapfte sie jetzt durch ihr Büro, trat gegen diverse Gegenstände und verfluchte ihn. Doch er konnte und er wollte nichts dagegen tun. Nie in seinem Leben, dachte er, während er die Hanteln stemmte, hatte er eine derart vernunftbegabte Frau gekannt, die so schnell ausflippen konnte und dann jede Vernunft vergaß.

Was, verflucht noch mal, hatte sie von ihm erwartet?

Dass er sie umgehend zu Hilfe rufen würde, wenn diese Lombard in seinem Büro erschiene, damit sie diese lä-

cherliche texanische Schmeißfliege von dort vertrieb?

Tja, dafür hatte sie sich eindeutig den falschen Ehemann gesucht. Pech für sie.

Sie wollte nicht, dass er sie schützte, wollte nicht, dass er sich um sie kümmerte, wenn sie blind vor Trauer und vor Stress war? Auch das war Pech für sie.

Er quälte sich durch das Programm und empfand eine düstere Befriedigung angesichts des Brennens seiner Muskeln, der Schmerzen in der kaum verheilten Wunde und des Schweißes, der ihm über Gesicht und Körper rann.

Wie er angenommen hatte, stapfte sie durch ihr Büro, hielt ab und zu vor ihrem Schreibtisch inne und trat dreimal so fest dagegen, dass die Hüfte, die sie im Kampf Seite an Seite mit ihrem vermaledeiten Mann verwundet hatte, schrie.

»Zur Hölle mit dem Kerl! Verdammt! Kann er sich nicht einmal aus was raushalten?«

Der fette Kater Galahad kam durch die Tür gewatschelt und nahm in Erwartung einer aufregenden Show im Durchgang zur Küche Platz.

»Siehst du den hier?«, fragte sie das Tier und zeigte auf den Stunner, den sie immer noch in ihrem Schulterhalfter trug. »Weißt du, warum sie mir den gegeben haben? Weil ich alleine auf mich aufpassen kann.

Weil ich keinen Menschen brauche - und schon gar nicht meinen eigenen Ehemann -, der schnurstracks angelaufen kommt, wenn es mal ein bisschen schwierig für mich wird.«

Der Kater legte seinen Kopf ein wenig schräg, blinzelte sie träge aus seinen zweifarbigen Augen an, streckte eines seiner Vorderbeine aus und fing an sich zu putzen, als hätte sie keinen Ton gesagt.

»Ich hätte mir denken können, dass du auf seiner Seite bist.« Sie massierte sich geistesabwesend die verletzte Hüfte. »Verdammte Kerle. Sehe ich etwa wie ein schwaches, hilfloses Weibchen aus?«

Okay, viel eicht hatte sie so ausgesehen, gab sie widerstrebend zu, während sie weiter durch das Zimmer tigerte. Während eines kurzen Augenblicks. Aber er kannte sie und wusste ganz genau, dass sie sich am Schluss immer zusammenriss.

Genau wie er gewusst hatte, dass Lombard zu ihm kommen würde.

»Aber hat er viel eicht auch nur einen Ton davon gesagt?« Sie warf die Hände in die Luft. »Hat er etwa gesagt: >Hör mal, liebe Eve, ich gehe davon aus, dass diese sadistische Hexe aus deiner Vergangenheit mir einen Besuch abstatten wird<? Nein, das hat er nicht. Immer geht's um das verdammte Geld. Das habe ich davon, dass ich mich auf einen Typen eingelassen habe, dem fast die ganze Welt und ein Teil des bekannten Sonnensystems gehört. Was zum Teufel habe ich mir dabei gedacht?«

Erschöpft von ihrem Wutausbruch, warf sie sich in ihren Schlafessel und runzelte die Stirn.

Es war sein Geld, dachte sie. Er hatte das Recht, sich und sein Geld zu schützen. Denn sie hatte es nicht getan.

Und sie hatte den einzigen Menschen attackiert, der sie durch und durch verstand, der von al den Dingen wusste, die sie vor al er Welt verborgen hielt. Hatte ihn genau aus diesem Grund attackiert. Wahrscheinlich würde Mira ihr hundert Punkte dafür geben, dass sie von al ein zu diesem unglücklichen Schluss gekommen war.

Aber schließlich hatte sie ihm schon zu Anfang der Beziehung deutlich zu verstehen gegeben, dass sie schwierig war. Verdammt, er hatte ganz genau gewusst, was für eine Partnerin er mit ihr bekam. Sie würde ihn also bestimmt nicht um Verzeihung bitten, das stand für sie fest.

Trotzdem setzte sie sich auf, trommelte mit ihren Fingern auf ihrem Knie herum, ging noch einmal in Gedanken die Szene im Wohnzimmer durch und klappte die Augen zu, als ihr Magen sich zusammenzog.

Oh Gott, was habe ich getan?

Roarke wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, griff nach einer Flasche Wasser und erwog, noch eine Runde auf dem Laufband nachzuschieben, weil er immer noch verletzt und zornig war. Er trank einen großen Schluck und überlegte, ob er viel eicht lieber schwimmen gehen sol te. Als sie den Raum betrat.

Seine Rückenwirbel richteten sich spürbar einer nach dem anderen auf.

»Wenn du trainieren wil st, musst du noch etwas warten. Ich bin nämlich noch nicht fertig, und ich habe augenblicklich kein Interesse an deiner Gesel schaft.«

Sie hätte ihm gern erklärt, dass er es mit dem Training übertrieb. Dass seine Schulterwunde dafür noch nicht geschlossen genug war. Aber für diesen Satz würde er sie fertigmachen. Und sie hätte es verdient.

»Ich brauche nur einen Moment, um zu sagen, dass mir mein Ausbruch eben leidtut. Furchtbar leid. Ich weiß nicht, woher die Sätze kamen, ich habe nicht einmal gewusst, dass ich zu solchen Sätzen fähig bin. Ich schäme mich dafür.« Ihre Stimme zitterte, aber sie würde die Sache zu Ende bringen, und sie bräche dabei nicht in Tränen aus. »Deine Familie. Ich bin froh, dass du sie gefunden hast. Das schwöre ich. Die Erkenntnis, dass ich irgendwo in meinem Inneren so kleinmütig sein kann, darauf neidisch oder eifersüchtig zu sein, macht mich richtiggehend krank. Ich hoffe, dass du mir mein Verhalten irgendwann verzeihen kannst. Das ist al es.«

Als sie sich wieder zum Gehen wandte, fluchte er leise auf: »Warte. Warte einen Augenblick.« Er schnappte sich ein Handtuch und fuhr sich damit über das Haar und durchs Gesicht. »Ich schwöre dir, du kannst mich so fertigmachen wie niemand anderes sonst. Jetzt muss ich überlegen, jetzt muss ich mich fragen, wie ich empfinden würde, wäre unsere familiäre Situation genau anders herum. Ich kann es nicht sagen, aber wenn dann auch in meinem Inneren ein paar gehässige

Gedanken keimen würden, wäre ich nicht im Geringsten überrascht.«

»Es war hässlich und schrecklich, das ich so etwas gesagt habe. Dass ich dazu in der Lage war. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan. Oh Gott, Roarke, ich wünschte, ich hätte es nicht getan.«

»Wir haben beide irgendwann mal Dinge von uns gegeben, von denen wir uns wünschen, wir hätten sie nie gesagt. Damit kommen wir zurecht.« Er warf das Handtuch über eine Bank. »Und was die andere Sache angeht...«

»Was ich dazu gesagt habe, war ebenfalls verkehrt.«

Seine Brauen schossen hoch. »Entweder ist*

Weihnachten in diesem Jahr ein bisschen früher oder wir haben einen neuen Feiertag.«

»Ich weiß, dass ich mich wie eine Idiotin benommen habe. Dass ich so dämlich war, dass ich mir am liebsten selbst dafür in den Hintern treten würde.«

»Das kann ich gerne für dich tun.«

Sie behielt auch weiter ihre ernste Miene bei. »Sie hatte es auf deine Kohle abgesehen, und du hast dich gewehrt. So einfach. Ich habe es erst kompliziert gemacht, ich habe es auf mich bezogen, nur, dass es nie um mich gegangen ist.«

»Das ist nicht ganz richtig. Ich habe ihr erheblich stärker zugesetzt, als erforderlich gewesen wäre, weil es für mich die ganze Zeit um dich gegangen ist.«

Ihr Hals und ihre Augen brannten, als sie ihm erklärte:

»Ich hasse es ... ich hasse es - nein, nicht.« Als er einen Schritt in ihre Richtung machen wollte, hielt sie ihn zurück. »Ich muss selbst dahinterkommen, wie ich es am besten formuliere. Ich hasse es, dass nicht ich das blöde Weib vertrieben habe. Dass ich noch nicht mal ansatzweise dazu in der Lage war. Und ich bin auf dir herumgetrampelt, weil ich es nicht konnte und weil du es deshalb übernommen hast.«

Sie atmete hörbar ein. »Und ich bin deshalb auf dir herumgetrampelt, weil ich wusste, dass ich es mir leisten kann. Weil ich bei al er Dummheit wusste, dass du mir verzeihst. Du hast nichts hinter meinem Rücken unternommen, hast mein Vertrauen nicht missbraucht und auch nichts von den anderen Dingen getan, die ich mir eingeredet habe. Du hast einfach getan, was getan werden musste. Weiter nichts.«

»Lob mich besser nicht zu sehr.« Jetzt setzte er sich auf die Bank. »Ich hätte sie nämlich liebend gerne umgebracht. Ich glaube, das hätte mir richtig Spaß gemacht.

Aber das wolest du ganz sicher nicht. Also habe ich mich damit begnügt, sie davon zu überzeugen, dass ich sie umbringen werde - und zwar auf eine möglichst unangenehme Art -, wenn sie je noch einmal eine ihrer klebrigen Pfoten an einen von uns beiden legt.«

»Ich wünschte, ich hätte ihr Gesicht dabei gesehen.

Wie viel, dachte sie, wäre ich dir wert?«

»Ist das wirklich wichtig?«

»Ich wüsste es einfach gern.«

»Zwei Millionen. Eine eher lächerliche Summe, aber sie kennt uns eben nicht.« Seine leuchtend blauen Augen, denen nichts von ihr verborgen blieb, sahen sie durchdringend an. »Sie hat eben keine Ahnung, dass sie niemals auch nur ein Punt von uns bekommen würde.

Genau, wie sie nicht weiß, dass du für mich unbezahlbar bist. Aber was hätte Geld in diesem Fall überhaupt für einen Wert? Für das, was wir beide miteinander haben, ist schließlich kein Preis hoch genug.«

Endlich ging sie zu ihm, setzte sich auf seinen Schoß, schlang ihm die Arme um den Hals, die Beine um die Hüfte und schmiegte ihr Gesicht an seinen Hals.

»So«, murmelte er. »Jetzt ist al es wieder gut.«

»Was ist überhaupt ein Punt?«

»Ein was?« Er stieß ein verblüfftes Lachen aus. »Ach, das ist ein altes Wort für das Irische

Pfund.«

»Wie sagt man auf Gälisch >es tut mir leid<?«

»Ah ... ta bron orm«, antwortete er und fügte, nachdem sie die Worte mühsam nachgesprochen hatte, erleichtert hinzu: »Mir tut es genauso leid.«

»Roarke. Ist sie noch hier in New York?« Als er nichts erwiderte, legte sie den Kopf zurück und sah ihm ins Gesicht »Du lässt sie doch sicher überwachen und weißt, wo sie ist. Ich bin mir eben furchtbar dämlich vorgekommen.

Gib mir bitte nicht das Gefühl, auch noch unfähig zu sein.«

»Als ich das Büro verlassen habe, hatten weder sie noch ihr Sohn, noch ihre Schwiegertochter aus dem Hotel ausgecheckt.«

»Okay, dann werde ich morgen ... ach nein, morgen ist ja diese Sache ... Ich habe es nicht vergessen, und ich werde ...«

Als Wiedergutmachung für ihre Idiotie würde sie freiwillig tun, was man zur Vorbereitung einer großen Weihnachtsfeier seiner Meinung nach auch immer tat.

»Jemand muss mir sagen, wie man eine solche Sache vorbereitet.« Sie umfasste sein Gesicht mit beiden Händen und fügte flehentlich hinzu: »Bitte lass nicht Summerset mir sagen, was ich machen muss.«

»Du brauchst nichts zu machen, die Sache ist ein Fest.«

»Man macht doch sicher irgendwelches Zeug. Überwacht die Dekoration der Räume, streitet mit dem Partyservice rum, irgendwelche Sachen in der Art.«

»Ich habe mich noch nie mit dem Partyservice rumgestritten, aber du kannst die Dekoration des Ballsaals überwachen, wenn du dich dann besser fühlst.«

»Brauche ich dafür eine Liste?«

»Sogar mehrere. Werden deine Schuldgefühle dadurch abgebaut?«

»Es ist auf jeden Fall ein Anfang. Und am Sonntag, wenn die Lombard dann noch hier ist, suche ich sie auf.«

»Warum?« Jetzt umfasste er ihr Gesicht. »Warum willst du dir das antun? Warum willst du ihr noch mal die Chance geben, dir eine reinzuwürgen?«

»Ich muss ihr deutlich machen, dass sie das von jetzt an nicht mehr schafft. Und ich muss ihr dabei gegenüberstehen. Auch wenn mir das so peinlich ist, dass ich mich gezwungen sehe, dir entsetzlich wehzutun, wenn du diese Worte wiederholst - geht es um meine Selbstachtung. Ich hasse es, ein Feigling zu sein, und in dieser Angelegenheit habe ich den Kopf einfach in den Sand gesteckt.«

»Das tut wohl eher ein Strauß.«

»Ich bin auch nicht gern ein Strauß. Also, morgen findet wie geplant die Feier statt - denn das Weib ist es einfach nicht wert, auf irgendeiner Liste von dir oder mir zu stehen -, und wenn sie am Sonntag nicht verschwunden ist, suche ich sie auf.«

»Suchen wir sie auf.«

Nach einem Augenblick des Zögerns nickte sie mit dem Kopf. »Ja, okay. Dann suchen wir sie auf.« Sie schmiegte ihr Gesicht an seine Wange und stellte nasenrührend fest: »Du bist total verschwitzt.«

»Statt gegen meinen Schreibtisch oder gegen einen Schrank zu treten, habe ich meinen Zorn eben gewinnbringend genutzt.«

»Wenn du nicht sofort die Klappe hältst, bin ich vielleicht doch nicht schuldbewusst genug, um dir anzubieten, dir den Rücken einzuseifen, wenn du duschst.«

»Meine Lippen sind versiegelt«, murmelte er sanft und presste sie an ihren Hals.

»Aber erst«, sie packte sein T-Shirt und riss es ihm über den Kopf, »nachdem ich dir das Hirn herausgevögelt habe. Weil es sich nämlich dann erst richtig lohnt.«

»Es liegt mir fern, dir vorzuschreiben, wann und wie du deine Schuldgefühle abbauen sollst. Bist du noch sehr schuldbewusst?«

»Das wirst du ja gleich merken«, erklärte sie ihm fröhlich, während sie ihm bereits in die gesunde Schulter biss.

Sie zog ihn mit sich von der Bank auf die dicke Matte und rollte sich mit ihm herum.

»Aua. Ich habe nicht unbedingt den Eindruck, dass du, wenn du Schuldgefühle hast, sanfter bist als sonst.«

»Ich bin dann eher gereizt.« Sie setzte sich ihm rittlings auf den Bauch und legte ihm die Hände auf die Brust.

»Und ein bisschen böse. Da ich schon gegen meinen Schreibtisch getreten habe ...«

Sie beugte sich zu ihm herunter, strich mit ihren Brüsten über seinen verschwitzten Oberkörper, zog mit ihren Nägeln eine Spur bis hinab zu seinen Shorts und zog den Hosenbund ein Stück herab.

Dann klemmte sie ihn gierig zwischen ihren Lippen ein.

»Oh, tja dann.« Er vergrub die Finger in der Matte.

»Leb dich ruhig aus.«

Dann wogte nur noch ein roter Schleier durch sein Hirn, denn das - nur etwas böse - Knabbern ihrer kleinen, spitzen Zähne raubte ihm die Luft. Seine im Zorn geölten Muskeln fingen hilflos an zu zittern, aber einen Augenblick, bevor er explodierte, ließ sie von ihm ab und glitt mit ihrer Zunge über seinen Bauch.

Als er sich auf sie rollen wollte, klemmte sie ihn zwischen ihren Beinen ein, verlagerte unmerklich ihr Gewicht, drückte ihn wieder auf der Matte fest und sah ihn aus goldenen, arroganten Augen an.

»Langsam fühle ich mich etwas besser.«

Er atmete zischend ein. »Gut. Ich tue alles, was in meiner Macht steht, um dir dabei behilflich zu sein.«

»Ich will deinen Mund.« Sie küsste ihn mit Zähnen, Zunge, Lippen, bis das Blut hörbar wie ein Trommelwirbel durch seine Adern schoss.

»Ich hebe deinen Mund. Ich will, dass du tausend Dinge damit machst.« Sie zog ihr eigenes Hemd über den Kopf, als ihre Brüste abermals auf seinen Oberkörper trafen, stieß heiße Haut auf heiße Haut.

Sie ließ sich von ihm auf den Rücken rollen, reckte sich seinem heißen, gierigen Mund entgegen und atmete, als er ihren Slip herunterriss, laut keuchend ein.

Seine Hände, dachte sie, während ihr Magen sich vor Freude und Verlangen zusammenzog, seine Hände waren ebenso geschickt wie sein wunderbarer Mund. Dann zog ihr Magen sich noch stärker zusammen und dehnte sich erst, als sie kam, explosionsartig wieder auf seine normale Größe aus.

Sie packte seine seidig weiche, schwarze Mähne und führte ihn an sich herab, dorthin, wo das Verlangen abermals erblühte, so voll und reif, dass er sie bereits mit einem leichten Flackern seiner Zunge abermals in ungeahnte Höhen steigen ließ.

Er begleitete sie auf dem wunderbaren Flug, ließ sie keinen Atemzug und keinen Herzschlag lang allein.

Dann fing sie an zu zittern und strömte die in ihr angestaute Hitze aus. Sie war nass und wild und sein.

Er stützte sich auf seinen Händen ab, sah ihr ins Gesicht, und sie packte abermals sein Haar.

»Ich wil es hart«, erklärte sie. »Hart und schnell. Bring mich zum Schreien.« Damit zog sie seinen Mund zu sich herab, und er drang kraftvoll in sie ein. Er fiel über sie her wie ein wildes Tier, während seine Lippen ihre Schreie dämpften, trieb sie ihn zu noch grö-

ßerer Eile an, und sie peitschten einander gnadenlos bis an den Rand des Abgrunds und darüber hinweg.

Irgendwann bekam sie wieder Luft, und sicher täten irgendwann auch ihre Beine wieder ihren Dienst.

»Vergiss nicht, es war meine Schuld.«

Er drehte schwerfällig den Kopf. »Hmm?«

»Es war meine Schuld, also bin ich auch der Grund, weshalb du eben derart die Beherrschung verloren hast.«

»Es war also eine deine Schuld.« Er rollte sich von ihr herunter auf den Rücken und atmete tief ein.

»Hexe.«

Sie lachte schnaubend auf, ergriff dann aber seine Hand. »Habe ich etwa noch meine Stiefel an?«

»Ja, ein wirklich interessanter und provokativer Look, vor allem, da auch deine Hose nach außen gekrempelt drüberhängt. Aber ich hatte es eben ziemlich eilig.«

Sie stützte sich auf einem Ellenbogen ab und sah an sich herunter. »Huh. Am besten ziehe ich die Sachen doch noch aus und drehe ein paar Runden im Pool.«

»Ich dachte, dass du mir den Rücken einseifen willst.«

»Seltsamerweise habe ich gar keine Schuldgefühle mehr.«

Er öffnete ein leuchtend blaues Auge. »Aber ich bin noch immer fürchterlich verletzt.«

Sie richtete sich grinsend auf, um ihre Stiefel auszuziehen, und als er sich ihr gegenüber setzte, presste sie ihre Stirn an seine Stirn.

»Also gut, ich seife dir den Rücken ein, aber das zählt dann bereits für das nächste Mal, wenn ich ein Arschloch bin.«

Er tätschelte ihr gut gelaunt das Knie. »Okay«, erklärte er, stand auf und reichte ihr eine Hand.

In einem Hotel in der Zehnten stand Trudy Lombard in ihrem kleinen Zimmer und betrachtete ihr Spiegelbild. Er bildete sich ein, er hätte sie erschreckt, doch auch wenn ihm das viel eicht gelungen war, hieß das noch lange nicht, dass sie den Schwanz einkniff und wie ein geprügelter Hund nach Texas zurückschlich.

Sie hatte eine Entschädigung dafür verdient, dass sie dieses widerliche Mädchen bei sich aufgenommen hatte und fast ein halbes Jahr lang für die Kleine zuständig gewesen war. Dafür, dass sie dieses Gör fast sechs Monate lang unter ihrem Dach ertragen, es ernährt und anständig gekleidet hatte, einfach gut zu ihm gewesen war.

Und der mächtige Roarke würde auch dafür bezahlen, wie er mit ihr umgesprungen war. Und zwar deutlich mehr als die lächerlichen zwei Millionen, derentwegen sie bei ihm gewesen war. Sie hatte ihr Kostüm gegen ihr Nachthemd eingetauscht. Es war wichtig, gut vorbereitet zu sein, erinnerte sie sich und spülte eine Schmerztablette mit dem guten französischen Wein herunter, den sie so gerne trank.

Weshalb sollte sie unnötig leiden? Damit wäre niemandem gedient. Auch wenn ihr ein leichter Schmerz, weil er die Sinne schärfte, durchaus nicht unangelegen kam.

Sie machte langsame und gleichmäßige Atemzüge, als sie nach der mit Münzen gefüllten Socke griff, sie in Richtung ihres Kopfes schwang und ihren Wangenknochen und den Kiefer traf. Sie hatte das Gefühl, als ob ihr Schädel platzte, eine Woge der Übelkeit stieg in ihrem Innern auf, doch sie biss die Zähne aufeinander und schlug noch einmal zu.

Sie ließ sich auf den Boden sinken, denn ihr wurde schwindelig, und ihre Beine gaben nach. Sie hätte nicht gedacht, dass es so wehtun würde, doch sie hielt es auch weiter aus. Sie hielt jede Menge aus.

Als ihre Hände nicht mehr zitterten, griff sie abermals nach ihrer selbst gemachten Waffe, ließ sie gegen ihre Hüfte krachen, biss sich auf die Lippe, bis sie blutete, und schlug zweimal auf ihren Oberschenkel ein.

Es war noch immer nicht genug, dachte sie, obwohl bereits die ersten heißen Tränen aus ihren Augen quollen, in denen ein bösesartiges Glitzern lag. Es war noch immer nicht genug, dachte sie erneut, und genoss beinahe den Schmerz, der durch ihren Körper zog. Jeder Schlag war Geld. Mit einem lauten Heulen schlug sie sich mit dem prall gefüllten Strumpf mehrmals auf den Bauch. Beim dritten Mal jedoch machte ihr Magen nicht mehr mit. Sie übergab sich über der geöffneten Toilette und richtete sich stöhnend wieder auf, bevor sie ohnmächtig in sich zusammensank.

Es war deutlich schwieriger, als sie vermutet hatte, merkte Eve. Das Haus war voller Menschen und Droiden, und es sah so aus, als hätte Roarke einen ganzen Wald im Ballsaal pflanzen lassen, der sich auch noch auf die Terrasse zu erstrecken schien. Kilometerlange Girlanden, mehrere Tonnen bunter Kugeln und genügend Lichterketten, um die ganze Stadt in hellem Glanz erstrahlen zu lassen, warteten darauf, dass endlich besprochen würde, wie und wo jedes dieser Teile am besten zur Geltung kam.

Überall standen Leitern, Tische, Stühle, lagen Abdeckplanen, Kerzen und Stoffbahnen herum. Der Typ, der das Podium für das Orchester oder vielleicht auch die Band errichten sollte, stritt mit dem Typen herum, der für die Dekoration zuständig war.

Hoffentlich gingen die beiden gleich noch aufeinander los. Denn mit solchen Dingen kannte sie sich aus.

Roarke hatte sie beim Wort genommen und damit beauftragt, das Schmücken des Ballsaals zu überwachen.

Was in aller Welt hatte sich der Kerl dabei gedacht?

Ständig wollte irgendjemand von ihr wissen, was sie dachte, was sie wollte, ob ihr diese oder jene oder eine dritte Variante lieber war.

Einer der Dekorateure war bereits in Tränen ausgebrochen, als Eve zum dritten Mal verkündet hatte, er sollte einfach machen, was er wollte, ihr wären diese Dinge vollkommen egal.

Okay, sie hatte gesagt, es würde sie einen feuchten Kehrle interessieren, wo welche Girlande hing, aber musste er so empfindlich sein?

Sie spürte, dass der altbekannte Stress-Kopfschmerz im Anzug war, und wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis er die Oberhand über ihr Hirn und ihre Denkfähigkeit gewann.

Am liebsten hätte sie sich einfach hingelegt. Oder hätte einen Anruf vom Revier bekommen mit der Bitte, sich sofort an den Tatort zu begeben, an dem ein dreifacher Mord geschehen war.

»Und, hast du langsam genug?«, wisperte ihr Roarke ins Ohr.

Sie war nervlich derart am Ende, dass sie erschrocken zusammenfuhr. »Alles prima. Alles bestens.« Dann brach sie zusammen, wirbelte zu ihm herum, packte ihn am Kragen seines Hemdes und wollte von ihm wissen: »Wo hast du die ganze Zeit gesteckt?«

»Ich habe mit dem Partyservice rumgestritten, was denn sonst? Aber die Trüffel sind spektakulär.«

Ein stählerner Glanz trat in ihre Augen. »Die aus Schokolade?«

»Nein, die, nach denen wir die Schweine suchen lassen.« Er strich ihr geistesabwesend über das

zerzauste Haar und sah sich im Ballsaal um. »Aber es gibt auch die aus Schokolade. Los, nun hau schon ab.« Er drückte ihr die Schulter. »Jetzt kann ich hier weitermachen.«

Fast wäre sie losgestürzt. All ihre Instinkte rieten ihr, den Saal umgehend zu verlassen, bevor sie vollends den Verstand verlor. Aber ihr Stolz und ihre Ehre hielten sie zurück. »Denkst du vielleicht, ich wäre zu blöd, um so was durchzuziehen? Ich habe schon wesentlich größere Einsätze geleitet, bei denen es um Leben und Tod gegangen ist. Also zieh gefälligst wieder Leine, ja? He, Sie da!«

Roarke sah zu, wie sie - plötzlich wieder ganz der selbstbewusste Cop - mit wiegenden Schritten quer durch den Saal marschierte und sich zwischen den Schreiner und den Kerl mit den Girlanden schob, bevor es zwischen ihnen tatsächlich zu Blutvergießen kam. »Ich habe >He, Sie< gesagt.« Als sich die beiden bei ihr übereinander beschwerten wollten, fuhr sie rüde fort: »Halten Sie die Klappe, und zwar alle beide, ja? Sie, mit dem Glitzerzeug, hängen Sie es einfach dorthin, wo es hingehört.«

»Aber ich -«

»Sie hatten einen Plan, und der Plan wurde genehmigt.

Also halten Sie sich an den Plan und gehen mir nicht auf die Nerven, wenn ich Ihnen das Zeug nicht in den Hintern schieben soll. Und Sie.«

Dann pikte sie den anderen armen Tropf unsanft mit dem Finger in die Brust. »Lassen Sie ihn in Ruhe, wenn ich nicht einen Teil des bunten Zeugs für Sie aufheben soll. Okay, Sie da, die Blondine mit den Blumen ...«

»Das sind Weihnachtssterne«, erklärte ihr das große, blonde Mädchen mit einem so breiten New Jerseyschen Akzent, dass Eve darauf den Hudson hätte überqueren können. »Es sollen fünfhundert sein, aber es sind nur vierhundertsechundneunzig, und -«

»Die reichen sicher auch. Bauen Sie Ihren ... was zum Teufel wird das überhaupt?«

»Ein Baum aus Weihnachtssternen, aber -«

»Ja, natürlich, was wohl sonst. Wenn Sie noch vier Weihnachtssterne brauchen, holen Sie einfach noch vier aus der Weihnachtssternfabrik. Ansonsten arbeiten Sie mit den Dingen, die Sie haben, ja? Und Sie da drüben bei den Lampen ...«

Roarke wippte auf den Fersen und verfolgte grinsend, wie sie die verschiedenen Teams zusammenpiffte. Ein paar der Leute wirkten leicht verstört, als sie mit ihnen fertig war, aber das Arbeitstempo legte merklich zu.

»So.« Sie kam zu ihm zurück und kreuzte die Arme vor der Brust. »Das wäre geklärt. Gibt's noch irgendein Problem?«

»Abgesehen davon, dass ich seltsam erregt bin, nicht.

Ich glaube, du hast den Leuten genug Feuer unter den Hintern gemacht, dass du zur Belohnung eine kleine Pause machen kannst.« Er legte einen Arm um ihre Schultern und zog sie Richtung Tür. »Komm. Wir ziehen los und gucken, wo es einen Trüffel für dich gibt.«

»Aber aus Schokolade.«

»Was denn sonst?«

Gefühlte Stunden später kam sie aus dem Bad. Sie hatte sich die Lippen und sogar die Augen so gut wie möglich angemalt und blickte auf das Bett, auf dem etwas lag, das aussah wie ein langes, schmales Brett aus mattem Gold. Wahrscheinlich wurde es zu einem Kleid, wenn man es erst mal trug.

Wenigstens war es recht schlicht, bemerkte sie, während sie den Stoff befügte. Vor dem Bett standen Schuhe in genau demselben Ton, auch wenn die Bezeichnung Schuhe für die schmalen Riemchen mit den noch schmaleren, meterhohen Absätzen eindeutig übertrieben war. Sie warf

einen Blick auf die Kommode, wie immer hatte Roarke auch für den Rest gesorgt. Eine Diamantenkette - trotz der Champagnerfarbe mussten es ganz einfach Diamanten sein, denn nichts anderes funkelte so hell - hob sich von dem schwarzen Samt der bereits geöffneten Schatulle ab. In einem zweiten Etui hatte er die Ohrringe und in einem dritten ein dreireihiges Armband für sie zurechtgelegt.

Sie griff nach dem goldenen Brett, sah es sich genauer an und kam zu dem Ergebnis, dass es eins von diesen Teilen war, in die man sich hineinwand wie ein Aal. Als sie damit fertig war, trug sie die Sandalen, die sie erst zur Stunde nur anziehen würde, zur Kommode, baute sich dort vor dem Spiegel auf und kämpfte mit dem Schmuck.

Das Armband war zu groß, bemerkte sie. Sie würde es bestimmt verlieren, der Finder würde es verkaufen und bekäme so viel Geld dafür, dass er sich eine nette, kleine Insel im Südpazifik davon kaufen könnte. Doch das wäre ihm gegönnt.

»Du musst es anders tragen«, meinte Roarke aus Richtung Tür. »Hier.« Elegant in einem schwarzen Smoking trat er neben sie und schob das glitzernde Band über ihren Ellenbogen bis zu ihrem Oberarm hinauf. »Der dezente Kriegerinnen-Look steht dir wirklich gut.«

Er trat einen Schritt zurück. »Du siehst aus wie eine Flamme. Eine lange, goldene Flamme in einer kalten Nacht.«

Wenn er sie so ansah, schmolz sie unweigerlich dahin, deshalb wandte sie sich eilig ab und blickte auf ihr Spiegelbild. Das Kleid sah aus wie eine schlanke, weich fließende Säule, aber da es keine Träger hatte, wollte sie von ihrem Gatten wissen: »Meinst du, dass es oben bleibt?«

»Auf jeden Fall, bis unsere Gäste gehen«, versicherte er ihr, beugte sich ein wenig vor, glitt mit seinen Lippen über eine ihrer nackten Schultern, schlang ihr die Arme um die Taille und betrachtete ebenfalls ihr Spiegelbild.

»Das ist unser zweites gemeinsames Weihnachten«, stellte er versonnen fest. »Und die Erinnerungsbox, die uns Mavis und Leonardo letztes Jahr geschenkt haben, ist schon ziemlich voll.«

»Ja.« Auch sie blickte noch einmal in den Spiegel und sah ihn, da sie ein wirklich tolles Bild abgaben, lächelnd an. »Das stimmt. Viel eicht bleibt es dieses Jahr ja etwas ruhiger, und wir können weitere Erinnerungen sammeln, statt einen durchgedrehten Weihnachtsmann zu jagen wie im letzten Jahr.«

»Das können wir nur hoffen«, antwortete Roarke und fügte, als das Link auf ihrem Nachttisch klingelte, hinzu:

»Anscheinend kommen gerade die ersten Gäste an.
Ziehst du auch noch Schuhe an?«

»Ja, ja.« Sie stieg in eine der Sandalen und kniff die Augen zusammen, als sie die glitzernde Schnalle sah.

»Oh, Gott, erzähl mir bloß nicht, dass das echte Diamanten sind.«

»Also gut. Ich erzähle es dir nicht. Beeil dich, Lieutenant. Die Gastgeber sollten pünktlich sein.« Diamanten an den Schuhen. Er war einfach verrückt.

Eins aber musste sie dem Verrückten lassen. Seine Partys waren toll. Bereits nach einer Stunde drängten sich zahlreiche Menschen in dem großen Saal. Die Lichter funkelten wie teurer Wein, das Orchester spielte leise Hintergrundmusik, und neben echten Trüffeln gab es feinste Kanapees, Pasteten, Mousses und andere verführerische Köstlichkeiten aus der ganzen Welt.

Das Personal wirkte genauso elegant wie die Champagnerflöten auf den silbernen Tablettts, und obwohl vier Weihnachtssterne fehlten, sah der Baum einfach fantastisch aus. Ebenso fantastisch wie der Tannenwald, aus dem dank der vielen kleinen Lämpchen und der unzähligen bunten Kugeln ein regelrechter Zauberhain geworden war.

Oh ja, seine Partys waren einfach tol .

»Was für eine megacoole Fete!« Fröhlich kam die hochschwangere Mavis Freestone auf sie zugerannt und bremste ihren Lauf, indem sie wenig sanft mit ihrem dicken Bauch gegen die Freundin stieß. »Keiner schmeißt so tolle Partys wie ihr zwei!«

Die Haare trug sie heute Abend silbrig, lang und wild zerzaust. Ihr rotes Kleid war derart eng, dass Eve befürchtete, ihr dicker Bauch quöllte jeden Augenblick heraus, als Zugeständnis an die fortgeschrittene Schwangerschaft hatten ihre Silberstiefel flache, breite Absätze in der Form von Weihnachtsbäumen, und die Augenbrauen sahen wie zwei Reihen kleiner Silbersterne aus.

Eve fragte lieber nicht, wie sie das hinbekommen hatte, Roarke aber nahm Mavis bei der Hand und erklärte: »Du siehst wieder mal fantastisch aus«, und blickte lächelnd auf den in Silber und Rot gehüllten Hünen, der direkt neben ihr stand. »Und du auch.«

Leonardo strich mit einer seiner großen Hände über Mavis' Rücken und erklärte stolz: »Bald fängt der Count-down an.«

»Der große Tag steht sozusagen unmittelbar bevor.

Hm, was ist denn das? Kann ich das essen?« Mavis schnappte sich drei Kanapees von einem Tablett und schob sie sich wie Bonbons in den Mund. »Wenn es so weit ist, werden wir Tag und Nacht nur noch miteinander schlafen, weil man nämlich mit einem Orgasmus die Wehen einleiten kann. Und mein Teddybär kriegt einfach phänomenale Orgasmen hin.«

Ein roter Schimmer überzog Leonardos breites, von Natur aus kupferfarbenes Gesicht.

»Ihr habt euch doch wohl inzwischen für den Kursus angemeldet, oder nicht?«

Eve brachte es einfach nicht über sich, darüber zu reden oder auch nur daran zu denken, dass sie und Roarke der Freundin während der Geburt beistehen sollten und dass zu diesem Zweck die Teilnahme an einem Kurs vonnöten war. »Oh, da drüben ist ja Peabody. Ich glaube, sie hat einen Trüffel in der Hand.«

»Einen Trüffel? Etwa aus Schokolade? Wo? Bis später«, verabschiedete sich Mavis und zog Leonardo hinter sich her durch das Gedränge dorthin, wo Delia mit Ian stand.

»Das hast du wirklich gut gemacht«, lobte Roarke Eve leise. »Du hast uns vor einem peinlichen Gespräch bewahrt, indem du deine beste Freundin mit Essen geködert hast.« Mit einem Blick in Richtung Tür fügte er hinzu: »Da kommen übrigens gerade die Miras«, er schob sie, bevor sie etwas sagen konnte, bereits auf die beiden zu.

Es würde etwas peinlich, das wusste sie. Sie und Charlotte Mira waren im Fall Icove aneinandergeraten und hatten das Problem noch nicht voll kommen ausgeräumt.

Natürlich gingen sie auch weiter höflich miteinander um, doch als ihre Blicke sich begegneten, war immer noch zu spüren, dass es Spannungen zwischen ihnen gab.

»Wir wurden aufgehalten«, die Psychologin küsste Roarke zur Begrüßung auf die Wange und sah Eve lächelnd an.

»Ich hoffe, es war nichts Schlimmes«, antwortete Roarke und gab Dennis die Hand.

»Ich hatte meinen Schlips verlegt.« Dennis strich sich stolz über die weihnachtlich rote Krawatte, auf der eine Reihe kleiner grüner Tannen abgebildet war.

»Um ehrlich zu sein - ich hatte ihn versteckt«, gestand Charlotte mit einem Seitenblick auf ihren Mann. »Aber er hat es gemerkt.«

»Mir gefällt der Schlips.« Eve hatte eine Schwäche für den liebenswerten Dennis mit den verträumten Augen und dem stets zerzausten Haar. »Er sieht irgendwie festlich aus.«

»Nicht halb so festlich wie Sie.« Dennis nahm sie bei den Händen, schob sie etwas von sich fort, wackelte mit seinen buschigen Brauen und stellte anerkennend fest:

»Wirklich glamourös.«

»Er hat die Sachen ausgesucht«, gab Eve mit einem Kopfnicken in Richtung ihres Mannes zu.

»Aber die Schuhe ziehe ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit aus.«

»Sie sehen beide einfach fantastisch aus. Und auch der Ballsaal ist die reinste Pracht.« Mira, die in ihrem dunkelblauen Kleid elegant wie immer war, sah sich anerkennend um. Sie hatte etwas mit ihrem Haar gemacht, bemerkte Eve. Irgendwelche kleinen Glitzerteile blitzten zwischen den weichen, sandfarbenen Wellen auf.

»Wie wäre es mit was zu trinken?«, bot Roarke den beiden an, und sofort tauchte ein Ober auf, von dessen Tablett er ein Champagnerglas für Charlotte nahm.

»Champagner, Dennis?«, fragte er. »Oder kann ich Ihnen etwas Stärkeres anbieten?«

»Etwas Stärkeres? Da sage ich nicht Nein.«

»Dann kommen Sie am besten mit. Ich habe nämlich etwas ganz Besonders für Sie. Meine Damen ...«

Das hatte er absichtlich gemacht, erkannte Eve und spannte sich unmerklich an. Small Talk war schon schlimm genug, aber angespannter Small Talk war die Höchststrafe für sie.

Also fing sie mit dem Naheliegendsten an. »Ich nehme an, Sie haben schon alles für Weihnachten vorbereitet?«

Sie sah Mira fragend an.

»Das meiste. Und Sie?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, schon. Hören Sie, das Essen -«

»Falls ich Sie kurz unterbrechen darf. Ich habe eine Kleinigkeit für Sie. Ich habe sie nicht mitgebracht, weil ich die Hoffnung hatte, Sie fänden vielleicht morgen etwas Zeit, um kurz vorbeizukommen. Auf einen Kaffee.«

»Ich ...«

»Ich möchte unbedingt, dass wir wieder Freundinnen werden.« Miras ruhige blaue Augen wurden feucht. »Sie fehlen mir. Sie fehlen mir sogar sehr.«

»Nicht. Wir sind doch Freundinnen.« Oder etwas noch Komplizierteres, etwas, was mit Freundschaft verbunden war. »Ich habe morgen noch was vor, aber danach ... ich glaube, ich würde gern mit Ihnen darüber reden. Vielleicht muss ich es sogar. Wenn die Sache erledigt ist.« Mira legte eine Hand auf ihren Arm, worauf ihre Anspannung verflog. »Etwas geht offenbar um etwas Ernstes«, antwortete sie. »Bitte kommen Sie auf jeden Fall.

Ich bin den ganzen Tag zu Hause.«

Am nächsten Morgen fühlte sie sich besser als erwartet. Ihre Füße taten etwas weh, weil sie nie den richtigen Moment gefunden hatte, um die blöden Schuhe auszuziehen. Aber dafür, dass sie erst um vier Uhr morgens in die Fäle kriechen konnte, ging es ihr verblüffend gut.

Was bestimmt nicht daran lag, dass dies ihr zweiter freier Tag in Folge war. Schließlich waren das Vorbereiten, Schmeißen und Erholen von der Party anstrengender als ihr Job. Doch diese Dinge hatten sie zumindest eine Zeit lang von der Sache abgelenkt, die für diesen Tag in ihrem Terminkalender stand.

Auf al e Fäl e fühlte sie sich besser, seit sie wieder ganz normale Kleider und vor al em grundsolide Stiefel trug.

Sie fand Roarke in seinem Arbeitszimmer, wo er, die Füße auf dem Schreibtisch, lässig in seinem Sessel saß und in sein Headset sprach. »Das klingt ausgezeichnet.«

Er hob einen Finger, um ihr anzuzeigen, dass das Telefongespräch kurz vor dem Ende war. »Ich werde Sie erwarten. Ja, ja, davon bin ich überzeugt. Nochmals vielen Dank.«

Er nahm das Headset ab und sah sie lächelnd an. »Du wirkst ziemlich erholt.«

»Es ist auch schon fast elf.«

»Das stimmt. Aber ich nehme an, ein paar von unseren Gästen liegen immer noch im Bett - was ein Zeichen dafür ist, dass es eine gelungene Feier war.«

»Genau, wie die Tatsache, dass du Peabody und McNab zusammen mit Mavis und Leonardo in eine deiner Limousinen verfrachtet hast, damit jemand sie heil bis in ihre Wohnung bringen kann. Was war das übrigens eben für ein Telefongespräch? Normalerweise setzt du hier doch nie ein Headset auf.«

»Ein kurzer Anruf beim Weihnachtsmann, sonst nichts.«

»Du hast doch wohl nicht schon wieder hoffnungslos bei den Geschenken übertrieben, oder?«

Er behielt sein leichtes Lächeln bei. »Ich hatte den Eindruck, als hättet du und Mira euch gestern endlich wieder richtig miteinander versöhnt.«

Natürlich hatte er bei den Geschenken wieder einmal furchtbar übertrieben, dachte sie. Und wusste, dass es völ ig sinnlos wäre, sich darüber aufzuregen.

»Ja, wir haben uns wieder versöhnt. Sie wol te, dass ich heute noch zu ihr komme, und das tue ich viel eicht sogar.« Sie schob die Hände in die Hosentaschen und fügte schulterzuckend hinzu:

»Viel eicht kriege ich diese Geschichte ja endlich dadurch aus dem Kopf, dass ich mit ihr Rede. Nachdem ich in dem Hotel war. Du brauchst mich übrigens nicht dorthin zu begleiten. Viel eicht sind sie ja sowieso schon abgereist.«

»Vor einer Stunde waren sie noch da. Und es sieht bisher auch nicht so aus, als hätten sie die Absicht, heute auszuziehen. Ich komme also auf al e Fäl e mit.«

»Wenn es dir nichts ausmacht -«

»Ich komme mit«, erklärte er bestimmt, während er die Füße von der Schreibtischplatte schwang.

»Wenn du al ein mit Mira sprechen wil st, setze ich dich hinterher einfach bei ihr ab und komme dich entweder später holen, damit wir irgendwohin essen gehen können, oder ich schicke einen Wagen vorbei. Bist du bereit?«

Es wäre ebenfal s vol kommen sinnlos, wenn sie sich dagegen zur Wehr setzte. Sie hob sich ihre Energie also besser für das Wiedersehen mit Trudy auf. »So bereit, wie es nur geht.« Sie trat auf ihn zu und schlang ihm schnell die Arme um den Hals. »Fal s ich nachher so frustriert oder so sauer bin, dass ich vergesse, mich bei dir für al es zu bedanken.«

»Kein Problem.«

Auch wenn es keine richtige Spelunke war, hatte das Hotel in einer Stadt, in der es vor Fünf-Sterne-Hotels nur so wimmelte, doch höchstens einen halben Stern verdient. Da es keinen Parkplatz gab, hatte Roarke eine obszöne Summe für einen privaten Stellplatz einen Block weiter östlich auf den Tisch gelegt. Was sie jedoch verstand, weil sein Fahrzeug sicher deutlich mehr wert war als das Gebäude, in dem das Hotel neben einem Souvenirgeschäft mit Namen Schätze der Zehnten angesiedelt war.

Es gab auch keinen Portier, und hinter dem Tresen im Foyer, das höchstens so groß wie zwei Besenkammern war, saß ein Empfangsdroide mit dem Aussehen eines Mannes von viel eicht Mitte vierzig, der an zunehmender Kahlheit litt.

Er trug ein schlaffes weißes Hemd und guckte so ge-langweilt, wie es einem Droiden möglich war.

»Suchen Sie ein Zimmer? Haben Sie Gepäck dabei?«

»Kein Zimmer, kein Gepäck. Aber das hier.« Eve zog ihre Dienstmarke hervor.

Jetzt sah der Droide richtiggehend leidend aus. »Gab es eine Beschwerde? Ich habe nichts gehört. Unsere Lizenzen sind okay.«

»Ich muss mit einem Ihrer Gäste sprechen. Lombard, Trudy«, meinte Eve.

»Oh.« Er warf einen kurzen Blick in den Computer und sah Eve dann wieder an. »Ms Lombard hat schon gestern das Nicht-stören-Schild vor ihre Zimmertür gehängt, und dort hängt es immer noch.«

Eve sah ihn reglos an und trommelte mit einem Finger auf ihrem Dienstaussweis herum.

»Tja, nun ... sie ist in vierhundertfünfzehn. Sol ich sie anrufen, damit sie zu Ihnen runterkommt?«

»Ich glaube, wir finden ihr Zimmer auch al ein.«

Sie bedachte den einzigen Fahrstuhl des Hotels mit einem argwöhnischen Blick, aber ihre Füße taten von den diamantenbesetzten Schuhen immer noch ein bisschen weh.

»Die Stimmaktivierung ist kaputt«, rief ihnen der Droide hinterher. »Sie müssen auf den Knopf drücken.«

Sie betrat den Lift und drückte auf die Vier. »Wenn das Ding stecken bleibt, kriegst du es doch sicher wieder hin, oder?«

»Keine Angst.« Roarke nahm tröstend ihre Hand.

»Guck sie einfach so an wie den Empfangschef eben, dann hast du ganz sicher kein Problem.«

»Wie habe ich den Kerl denn angeguckt?«

»Als wäre er ein Nichts.« Er hob ihre Hand an seinen Mund und küsste ihre Finger, als der Fahrstuhl ächzend das Erdgeschoss verließ. Der Droide hatte ihre Aufregung eindeutig nicht bemerkt, und die Lombard nähme sie ganz sicher ebenfalls nicht wahr. »Wie wäre es mit einem kurzen Einkaufsbummel, wenn du bei Mira fertig bist?«, lenkte er sie, da er ihre Erregung überdeutlich spürte, von dem bevorstehenden Wiedersehen mit Trudy ab.

»Bist du jetzt total verrückt geworden oder was?«

»Nein, im Ernst. Wir könnten über die Fünfte schlen-dern, uns die Schaufensterdekorationen angucken und dann rüber zum Rockefeller-Center gehen und den Leuten beim Schlittschuhlaufen zusehen. Könnten einfach mal echte New Yorker sein.«

Sie wol te ihm erklären, dass sich ganz sicher kein New Yorker, der noch ganz bei Trost war, so kurz vor Weihnachten noch auf die Fünfte wagen würde, weil dort vor lauter Menschen an einen gemütlichen Spaziergang nicht einmal zu denken war. Mit einem Mal jedoch erschien ihr die Idee gar nicht mehr so schlecht.

»Sicher. Warum nicht?«

Quietschend ging die Tür des Fahrstuhls auf. Der Flur des vierten Stocks war eng, sah aber zumindest sauber aus. Ein Putzwagen stand vor der offenen Tür des Raums vierhundertzwölf, und vor der Vierhundertfünfzehn stand eine hübsche blonde Frau von vielleicht Mitte zwanzig und klopfte leise an.

»Los, Mama Tru.« Ihre Stimme hatte einen baumwoll- weichen Klang, aber sie trat nervös von einem Bein aufs andere und klopfte vorsichtig noch einmal an. »Inzwischen machen wir uns wirklich Sorgen. Los, mach bitte auf. Bobby lädt uns zwei zu einem leckeren Mittagessen ein.«

Sie blickte über ihre Schulter und sah Eve und Roarke mit einem leicht verlegenen Lächeln aus zu ihren Jeans und ihren schlichten Leinenschuhen passenden baby-blauen Augen an. »Guten Morgen. Oder viel eicht besser guten Tag.«

»Macht sie nicht auf?«

Die Frau blinzelte verwirrt. »Hm ... nein. Meine Schwiegermutter. Sie hat sich gestern nicht gut gefühlt.

Es tut mir leid, stört mein Klopfen Sie?«

»Ich bin Lieutenant Eve Dal as. Wahrscheinlich hat sie mich erwähnt.«

»Sie sind Eve!« Sie schlug sich die gefalteten Hände vor die Brust, und ihr Gesicht hellte sich auf. »Sie sind Eve. Oh, ich bin so froh, dass Sie vorbeigekommen sind.

Da wird sie sich bestimmt gleich besser fühlen. Ich freue mich unglaublich, Sie kennenzulernen. Ich bin Zana.

Zana Lombard, Bobbys Frau. Oh je, und ich bin gar nicht zurechtgemacht.« Sie strich sich über das weich glänzende Haar. »Sie sehen genauso wie im Fernsehen aus. Mama Tru hat mir das Interview ein paar Mal vorgespielt, nur war ich eben einfach zu abgelenkt, sonst hätte ich Sie ganz bestimmt sofort erkannt. Meine Güte, wir sind fast so was wie Schwestern, nicht?«

Sie machte eine Bewegung, und da offensichtlich war, dass sie Eve umarmen wollte, machte diese eilig einen Schritt zurück. »Nein, das sind wir nicht.« Jetzt trommelte Eve selbst dreimal mit der geballten Faust an Trudys Tür.

»Lombard, ich bin's, Dal as. Machen Sie auf.«

Zana biss sich auf die Lippe, wickelte die Silberkette, die sie trug, um ihre Finger und schlug zögernd vor:

»Viel eicht sollte ich Bobby holen. Wir haben ein Zimmer am Ende des Flurs. Ich sollte sicher besser Bobby holen.«

»Warum warten Sie nicht noch einen Moment?«, schlug Roarke ihr vor und zog sie sanft ein Stück zurück.

»Ich bin der Ehemann des Lieutenants.«

»Oh Gott, oh ja, natürlich sind Sie das. Ich erkenne Sie, na klar. Ich bin nur so verwirrt. Langsam mache ich mir wirklich Sorgen, dass etwas nicht stimmt. Ich weiß, dass Mama Tru Eve - den Lieutenant- besuchen wollte, auch wenn sie nicht erzählt hat, wie das Wiedersehen gelaufen ist, war nicht zu übersehen, dass sie ziemlich niedergeschlagen war. Und dann gestern ...« Sie rang unglücklich die Hände. »Ich weiß wirklich nicht, was los ist. Ich hasse es, wenn alle unglücklich sind.«

»Dann machen Sie jetzt besser einen langen Spaziergang oder so.« Eve schüttelte den Kopf, als Roarke sie fragend ansah, und winkte das Zimmermädchen heran, das gerade durch die offene Tür des Zimmers gegenüber kam. »Schließen Sie uns auf«, wies sie das Mädchen an und hielt ihr ihre Dienstmarke vor das Gesicht.

»Das darf ich eigentlich nicht, wenn es mir der Empfangschef nicht ausdrücklich erlaubt.«

»Sehen Sie das hier?« Eve fuchtelte mit ihrer Dienstmarke vor der Nase der armen Frau herum.

»Das ist Erlaubnis genug. Sie haben die Wahl. Entweder Sie schließen auf oder ich trete die Tür ein.«

»Warten Sie.« Eilig zog die junge Frau ihren General-schlüssel hervor. »Manchmal schlafen die Leute sonntags etwas länger, wissen Sie. Manchmal stehen sie einfach später auf.«

Nachdem sie die Tür geöffnet hatte, schob Eve sie an die Seite, meinte: »Treten Sie einen Schritt zurück«, klopfte noch zweimal an und rief: »Ich komme jetzt rein!«

Sie schlief ganz sicher nicht. Nicht in dieser Position, nicht auf dem Boden ausgestreckt, mit bis über die Hüften hochgeschobenem Nachthemd, den Kopf in einer Lache getrockneten Bluts.

Es war seltsam, dass sie nichts empfand, überlegte Eve, während sie automatisch den Rekorder aus der Manteltasche zog. Seltsam, dass sie nicht das Mindeste empfand.

Sie klemmte den Rekorder am Aufschlag ihres Mantels fest und schaltete ihn ein.

»Lieutenant Eve Dal as«, fing sie an, als sich Zana an ihr vorbei ins Zimmer schob.

»Was ist los. Was ...?« Ihre Worte gingen in einem leisen Gurgeln unter, und ehe Eve sie aus dem Zimmer drängen konnte, schrie sie bereits gel end auf. In ihren zweiten Schrei stimmte auch das Zimmermädchen ein, und sie bildeten eine Art hysterisches Duett.

»Ruhe. Halten Sie die Klappe! Roarke.«

»Na super. Meine Damen ...«

Als Zana zusammenbrach, fing er sie gerade noch rechtzeitig auf. Das Zimmermädchen rannte wie eine Gazelle Richtung Treppe, hier und da gingen die ersten Zimmertüren auf.

»Polizei.« Eve drehte sich um und hielt ihre Dienstmarke deutlich sichtbar über ihren Kopf.

»Gehen Sie bitte wieder in Ihre Zimmer.« Dann runzelte sie müde die Stirn und stellte tonlos fest:

»Ich habe kein Untersuchungsset dabei.«

»Ich habe eins im Wagen«, antwortete Roarke und legte Zana auf dem Flurteppich ab. »Ich halte es für ratsam, immer eins dabeizuhaben, weil so etwas wie hier schließlich mit unschöner Regelmäßigkeit passiert.«

»Du musst es mir bitte holen. Tut mir leid. Lass sie einfach da liegen.« Sie zog ihr Handy aus der Tasche und wählte die Nummer des Reviers.

»Was ist los? Was ist passiert?«

»Sie müssen bitte wieder in Ihr Zimmer gehen, Sir. Das hier ist...«

Sie hätte ihn nicht wiedererkannt. Weshalb hätte sie ihn auch erkennen sollen? Schließlich hatte sie ihn vor über zwanzig Jahren zum letzten Mal gesehen. Als er aber mit einem Mal erbleichte, als er die einem Mal erbleichte, als er dem Teppich liegen sah, wusste sie, dass der Mann, der ihr gegenüberstand, Bobby Lombard war.

Sie zog die Tür des Zimmers vierhundertfünfzehn zu und sah ihn abwartend an.

»Zana! Mein Gott, Zana!«

»Sie ist ohnmächtig geworden. Weiter nichts. Ansonsten ist sie okay.«

Er ging auf die Knie, umklammerte Zanas Hand und tätschelte ihr hilflos das Gesicht.

Er wirkte ziemlich kräftig. Wie ein Fußballspieler, dachte sie. Stark und muskulös. Seine kurz geschnittenen, blonden Haare waren feucht, und sie roch die Seife des Hotels. Er hatte sein Hemd noch nicht ganz zugeknöpft und es noch nicht in die Hose gesteckt.

Plötzlich tauchte eine andere Erinnerung an damals auf. Er hatte ihr heimlich etwas zu essen zugesteckt. Das hatte sie vollkommen vergessen, genau wie Bobby selbst.

Manchmal hatte er ihr Cracker oder ein Sandwich zugesteckt, wenn sie wieder einmal ohne was zu essen in ihr Zimmer geschickt worden war.

Er war Trudys ganzer Stolz gewesen und hatte eine gewisse Narrenfreiheit bei der Frau gehabt. Er war nicht ihr Freund gewesen. Nein. Aber trotzdem nett.

Deshalb hockte sie sich neben ihn, legte eine Hand auf seine Schulter und sah ihm ins Gesicht.

»Bobby.«

»Was? Wer ...« Er hatte ein kräftiges, kantiges Gesicht und Augen in der Farbe einer infolge unzähliger Wäschen stark verblichenen Jeans. Trotz al er Verwirrung schien ihm plötzlich aufzugehen, wer sie war.

»Mein Gott, du bist Eve, nicht wahr? Mama wird begeistert sein. Zana, wach auf, Schätzchen. Wir haben gestern Abend ziemlich viel getrunken. Viel eicht ist sie ja deshalb ... Zana, Schatz?«

»Bobby -«

Die Fahrstuhltür ging auf, und der Droide vom Empfang kam auf sie zugestürmt. »Was ist passiert? Wer -«

»Ruhe«, schnauzte Eve ihn an. »Halten Sie den Mund.

Bobby, sieh mich an. Deine Mutter ist in ihrem Zimmer.

Sie ist tot.« »

»Was? Oh nein, das ist sie nicht. Großer Gott, sie fühlt sich einfach nicht so gut. Vor al em tut sie sich mal wieder furchtbar leid. Sie schmol t schon seit Freitagabend vor sich hin.«

»Bobby, deine Mutter ist tot. Nimm bitte deine Frau wieder mit in eurer Zimmer und warte dort auf mich.«

»Nein.« Obwohl Zana leise stöhnte, starrte er weiter auf Eve. »Nein. Nein. Ich weiß, dass du sauer auf sie bist.

Ich weiß, dass du wahrscheinlich al es andere als glücklich warst, als sie plötzlich vor dir stand, ich habe auch versucht, ihr auszureden, dich nach al der Zeit einfach so zu überfal en. Aber das ist noch lange kein Grund, so etwas zu behaupten.«

»Bobby?« Zana hob eine Hand an ihren Kopf und richtete sich mühsam wieder auf. »Bobby. Ich muss ... Oh Gott. Oh, mein Gott. Mama Tru. Bobby.« Sie schlang ihm die Arme um den Hals und brach in wildes Schluchzen aus.

»Bring sie in euer Zimmer zurück, Bobby. Du weißt doch, dass ich Polizistin bin. Also weißt du auch, dass ich für diese Sache zuständig bin. Es tut mir leid, aber ihr müsst bitte wieder in euer Zimmer gehen und dort auf mich warten.«

»Was ist passiert?« In seinen Augen stiegen Tränen auf.

»Ist sie plötzlich krank geworden? Ich verstehe nicht.

Ich wil Mama sehen.«

Eve stand müde auf. Manchmal gab es keine andere Möglichkeit. »Dreh sie um«, sagte sie mit einem Kopfnicken in Richtung seiner Frau. »Sie braucht es nicht noch mal zu sehen.«

Er zog Zanas Kopf an seine Schulter, und Eve öffnete die Tür gerade weit genug, dass er seine Mutter auf dem Boden liegen sah.

»Sie liegt in einer Blutlache. Sie liegt in einer Blutlache.« Er fing an zu würgen, richtete sich aber gleichzeitig zu seiner ganzen Größe auf. »Warst du das?

Hast du ihr das angetan?«

»Nein. Ich bin gerade erst angekommen, und jetzt werde ich meine Arbeit machen und herausfinden, was hier passiert ist und wer sie getötet hat. Ihr müsst bitte auf mich warten.«

»Wir hätten diese Reise niemals machen sol en. Das habe ich ihr auch gesagt.« Genau wie seine Frau fing er an zu schluchzen, doch dann stützten sie sich gegenseitig und kehrten endlich in ihr eigenes Hotelzimmer zurück.

Eve drehte sich wieder um und sagte zu sich selbst:

»Sie hätte wohl besser auf ihn gehört.«

Im selben Augenblick ging abermals die Tür des Fahrstuhls auf und spuckte zwei Polizeibeamte

aus. Einen der beiden kannte sie vom Sehen, und so nickte sie ihm zur Begrüßung zu.

»Sie sind Bilkey, richtig?«

»Madam. Wie sieht's aus?«

»Für die Frau da drinnen nicht so gut.« Sie zeigte mit dem Kinn in Richtung der offenen Tür.

»Bitte passen Sie auf, dass niemand den Raum betritt. Mein Untersuchungsbeutel ist schon unterwegs. Ich war aus privaten Gründen hier, deshalb ist mein ...« Sie hasste es, von »ihrem Mann« zu sprechen, wenn sie bei der Arbeit war. Aber eine andere Bezeichnung gab es einfach nicht.

»... ah, mein Mann noch mal zu unserem Wagen zurückgekehrt, um ihn zu holen. Meine Partnerin weiß ebenfalls Bescheid. Der Sohn und die Schwiegertochter des Opfers sind am Ende des Ganges in Zimmer vierhundertzwanzig, ich möchte, dass sie dort bleiben. Sie können anfangen, die anderen Gäste zu befragen, wenn ...«

Sie brach ab, denn wieder ging die Tür des Fahrstuhls auf. »Da kommt mein Untersuchungsbeutel«, meinte sie, als Roarke den Flur betrat. »Also fangen Sie mit der Befragung der anderen Gäste an. Das Opfer ist eine gewisse Trudy Lombard aus Texas.« Sie nahm Roarke den Beutel ab, zog die Dose Versiegelungsspray daraus hervor und sprühte ihre Hände und die Stiefel ein. »Du warst wirklich schnell. Das Nächste sage ich nur, damit ich sagen kann, ich hätte es gesagt.

Du brauchst nicht zu warten, bis ich hier fertig bin.«

»Und damit ich sagen kann, ich hätte es gesagt, sage ich, ich bleibe hier. Kann ich dir in irgendeiner Weise helfen?« Er starrte angewidert auf die Dose mit dem Spray.

»Besser nicht, oder zumindest nicht da drin. Aber falls jemand aus seinem Zimmer oder aus dem Fahrstuhl kommt, kannst du möglichst streng gucken und ihm sagen, dass er sich wieder verziehen soll.«

»Das wollte ich immer schon mal tun.«

Der Satz zauberte den Hauch von einem Lächeln auf ihr blasses Gesicht, bevor sie Trudys Hotelzimmer wieder betrat.

Es war ein ganz normales, das hieß, langweiliges Zimmer. Trübe, ausgewaschene Farben, ein paar billige Drucke in noch billigeren Rahmen an den totenfarbenen Wänden. Es gab eine winzige Küchenzeile mit einem selbst

zu

bestückenden

AutoChef,

einem

Mini-Kühlschrank und einer walnussgroßen Spüle, gegenüber dem Bett, dessen zerknittertes Laken unter der nach unten geschobenen, mit grünen Blättern und roten Blüten verunzierten Decke von bemerkenswerter Hässlichkeit deutlich zu sehen war, hing ein mickriger Bildschirm an der Wand.

Der abgewetzte, grüne, mit ein paar Brandlöchern versehene Teppich hatte einen Teil des Blutes aufgesaugt.

Es gab ein einziges, kleines Fenster, vor dem die grünen Vorhänge fest zugezogen waren, und ein schmales Bad, auf dessen beigefarbener Ablage Eve diverse Gesichtsun- d Körpercremes, Medikamente und Haarpflegemittel stehen sah. Auf dem Boden waren ein Badetuch, ein Waschlappen und zwei kleine Handtücher verstreut.

Auf dem Ankleidetisch - einem Ding aus Presspappe, über dem ein kleiner Spiegel hing - lagen eine Taschenlampe, ein Diskettenhalter, ein paar falsche Perlenohrringe, eine moderne Armbanduhr und eine Perlenkette, die tatsächlich echt aussah.

Eve nahm alle diese Dinge auf und trat dann über die Leiche, die zwischen dem Bett und einem

verblichenen, roten Sessel lag.

Die Augen in dem ihr zugewandten Gesicht waren ver-schleiert, wie es bei den Augen Toter üblich war. In ihren Haaren und an ihrer Schläfe klebte trockenes Blut, das von einer Wunde am Hinterkopf dorthin gelaufen war.

Sie trug Silberringe - drei an der linken Hand und rechts ein reich verziertes Stück mit einem blauen Stein.

Ihr Nachthemd war aus hochwertiger Baumwolle und abgesehen von den Blutflecken schneeweiß. Es war über ihre Schenkel gerutscht, weshalb Eve die bläulichen Schwellungen an beiden Beinen sah. Auch die linke Hälfte des Gesichts war stark geschwollen, obendrein wies sie ein dickes Veilchen auf.

Eve zog vorschriftsmäßig ihren Identifizierungspad hervor und prüfte, ob die Tote wirklich Trudy Lombard war.

»Das Opfer wurde als Trudy Lombard identifiziert.

Weiblich, weiß, achtundfünfzig Jahre alt. Das Opfer wurde von der Ermittlungsleiterin Lieutenant Eve Dalas hier in diesem Raum entdeckt. Die Leiche weist starke Hämatome an beiden Oberschenkeln und in der linken Gesichtshälfte sowie ein blaues Auge auf.«

Genau das war irgendwie verkehrt, erkannte Eve, fuhr aber trotzdem fort:

»Todesursache scheint eine durch mehrere Schläge auf den Hinterkopf verursachte Schädelfraktur zu sein.

Eine Waffe ist nirgendwo zu sehen.«

Sie zog die Messgeräte hervor. »Todeszeitpunkt war ein Uhr dreißig heute Nacht.«

Sie atmete erleichtert auf. Es gab mehrere hundert Zeugen dafür, dass sowohl sie selbst als auch Roarke um diese Zeit daheim gewesen waren.

»Die Untersuchung der Wunde deutet auf den klassischen stumpfen Gegenstand als Tatwaffe hin. Hinweise auf einen sexuellen Übergriff liegen nicht vor. Das Opfer trägt vier Ringe, auf dem Ankleidetisch liegt deutlich sichtbar weiterer Schmuck, weshalb auch ein Raubüberfall eher unwahrscheinlich ist. Es gibt keine Hinweise auf einen Kampf. Keine Abwehrverletzungen. Das Zimmer ist aufgeräumt. Das Bett benutzt«, murmelte sie und sah sich aus ihrer Position über der Toten noch einmal in dem Zimmer um. »Weshalb also liegt sie hier?«

Eve stand auf, trat ans Fenster und zog die Vorhänge auf. »Das Fenster ist geöffnet, und die Feuerleiter ist von hier aus leicht erreichbar.

Viel eicht ist der Eindringling also durch das Fenster ein- und wieder ausgestiegen.«

Sie blickte sich noch einmal um. »Aber sie ist nicht in Richtung Tür gerannt. Wenn jemand durch das Fenster kommt und man noch die Zeit hat, um aus dem Bett zu springen, läuft man doch wohl weg, entweder zur Tür oder in Richtung Bad. Aber das hat sie nicht getan. Sie hat zum Fenster gesehen, als sie umgefallen ist.

Viel eicht hatte ja der Täter eine Waffe, hat sie geweckt und gezwungen aufzustehen. Viel eicht sollte es ja nur ein schneller Fischzug werden. Aber weshalb hat er dann diese wirklich hübsche Armbanduhr nicht eingesteckt, sondern sie erst verprügelt -, was niemand gehört oder zumindest niemand gemeldet hat - ihr dann eins über den Kopf gegeben und sich wieder aus dem Staub gemacht?

So kann es nicht abgelaufen sein. Nein, so kann es einfach nicht abgelaufen sein.«

Sie schüttelte den Kopf und sah sich Trudy noch einmal genauer an. »Die Hämatome im Gesicht und an den Beinen sehen deutlich älter aus. Als hätte jemand sie ihr bereits Stunden vor dem tödlichen Schlag verpasst. Wir werden sehen, was der Pathologe dazu sagt. Was ist hier abgelaufen, Trudy? Was ist hier passiert?«

Draußen im Flur hörte sie erst Peabodys Stimme, dann das gedämpfte Klatschen bequemer

Sneaker und gab in den Rekorder ein: »Detective Delia Peabody erscheint am Tatort. Haben Sie Ihren Rekorder eingeschaltet, Peabody?«

»Ja, Madam.«

»Überprüfen Sie den Kleiderschrank und gucken Sie, ob irgendwo ihr Handy liegt. Außerdem möchte ich wissen, was für Anrufe sie über den Apparat in diesem Zimmer getätigt oder bekommen hat.«

»Okay.« Erst aber trat Peabody neben die tote Frau.

»Ein Schlag auf den Hinterkopf. Mit einem stumpfen Gegenstand. Klassisch.« Sie hob den Kopf und sah Eve fragend an. »Wann ist sie gestorben?«

»Um halb zwei heute Nacht.«

Auch Peabody war die Erleichterung deutlich anzusehen. »Wurde sie vergewaltigt?«, fragte sie auf dem Weg zum Schrank. «

»Darauf deutet bisher nichts hin.«

»Ausgeraubt?«

»Es ist möglich, dass ihr Mörder es auf etwas ganz Bestimmtes abgesehen hatte und dass ihm der Schmuck und die teure Uhr deshalb egal gewesen sind.«

»Genauso wie ihr Geld«, fügte Peabody hinzu und hielt eine große Handtasche in die Luft.

»Brieftasche und Geldbeutel, Kreditkarten und Bargeld sind nämlich noch da. Ein Handy oder einen Handcomputer finde ich hier nicht, dafür hatte sie aber ein paar ziemlich große Einkaufstüten hier verstaut.«

»Suchen Sie weiter.«

Eve selber ging ins Bad. Die Spurensicherung ginge den Raum noch zentimeterweise durch, aber selbst ohne deren Instrumente fielen ihr ein paar Dinge auf.

Unglücklicherweise kannte sie sich selbst inzwischen ziemlich gut mit Gesichts-, Körper- und Haarpflegeprodukten aus. Schließlich wurde sie alle paar Wochen von der gefürchteten Trina mit al dem widerlichen Zeug ge-quält.

Trudy hatte, wie es aussah, weder bei der Menge noch der Qualität dieser Produkte gespart. Sie hatte Zeug im Wert einiger tausend Dollar auf die schmalen Ablage gequetscht.

Die Handtücher waren noch feucht, und der Waschlappen sogar triefnass. Eve ging jede Wette ein, dass sich Spuren von Badezusätzen in der Wanne finden würden und dass in den Tüchern noch der Rest von irgendwelchen Wässerchen und Lotionen hing.

Wo aber waren das fehlende Badetuch und der zweite Waschlappen geblieben? Schließlich hatte das Zimmermädchen doch bestimmt auch diese Dinge doppelt hinterlegt.

Sie hatte also ein Bad genommen. Eve erinnerte sich daran, dass Trudy schon vor zwanzig Jahren gern gebadet hatte. Wenn man sie gestört hatte, während sie in der Wanne lag, hatte man besser mindestens einen Blinddarmdurchbruch gehabt.

Weil

man

sonst

unweigerlich wieder in einem dunklen Zimmer eingeschlossen worden war.

Sie war also entweder gestern oder vielleicht auch schon am Freitagabend zusammengeschlagen worden, überlegte Eve. Danach hatte sie sich eingeschlossen, in die Badewanne gelegt und ein paar Pillen eingeworfen.

Denn auch Pillen hatte sie geliebt, erinnerte sich Eve.

Weil ich sonst das reinste Nervenbündel wäre, hatte sie immer erklärt.

Aber warum hatte sie sich nicht von ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter pflegen lassen? Schließlich hatte sie es auch immer geliebt, wenn sie verhätschelt worden war.

Das Mindeste, was du für mich tun kannst, ist, mir einen kühlen Drink zu bringen.

Wenn du mir schon die Haare vom Kopffrisst, kann ich ja wohl erwarten, dass du mir hin und wieder eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Kuchen bringst.

Du bist das Faulste, was jemals auf zwei Beinen rumgelaufen ist. Aber jetzt schwing endlich deinen knöchigen Hintern und räum die Küche auf.

Eve atmete hörbar aus und wieder ein. Wenn Trudy schweigend gelitten hatte, hatte sie dafür eindeutig einen Grund gehabt.

»Dal as?«

»Ja.«

»Hier ist kein Handy.« Peabody trat durch die Bade-zimmertür. »Aber sie hatte weiteres Bargeld und weiteren Schmuck zwischen ihren Klamotten versteckt. Über das Link hat sie ein paarmal entweder mit dem Sohn, der Schwiegertochter oder dem Zimmerservice telefoniert.

Sie hat anscheinend Schmerzmittel genommen, die Flasche steht noch auf dem Nachttisch.«

»Ja, das habe ich gesehen. Lassen Sie uns in der Küche gucken, wann sie zum letzten Mal etwas gegessen hat.«

»Niemand bricht nur wegen eines Handys irgendwo ein und bringt dann noch jemanden um.«

»Kommt drauf an, was auf dem Handy ist.« Eve trat vor den AutoChef und ging die letzten Bestellungen durch.

»Hühnersuppe, gestern Abend kurz nach acht. Und gegen Mitternacht noch einen Wrap. Bis sieben hat sie immer wieder Kaffee nachbestellt.« Sie zog die Tür des Kühlschranks auf. »Hier steht ein wirklich teurer Wein. In der Flasche dürften noch höchstes ein, zwei Gläser sein.

Milch, Saft - beides offen - und eine halb leere Packung Schokocreme.«

Sie blickte auf die Spüle. »Nur, dass es keine ungespülten Schalen, Gläser oder Löffel gibt.«

»Viel eicht war sie ja einfach ordentlich?«

»Sie war stinkfaul, aber viel eicht war ihr wirklich langweilig genug, um mal selbst etwas zu tun.«

Sie hörte die Leute von der Spurensicherung, fuhr aber mit ruhiger Stimme fort: »Die Tür war von innen abgesperrt.« Als das Zimmermädchen aufgeschlossen hatte, hatte es zweimal »Klick« gemacht. »Der Mörder muss also durchs Fenster abgehauen sein. Viel eicht ist er auch auf diesem Weg gekommen. Allerdings sind die Zimmer in Absteigen wie der hier selten schal geschützt.

Ich frage mich

also,

weshalb

sie

nicht

das

Hotel

zusammengeschrien hat, als sie überfallen worden ist.«

Sie trat vor die Tür und sah, dass nicht nur die Spurensicherung, sondern auch Chefpathologe Morris erschienen war.

Auf der Party gestern Abend hatte er noch kompliziert geflochtenes, langes, dunkles Haar und einen schimmernden blauen Anzug angehabt. Außerdem hatte er ein paar Gläser getrunken, genug, um irgendwann die Bühne zu besteigen, sich ein Saxofon zu leihen und ein paar wirklich gute Stücke mit der Band zu spielen, erinnerte sie sich.

Seine Fähigkeiten waren also nicht auf das Lesen der Toten beschränkt.

Jetzt trug er Sweatshirt, Jeans und einen schlichten Pferdeschwanz. Seine schrägen, seltsam verführerischen Augen wanderten durch den Flur, bis er sie sah.

»Ist Ihnen eigentlich noch nie der Gedanke gekommen, einfach mal so zum Spaß einen Sonntag frei zu machen?«, fragte er sie erbost.

»Ich dachte, ich hätte heute frei.« Sie zog ihn beiseite und erklärte leise: »Tut mir leid, dass ich Sie angerufen habe, vor allem, weil ich weiß, dass Sie erst spät ins Bett gekommen sind.«

»Und zwar noch später, als Sie denken. Ich war gerade erst nach Hause gekommen, als Sie angerufen haben.

Zwar war ich auch vorher schon im Bett«, erklärte er ihr grinsend. »Nur eben nicht bei mir.«

»Oh. Tja. Nun. Aber jetzt zu unserer Toten. Ich habe sie gekannt.«

»Das tut mir leid.« Sofort wurde er ernst. »Das tut mir wirklich leid.«

»Ich habe sie gekannt, aber nicht unbedingt gemocht.

Eher im Gegenteil. Sie müssen den Todeszeitpunkt feststellen. Ich will mir sicher sein, dass der Zeitpunkt, den ich ermittelt habe, richtig ist. Und ich will wissen, wann genau sie die anderen Verletzungen erlitten hat, die Sie entdecken werden.«

»Selbstverständlich. Darf ich fragen -«

»Verzeihen Sie die Störung, Lieutenant.« Bilkey trat neben sie. »Der Sohn des Opfers wird allmählich leicht nervös.«

»Sagen Sie ihm, ich bin in fünf Minuten da.«

»Kein Problem. Die Befragung der anderen Gäste hier im Flur hat bisher nichts ergeben.

Allerdings haben die Bewohner zweier Zimmer heute Morgen ausgecheckt.

Die Namen und Adressen habe ich notiert. Das Zimmer nebenan stand leer. Die Reservierung wurde gestern Abend gegen sechs per Link storniert. Auch den Namen habe ich mir aufgeschrieben, viel eicht brauchen Sie ihn ja. Soll ich jetzt viel eicht noch ins Foyer runter und die Disketten aus den Überwachungskameras besorgen?«

»Tun Sie das. Gut gemacht, Bilkey.«

»Gern geschehen.«

Sie wandte sich wieder Morris zu. »Ich will jetzt keine Einzelheiten nennen. Finden Sie einfach den genauen Todeszeitpunkt raus. Am Ende des Ganges sitzen die nächsten Angehörigen, um die ich mich erst mal kümmern muss. Wenn Sie Ihren Bericht geschrieben haben, erzähle ich Ihnen alles Weitere, was viel eicht für Sie von Interesse ist. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie die Sache persönlich übernehmen würden.«

»Dann werde ich das tun.«

Sie nickte Morris zu und winkte Peabody zu sich heran.

»Es wird bestimmt nicht angenehm«, erklärte sie auf dem Weg den Flur hinab. »Wollen Sie die beiden trennen?«

»Nein. Zumindest nicht sofort. Lassen Sie uns erst mal sehen, wie es läuft.«

Sie atmete tief durch und klopfte an Bobbys und Zanas Tür.

Seltsam, dachte Eve, wie wenig sie sich an ihn erinnerte. Schließlich hatten sie über Monate in einem Haus gelebt, und er war das erste etwa gleichaltrige Kind gewesen, dem sie je begegnet war.

Aber sie hatte in der Zeit vieles zum ersten Mal erlebt.

Sie hatte zum ersten Mal in einem echten Haus gewohnt, war zum ersten Mal länger als ein paar Tage am selben Ort geblieben und hatte zum ersten Mal ein eigenes Bett gehabt. War zum ersten Mal nicht vergewaltigt und misshandelt worden.

Trotzdem konnte sie sich nur noch vage an den Jungen mit den kurz geschnittenen, hel blonden Haaren und dem breiten, pausbäckigen Gesicht erinnern, der er damals gewesen war.

Er war schüchtern gewesen und sie selber außer sich vor Angst. Weshalb es wahrscheinlich nicht weiter überraschend war, dass keine echte Freundschaft zwischen ihnen entstanden war.

Jetzt standen sie hier in einem nüchternen Hotelzimmer, in dem der faulige Geruch von Tod und Trauer hing.

»Es tut mir leid, Bobby. Was passiert ist, tut mir wirklich leid.«

»Ich weiß nicht, was passiert ist.« Er saß neben Zana auf dem Bett, klammerte sich wie ein kleines Kind an ihre Hand und bedachte Eve mit einem unglücklichen Blick.

»Niemand sagt uns, was geschehen ist. Meine Mutter ... meine Mutter ...«

»Weißt du, warum sie nach New York gekommen ist?«

«

»Natürlich.« Als Zana leise wimmerte, löste Bobby seinen Griff um ihre Hand und nahm sie in den Arm. »Sie wol te dich wiedersehen. Und wir hatten schon lange keinen Urlaub mehr gemacht. Sie war unglaublich aufgeregt, weil sie noch nie in New York war. Weil sie dich sehen würde und weil sie shoppen gehen wol te, weil schließlich bald Weihnachten ist. Oh Gott.« Er ließ den Kopf erst auf Zanas Schulter und dann zwischen seine Hände sinken und stieß heiser aus: »Wie konnte das passieren? Wer hat ihr das angetan?«

»Gab es viel eicht irgendwen, mit dem sie Ärger hatte?

Hat viel eicht irgendjemand sie bedroht?«

»Nein. Nein. Nein.«

»Nun ...« Zana biss sich auf die Lippe, kniff dann aber den Mund zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ist Ihnen jemand eingefallen?, fragte Eve.

»Ich, nun, sie hat ständig Streit mit Mrs Dil man, die ihr gegenüber wohnt.« Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen fort. »Mrs Dil mans Enkel kommt öfter zu Besuch, dann spielt er die ganze Zeit draußen im Garten mit seinem kleinen Hund. Mama Tru und Mrs Dil man haben sich öfter deshalb gezankt. Mrs Dil man hat gesagt, dass sie Mama Tru am liebsten eine knallen wür-de, weil sie eine dumme Pute ist.«

»Zana.« Bobby rieb sich die Augen. »Das hat Eve nicht gemeint.«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Es tut mir leid. Es tut mir furchtbar leid. Ich versuche lediglich zu helfen.«

»Was haben Sie hier in New York gemacht?« Eve sah Zana fragend an.

Zana wandte sich an Bobby, da sie offensichtlich davon ausging, dass er das Sprechen übernahm. Als er jedoch einfach weiter vor sich auf den Boden starrte, fuhr sie selber fort. »Tja, nun, wir

sind am Mittwoch angekommen, haben eingeecheckt, sind ein bisschen herumgelaufen, haben ein paar Kleinigkeiten eingekauft und uns die Show in der Radio City angesehen. Die Eintrittskarten hatte Bobby einem Mann draußen auf der Straße abgekauft. Sie waren furchtbar teuer.«

Das waren Schwarzmarkt-Tickets immer, dachte Eve.

»Aber es war wirklich tol . Ich habe so etwas noch nie gesehen. Mama Tru hat sich beschwert, weil sie die Plät-ze nicht besonders fand, aber ich fand sie vol kommen okay. Danach haben wir in einem italienischen Lokal gegessen. Es war furchtbar lecker. Dann sind wir ziemlich früh hierher zurückgekommen, denn mit der Reise war es ein ziemlich langer Tag.«

Sie strich Bobby über den Rücken, und ihr goldener Ehering blitzte im trüben Licht der Deckenlampe auf. »Am nächsten Morgen haben wir in einem Cafe gefrühstückt, und Mama Tru meinte, sie wol te Sie besuchen, wol te aber erst einmal al eine gehen. Also sind Bobby und ich zum Empire State Building gefahren, weil Mama Tru dort sowieso nicht in der Schlange stehen wol te, und -«

»Sie haben also das normale Touristenprogramm abgespult«, fiel ihr Eve ins Wort. »Haben Sie dabei irgendwen gesehen, den Sie von zu Hause kannten?«

»Nein. Obwohl man das fast erwartet hat, weil hier überall so viele Leute sind, dass man den Eindruck hat, als könnte sonst nirgendwo mehr jemand sein.«

»Wie lange war sie al eine unterwegs?«

»Am Donnerstag?« Zana biss sich wieder auf die Lippe und runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht genau, weil Bobby und ich erst nach vier zurückgekommen sind, da war sie schon wieder hier. Sie war leicht erregt.«

Zana blickte wieder Bobby an, nahm dann eine seiner Hände und drückte sie. »Ich nehme an, der Besuch bei Ihnen ist nicht so verlaufen, wie sie gehofft hatte, und deshalb war sie etwas sauer, als sie wiederkam und uns nicht angetroffen hat.«

»Sie war spinnewütend.« Endlich hob Bobby den Kopf.

»Das können wir ruhig sagen. Sie hat getobt, weil du sie rausgeworfen hast, und hat sich furchtbar aufgeregt, weil wir nicht hier gesessen und auf sie gewartet haben, als sie wiederkam. Mama konnte manchmal ziemlich schwierig sein.«

»Ich glaube, sie war einfach verletzt«, beschwichtigte Zana, während sie ihm sanft über den Oberschenkel strich. »Aber du hast es, wie immer, sofort wiedergut-gemacht. Bobby ist sofort mit ihr losgegangen, hat ihr ein Paar wirklich hübscher Ohrringe gekauft, und dann sind wir den ganzen Weg bis in die Innenstadt gefahren, haben dort wunderbar gegessen, und danach ging es ihr wieder gut.«

»Am nächsten Tag ist sie noch mal al eine losgezogen«, meinte Eve, und Bobby starrte sie verwundert an.

»Das stimmt. Hat sie dich noch mal besucht? Ich habe ihr gesagt, dass sie es erst mal lassen sol . Als wir frühstücken gehen wol ten, hat sie mir erklärt, sie wol te es sich noch etwas gemütlich machen und dann einkaufen gehen.

Das hat sie immer glücklich gemacht. Für den Abend hatte ich einen Tisch in einem Restaurant für uns bestel t, aber sie meinte, ihr wäre nicht danach, noch einmal auszugehen. Sie meinte, sie wäre ziemlich müde und würde einfach etwas in ihrem Zimmer essen. Wobei sie irgendwie ein bisschen seltsam klang.«

»Und wie sah sie aus?«

»Ich habe keine Ahnung. Sie war in ihrem Zimmer, und als sie nicht ans Link ging, habe ich sie einfach auf dem Handy angerufen, aber sie hatte die Videofunktion gesperrt. Meinte, sie läge gerade in der Wanne. Ich habe sie nicht gesehen. Nach Freitagmorgen habe ich sie nicht noch mal gesehen.«

»Was war am Samstag?«

»Sie hat uns, ich glaube, gegen neun, in unserem Zimmer angerufen. Zana, du hast mit ihr gesprochen. Was hat sie gesagt?«

»Sie hatte immer noch die Videofunktion gesperrt.

Aber das fällt mir jetzt erst auf. Sie meinte, wir sollten einfach losziehen und uns amüsieren. Sie wollte alleine sein. Offen gestanden, dachte ich, dass sie immer noch etwas beleidigt war, und habe deshalb versucht, sie dazu zu überreden, mit uns auszugehen. Wir wollten einen der Sightseeing-Flieger nehmen und hatten auch für sie ein Ticket gekauft, aber sie hat Nein gesagt. Meinte, sie würde vielleicht etwas spazieren gehen, aber das wusste sie noch nicht genau, denn sie fühlte sich nicht wohl. Es war ihr deutlich anzuhören, dass sie schlechte Laune hatte - habe ich das nicht schon da zu dir gesagt, Bobby?

Ich habe gesagt: »Deine Mama hat schlechte Laune, das höre ich ihrer Stimme an.« Wir haben es dabei bewenden lassen und uns alleine auf den Weg gemacht. Und an dem Abend ... sprich du weiter, Bobby, ja?«

»Sie hat uns nicht aufgemacht. Weshalb ich langsam selber etwas wütend geworden bin. Sie meinte, es wäre alleine in Ordnung, aber sie wollte immer noch in ihrem Zimmer bleiben und vielleicht ein bisschen fernsehen oder so. Also sind wir zwei alleine ins Restaurant gegangen. «

»Wir haben wunderbar gegessen und uns eine ganze Flasche Sekt geteilt. Und dann ...« Sie warf einen Blick auf Bobby, der verriet, wie es nach der Rückkehr ins Hotel weitergegangen war. »Ah, heute Morgen haben wir ein bisschen länger geschlafen als sonst. Wir haben in ihrem Zimmer angerufen, aber sie ist nicht an den Apparat gegangen, als Bobby unter der Dusche stand, habe ich gedacht, jetzt gehe ich zu ihr rüber und klopfe so lange bei ihr an, bis sie mich endlich reinlässt. Und dann werde ich ihr sagen ...«

Sie brach ab und presste eine Hand vor ihren Mund.

»Und die ganze Zeit ... die ganze Zeit...«

»Haben Sie gestern Abend irgendwas gehört oder gesehen, was Ihnen komisch vorgekommen ist?«

Bobby stieß einen Seufzer aus. »Es ist hier ziemlich laut, selbst wenn die Fenster geschlossen sind. Wir hatten was getrunken und haben die Stereoanlage angeschaltet, als wir zurückgekommen sind. Die Musik lief immer noch, als wir heute Morgen wach geworden sind. Außerdem haben wir ... miteinander geschlafen, und zwar sowohl gestern Abend als auch heute Früh«, gab er leicht errötend zu.

»Tatsache ist, dass ich ein bisschen sauer auf sie, das heißt auf meine Mutter, war. Sie wollte dich unbedingt besuchen, aber hat sich standhaft geweigert, dich wenigstens vorher anzurufen, obwohl ich ihr deutlich zu verstehen gegeben habe, dass das sicher besser ist.

Dann hat sie sich - wahrscheinlich, weil du nicht die Rolle gespielt hast, die du spielen solltest - beleidigt in ihr Zimmer eingesperrt. Aber ich wollte nicht, dass sie Zana diese Reise mit ihrer Launenhaftigkeit verdirbt.«

»Oh, Schätzchen.«

»Ich habe mir gesagt, dass sie ruhig bis Montag schmoren sollte, wenn sie das will. Denn ich ginge trotzdem mit Zana in die Stadt. Oh, verdammt, verdammt.« Er schlang seine Arme fest um seine Frau. »Ich verstehe einfach nicht, wie ihr jemand so was antun konnte. Ich verstehe es ganz einfach nicht. Hat man ... wurde sie -«

Eve kannte diesen Ton und kannte auch den Blick.

»Sie wurde nicht vergewaltigt, nein. Hatte sie irgendwelche Wertsachen dabei?«

»Sie hatte kaum etwas von ihrem guten Schmuck dabei«, erklärte Zana schniefend. »Sie meinte,

damit würde sie Unannehmlichkeiten nur herausfordern, obwohl sie ihren Schmuck unglaublich gern getragen hat.«

»Das Fenster hier ist zu und abgesperrt.«

Bobby drehte kurz den Kopf. »Wie gesagt, es ist hier ziemlich laut«, stellte er geistesabwesend fest. »Und draußen ist die Feuerleiter, deshalb fanden wir es besser

... ist der Täter so hereingekommen? Durch ihr Fenster?

Ich habe ihr gesagt, dass sie das Fenster ja geschlossen halten soll. Ich habe es ihr ausdrücklich gesagt.«

»Wir können noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er durchs Fenster eingestiegen ist. Aber ich werde diesen Dingen nachgehen, Bobby. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun. Wenn du, das heißt, wenn einer von euch beiden mit mir sprechen muss, erreicht ihr mich auf dem Revier.«

»Was sollen wir jetzt machen? Was sollen wir jetzt tun?«

»Warten und mich meine Arbeit machen lassen. Aber bleibt bitte, zumindest in den nächsten Tagen, in New York.«

»Ja, gut. Ich ... ich muss meinen Partner anrufen und ihm ... ihm sagen, was geschehen ist.«

»Was machst du denn beruflich?«

»Immobilienmakler. Ich verkaufe Immobilien. Eve?

Sollen Sie Sie begleiten? Sollen Sie Mama viel eicht begleiten?«

Er nützte niemandem etwas. In seiner Trauer und Verwirrung wäre er wahrscheinlich nur im Weg. »Warum wartest du damit nicht noch ein bisschen? Du kannst augenblicklich sowieso nichts tun. Jetzt kümmern sich andere um sie. Sobald ich irgendetwas Neues weiß, gebe ich dir Bescheid.«

Er stand auf. »Hätte ich es verhindern können? Hätte ich es verhindern können, wenn ich den Portier gestern Abend oder heute Morgen gezwungen hätte, die Tür zu ihrem Zimmer aufzusperren?«

Jetzt hatte sie die Möglichkeit, das Einzige zu tun, was ihm viel eicht ein bisschen half. »Es hätte nichts genützt.«

Nachdem sie und Peabody den Raum wieder verlassen hatten, holte Eve so tief wie möglich Luft und fragte ihre Partnerin: »Was halten Sie von ihm?«

»Scheint ein anständiger Kerl zu sein. Wenn auch im Augenblick ein bisschen durcheinander. Genau wie seine Frau. Aber zumindest geben sie sich gegenseitig etwas Halt. Sollen Sie Sie überprüfen?«

»Ja.« Eve fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht.

»Aber halten Sie sich dabei genau an die Vorschriften, ja?« Sie blickte auf den schwarzen Sack, der auf einer Bahre aus dem Zimmer gerollt wurde, und sah dann Morris fragend an.

»Der genaue Todeszeitpunkt war ein Uhr achtundzwanzig«, meinte er. »Die vorläufige Untersuchung deutet darauf hin, dass die tödliche Kopfverletzung von unserer alten Lieblingswaffe - nämlich einem stumpfen Gegenstand - verursacht worden ist. Allerdings habe ich nichts gefunden, was dafür in Frage kommt. Die anderen Verletzungen sind mindestens vierundzwanzig Stunden alt. Genauer kann ich erst sagen, wenn ich sie im Leichenschauhaus habe.« Er sah Eve ins Gesicht. »War es das, was Sie hören wollten?«

»Ja.«

»Alles Weitere werde ich Sie wissen lassen, sobald ich es selber weiß.«

»Danke.« Eve ging wieder an den Tatort und winkte einen der Kollegen von der Spurensicherung zu sich heran. »Ich suche vor allem nach einem Handy oder einem Palm.«

»Bisher haben wir so etwas nicht gefunden.«

»Fal s ihr es noch entdeckt, gebt mir bitte umgehend Bescheid.« Sie ging schnurstracks zum Fenster und blickte über ihre Schulter auf ihre Partnerin. »Kommen Sie, wir sehen uns mal die Feuerleiter an.«

»Oh, Mann.«

Eve stieg aus dem Fenster, ließ sich auf die schmale Plattform fallen und atmete tief durch. Sie hatte Höhen immer schon gehasst, bis ihr Magen sich beruhigte, starrte sie die Plattform an.

»Hier ist Blut.« Sie beugte sich ein wenig vor. »Eine hübsche Spur, die über die gesamte Plattform bis zur Treppe verläuft.« Sie drückte einen Knopf, und schon klappte die Feuerleiter auf. »Auf den Stufen ist ebenfalls etwas.«

»Der logische Weg nach draußen«, stellte Peabody nüchtern fest. »Die Spurensicherung wird Proben davon nehmen, und dann werden wir wissen, ob es das Blut des Opfers ist.«

»Ja.« Eve richtete sich wieder auf und guckte, ob man über die Plattform auch in andere Zimmer kam.

Es wäre sicher ziemlich schwierig, aber nicht unmöglich, wenn man sportlich oder mutig genug war, die Lü-

cken zwischen den Fenstervorsprüngen zu überspringen, dachte sie. Ein ordentlicher Satz - der ihr selbst auf alle Fälle deutlich lieber wäre als der Weg über den schmalen Sims - reichte wahrscheinlich aus, damit man im Nebenzimmer stand. Weshalb der Killer also entweder von außen oder aber aus einem anderen Hotelzimmer gekommen war.

Auch wenn der Weg über die Feuerleiter sicher der lo-gischere war. Runter auf die Straße, die Waffe irgendwo entsorgt und dann die Beine in die Hand genommen und nichts wie weg. Sie blickte auf den Bürgersteig und holte zischend Luft.

Doch auch wenn ihr schwindlig wurde, war sie nur im vierten Stock. Sie würde also, wenn sie stürzte, keinen Tubbs hinlegen und brächte auch wahrscheinlich keinen unschuldigen Passanten um.

Dann ging sie in die Hocke, blickte auf einen Fleck frischen Taubendrecks, legte ihren Kopf ein wenig schräg und fragte ihre Partnerin: »Sehen Sie die Flugrattenscheiße hier?«

»Was für ein wundervoller Ausdruck, abstrakt, aber zugleich bestechend urban.«

»Sie wirkt leicht verschmiert, als hätte jemand rein-getreten.« Sie drehte ihren Kopf, sah noch einmal Richtung Fenster und rief den Kollegen zu: »He, Leute! Ich habe hier ein bisschen Blut und Taubendreck. Sammelt bitte beides ein.«

»Wir kriegen einfach immer die beste Arbeit zugeteilt!«, rief einer der Spurensicherer zurück.

»Markieren Sie die Stellen, Peabody.« Eve selber schwang sich auf die Feuerleiter und machte sich auf den Zickzack- Weg in Richtung Bürgersteig. »Lassen Sie die Recycler des Hotels sowie sämtliche Recycler in einem Umkreis von vier Blocks durchsuchen. Vielleicht haben wir ja Glück und finden noch etwas, schließlich ist Sonntag.«

»Sagen Sie das dem Team, das im Müll rumwühlen muss.«

»Die Feuerleiter verbindet praktisch alle Räume auf dieser Seite des Gebäudes miteinander. Wir sehen uns also besser noch mal die Diskette mit den Namen aller Gäste an.«

»Weder in den Fluren noch im Treppenhaus gibt es Überwachungskameras«, fügte Peabody hinzu. »Wenn der Täter also durch das Haus gekommen ist, warum ist er dann nicht einfach durch die Tür gegangen, als er fertig war?«

»Vielleicht hat er ja nicht gewusst, dass die Korridore nicht überwacht werden.« Ihre Stiefelschnepperten auf dem Metall der Feuerleiter, doch mit jeder Stufe, die sie Richtung Erde nahm, nahm ihr Schwindel ab. »Vielleicht war er ja einfach übervorsichtig und wollte nicht, dass irgendwelche Touris, die von einem abendlichen Ausflug in die Stadt zurückgeschlendert

kommen, ihn aus dem Zimmer kommen sehen.«

Auf der letzten Plattform drückte sie den zweiten Knopf, fuhr die kurze Leiter aus, stieß sich von der obersten Sprosse ab, ließ sich auf den Gehweg fallen und wartete auf Peabody, die eilig hinterhergeklettert kam.

»Es gibt da noch ein paar Dinge, die ich Ihnen sagen muss«, begann Eve, als sie um das Haus herum nach vorne liefen. »Die Lombard war Freitag bei Roarke und hat versucht ihn zu erpressen.«

»Wie bitte?«

»Das muss mit in den Bericht. Es muss in den Bericht, dass er sie empfangen, dann aber rausgeworfen hat.

Schluss, aus, Ende der Geschichte, aber es muss in den Bericht. Irgendwann danach und mehrere Stunden, bevor sie erschlagen wurde, hat jemand sie vertrimmt. Roarke und ich haben wasserdichte Alibis für den Zeitpunkt ihres Todes und können bestimmt ebenso leicht erklären, wo wir in der Zeit, nachdem sie sein Büro verlassen hat und bevor sie ermordet worden ist, waren.«

»Sie beide stehen doch gar nicht unter Verdacht.«

Eve blieb stehen. »Ich würde mich verdächtigen, wenn ich nicht sicher wüsste, dass ich es nicht gewesen sein kann. Ich hätte nämlich sicher kein Problem damit gehabt, sie windelweich zu prügeln.«

»Aber Sie hätten sie nie im Leben umgebracht.«

Eve schüttelte den Kopf. »Viel eicht war ja die Person, die sie zusammengeslagen hat, nicht die Person, die sie getötet hat. Viel eicht hatte sie einen Komplizen, und die beiden haben gehofft, dass sich durch Roarke problemlos eine Menge Geld verdienen lässt. Als daraus nichts geworden ist, hat ihr Komplize ihr die Hölle heißgemacht. Auszuschließen ist das nicht.«

»Okay.«

»Ich sage Ihnen, wie wir vorgehen.« Sie sah Peabody an. »Wir hatten Samstag das Haus voller Caterer, Dekorateure und was weiß ich für andere Gestalten. Und zwar den ganzen Tag. Wenn Roarke Fremde im Haus hat, laufen dort pausenlos die Kameras. Sie werden also Feeney kontaktieren und ihm sagen, dass er die Kameras checken und die Disketten holen soll, um ganz sicherzugehen, dass wir beide den ganzen Tag über daheim waren.«

»Wird erledigt. Aber ich kann nur noch mal sagen: Niemand wird Sie verdächtigen.« Bevor Eve ihr widersprechen konnte, hob sie abwehrend die Hand. »Wenn Sie nur fünf Minuten nachdenken würden, Das, würden Sie das auch nicht tun. Sicher, es wäre Ihnen durchaus zu-zutrauen, dass Sie einem solchen Weib eins auf die Nase geben. Warum denn wohl auch nicht? Aber aus ihrem Gesicht hat irgendjemand regelrechten Brei gemacht. Er hat mehr als die bloße Faust benutzt, und das würden Sie niemals tun. Dass sie Roarke erpressen wollte, zeigt doch nur, wie dämlich sie anscheinend war. Das kann für ihn doch höchstens so ärgerlich gewesen sein, wie es für jemand anderen ist, wenn er in Flugrattenscheiße tritt.

Sprich, gar kein echtes Thema. Vertrauen Sie mir, ich als Detective kenne mich mit solchen Dingen aus.«

»Ist schon eine ganze Weile her, seit Sie das zum letzten Mal in ein Gespräch einfließen lassen konnten.«

»Inzwischen wähle ich die Anlässe, bei denen ich meinen erlauchten Rang erwähne, einfach sorgfältiger aus.«

Als sie um die Ecke bogen, vergrub Peabody die Hände in den Taschen und sah Eve von der Seite an. »Sie wissen, dass er trotzdem vernommen werden muss.«

»Ja.« Eve sah, dass er an ihrem plötzlich vor dem Hotel geparkten Wagen lehnte und etwas auf

dem Bildschirm seines Handcomputers las. »Ich weiß.«
Als er sie entdeckte, steckte er den Handcomputer ein und sah sie fragend an. »Na, machen die beiden Damen einen kurzen Spaziergang?«
»Man weiß eben nie, was die Arbeit al es bringt.«
»So sieht's zumindest aus. Hal o, Peabody. Na, haben Sie sich halbwegs von der letzten Nacht erholt?«
»Gerade so. War wirklich ein supertol es Fest.«
»Würden Sie uns wohl kurz al eine lassen?«, fragte Eve.
»Sicher. Ich rede schon mal mit ein paar Leuten und hole die Überwachungsdisketten.«

Nachdem Peabody gegangen war, versetzte Eve dem Vorderreifen ihres Wagens einen leichten Tritt. »Wie ist der hierhergekommen?«

»Das war einer meiner kleinen Tricks. Ich dachte mir, dass du ihn sicher brauchst.«

»Das stimmt.«

»Außerdem habe ich Mira kontaktiert, ihr erzählt, was vorgefal en ist, und ihr gesagt, dass es wahrscheinlich etwas dauert, bis du zu ihr kommen kannst.«

»Mira? Oh ja, richtig.« Sie raufte sich das Haar. »Das hatte ich vol kommen vergessen. Danke. Was schulde ich dir dafür?«

»Das verhandeln wir einfach nachher.«

»Ich muss dich um noch einen Gefal en bitten. Du musst bitte auf die Wache kommen und eine offizielle Aussage über deine freitägliche Begegnung mit dem Opfer machen.«

Etwas blitzte in seinen Augen auf. »Stehe ich etwa auf der Liste der Verdächtigen, Lieutenant?«

»Nicht. Bitte nicht.« Sie atmete langsam ein und wieder aus. »Wenn jemand anderer den Fal bekommt, stehen wir erst mal beide unter Verdacht. Wir hätten beide einen Grund gehabt, um ihr Schmerzen zuzufügen, und das hat jemand im Übermaß getan. Hinsichtlich des Mordes sind wir aus dem Schneider. Schließlich kann man schwerlich jemanden in Midtown um die Ecke bringen, während man in einem völ ig anderen Stadtteil eine rauschende Party feiert, auf der sogar der Polizeichef ist. Allerdings haben wir beide jede Menge Beziehungen und auch die finanziel en Mittel, um jemanden anzuheuern, der das für uns tut.«

»Und wir wären beide schlau genug, um jemanden anzuheuern, der weniger schlampig und auffäl ig zu Werke geht.«

»Viel eicht, aber manchmal gehen Täter auch vorsätzlich so vor. Dazu kommt, dass jemand sie schon vorher zusammengeschlagen hat. Wir brauchen also auch für diese Zeit ein Alibi.«

»Du denkst also nicht, dass ich sie ermordet habe, aber was die andere Tat betrifft -«

»Hör auf.« Sie pickste ihn mit ihrem Zeigefinger in die Brust. »Es nützt nicht das Geringste, wenn du mir jetzt auch noch Vorhaltungen machst.«

»Was sol ich deiner Meinung nach denn machen? Sag mir am besten einfach, welche Rol e ich spielen sol .«

»Gottverdammte.«

»Schon gut, schon gut.« Er winkte ab. »Aber es kotzt mich einfach an, dass mich meine Frau wegen eines Kör-perverletzungsdelikts vernimmt.«

»Ich kann dich beruhigen, ich vernehme dich ganz sicher nicht. Das macht Peabody für mich.«

»Na, das wird sicher nett.« Er packte ihre Arme und drehte sie zu sich herum, sodass sie ihm Schuhspitze an Schuhspitze und Auge in Auge gegenüberstand. »Ich wil , dass du mir sagst - ich wil , dass du mir in die Augen siehst und sagst, ob du glaubst, ich hätte Hand an diese Frau gelegt.«

»Nein«, stel te sie ohne zu zögern fest. »Das entspräche eindeutig nicht deinem Stil, wenn du die

Nerven weit genug verloren hättest, um dich derart atypisch zu benehmen, hättest du es mir bereits erzählt.

Aber es entspräche meinem Stil, und ich werde in meinem Bericht einfließen lassen, dass sie bei mir auf der Wache war.«

Er fluchte. »Diese verdammte Hexe ist tot noch ein genauso großes Ärgernis, wie sie es lebendig war. Guck mich nicht so an. Ich zünde sicher keine Kerze für das Weibsbild an. Aber du wirst das, auf deine Art, natürlich tun. Denn egal, wie du zu ihr gestanden hast, bist du jetzt für sie Zuständig, und du wirst für sie eintreten, weil du einfach nicht anders kannst.«

Er streichelte ihr sanft die Arme und fügte hinzu: »Ich komme am besten gleich mit auf die Wache und bringe es so schnell wie möglich hinter mich.«

»Tolle Art, den Sonntag zu verbringen.«

»Das ist nicht das erste Mal«, antwortete er und öffnete die Wagentür.

Auf der Wache richtete sich Peabody in einem der Vernehmungsräume ein. Ihre Bewegungen waren ein bisschen ruckartig, und sie blickte so lange zu Boden, bis Roarke ihr freundlich riet: »Entspannen Sie sich ruhig. Ich glaube, traditionell erweise ist eher der zu Vernehmende als der vernehmende Beamte aufgeregt.«

»Es ist mir einfach furchtbar unangenehm. Zwar ist es eine reine Formalität...« Endlich sah Peabody auf. »...

aber es ist trotzdem ätzend. Eine ätzende Formalität.«

»Also bringen wir sie besser möglichst schnell und für uns beide möglichst schmerzlos hinter uns.«

»Sind Sie bereit?«

»Schießen Sie los.«

Auch wenn sie sich räuspern musste, gab sie die erforderlichen Daten in das Aufnahmegerät ein.

»Sir, uns ist bewusst, dass Sie freiwillig hier sind, und wir danken Ihnen im Voraus für Ihre Hilfe bei den Ermittlungen.«

»Ich tue alles, was in meiner Macht steht, um ...«, er lenkte seinen Blick auf den langen Spiegel, hinter dem Eve Position bezogen hatte, um von außen zuzusehen,

»... der Polizei zu helfen.«

»Sie kannten Trudy Lombard.«

»Nicht wirklich. Ich bin ihr ein einziges Mal begegnet, und zwar, als sie am letzten Freitag in meinem Büro erschienen ist.«

»Warum haben Sie sie überhaupt empfangen?«

»Weil ich neugierig war. Mir war bewusst, dass meine Frau vor vielen Jahren kurzfristig in ihrer Obhut war.«

»Im Jahr 2036 war Ms Lombard Lieutenant Dallas fünfzehn Monate lang als Pflegemutter zugeteilt.«

»Ich weiß.«

»War Ihnen bewusst, dass der Lieutenant letzten Donnerstag von Ms Lombard in ihrem Büro hier auf der Wache aufgesucht worden ist?«

»Ja.«

»Wie würden Sie die Reaktion des Lieutenants auf dieses Wiedersehen beschreiben?«

»Als ihre private Angelegenheit.«

Als Peabody den Mund aufmachte, ihn dann aber wortlos wieder schloss, zuckte er mit den Schultern und fügte hinzu: »Meine Frau hatte nicht den Wunsch, die Beziehung wieder aufleben zu lassen. Ihre Erinnerung an jene Zeit war alles andere als glücklich, und ich glaube, dass sie

deshalb kein Interesse daran hatte, den Kontakt zu Ms Lombard zu erneuern.«

»Aber Sie haben sich bereit erklärt, Ms Lombard in Ihrem Büro in der City zu empfangen.«

»Wie gesagt, ich war neugierig.« Wieder wanderte sein Blick in Richtung Spiegel, wo er, wie er sicher wusste, auf den Blick des Lieutenants traf. »Es hat mich interessiert, was sie von mir wollte.«

»Und was wollte sie?«

»Natürlich Geld, was sonst. Anfangs hat sie versucht, an mein Mitgefühl zu appellieren, damit ich ihr helfe, den Lieutenant weichzukochen. Sie hat behauptet, meine Frau würde ihre Gefühle und ihre Erinnerung an ihre Zeit bei ihr falsch interpretieren.«

Er machte eine Pause, sah Peabody an und hätte um ein Haar gelächelt. »Aber da sich der Lieutenant, wie Sie selber wissen, in solchen Dingen nur sehr selten irrt, hielt ich die Behauptungen der Frau für wenig glaubhaft und habe ihr deshalb vorgeschlagen, die Dinge einfach so zu belassen, wie sie die vergangenen Jahre waren.«

»Und da hat sie Geld verlangt.«

»Ja. Und zwar zwei Millionen Dollar. Sie meinte, für diese Summe wäre sie bereit, wieder nach Texas zurückzukehren, und war ziemlich unglücklich, als ich sie darüber informierte, dass ich nicht die Absicht hätte, ihr jemals auch nur eine Cent dafür zu zahlen, dass sie meine Frau in Ruhe lässt.«

»Hat sie Sie in irgendeiner Form bedroht?«

»Sie war weniger bedrohlich als vielmehr einfach lästig. Wie ein Bluteigel, der hofft, dass er einem ein paar Tropfen Blut aussaugen kann.«

»Und Sie haben ihre Bitte um Geld als Versuch einer Erpressung angesehen?«

Dies war eine knifflige Frage, dachte Roarke. »Vielleicht hat sie gehofft, dass ich es so sehen würde - ich habe keine Ahnung. Ich fand ihr Ansinnen einfach lächerlich und dachte nicht, dass ich oder der Lieutenant sich darüber Gedanken machen muss.«

»Es hat Sie nicht wütend gemacht, dass jemand in Ihr Büro gekommen ist und einfach Geld gefordert gefordert hat? Ich wäre in einem solchen Fall wahrscheinlich ziemlich sauer.«

Er sah sie lächelnd an und wünschte sich, er könnte ihr erklären, wie beeindruckt er von ihren Fähigkeiten war.

»Offen gestanden, Detective, hatte ich erwartet, dass sie versuchen würde, mich über den Tisch zu ziehen. Das erschien mir der einzig logische Grund dafür, dass sie nach all den Jahren plötzlich wieder Kontakt zum Lieutenant aufgenommen hat.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Aber wütend war ich deshalb nicht. Ganz im Gegenteil hat mich dieses Treffen mit einer gewissen Befriedigung erfüllt, weil ich ihr deutlich zu verstehen geben konnte, dass sie weder jetzt noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt Geld oder irgendetwas anderes von uns bekommt.«

»Wie haben Sie ihr das klargemacht?«

»Ich habe es ihr einfach gesagt. Wir haben vielleicht zehn Minuten in meinem Büro gesprochen, dann habe ich sie wieder weggeschickt. Ich habe meine Assistentin gebeten, den Wachdienst zu informieren, damit er dafür sorgt, dass sie das Gebäude garantiert verlässt. Oh, es gibt Aufnahmen davon, wie sie das Haus betritt und auch wieder verlässt, es gibt auch eine Aufnahme von unserem Gespräch. Das gehört zu den normalen Sicherheitsmaßnahmen in meinem Haus. Ich habe Captain Feeney von der Abteilung für Elektronische Ermittlungen bereits gebeten, die Disketten persönlich abzuholen und durchzusehen. Ich dachte, dass das das Beste ist.«

»Gut.« Peabody sah ihn mit großen Augen an. »Das ist gut. Hm, hatten Sie noch mal Kontakt zu

Ms Lombard, nachdem sie Ihr Büro verlassen hat?«

»Nein. Der Lieutenant und ich haben den Freitagabend zu Hause verbracht und am Samstag eine große Weihnachtsfeier veranstaltet. Wir hatten den ganzen Samstag mit Vorbereitungen für dieses Fest zu tun. Was ebenfalls anhand von Aufnahmen bewiesen werden kann. Da sich mit den Leuten vom Party-Service, den Dekorateurs und den Angestellten anderer Unternehmen jede Menge Fremder in unserem Haus aufgehalten haben, liefen den ganzen Tag die Überwachungskameras. Die Disketten bekommt Captain Feeney natürlich ebenfalls. Am Samstagabend waren wir von acht bis circa drei Uhr morgens mit über zweihundertfünfzig Freunden, Bekannten und Geschäftspartnern von mir zusammen. Ich händige Ihnen gerne die Gästeliste aus.«

»Vielen Dank. Kam es jemals zu einem körperlichen Kontakt zwischen Ihnen und Trudy Lombard?«

Seine Stimme blieb neutral, sein Gesicht jedoch drückte einen gewissen Ekel aus, als er erklärte:

»Ich habe ihr die Hand gegeben, als wir uns begegnet sind.

Das hat voll kommen gereicht.«

»Könnten Sie mir sagen, weshalb Sie und der Lieutenant heute Morgen im West Side Hotel waren?«

»Wir hatten beschlossen, dass es das Beste wäre, wenn der Lieutenant noch einmal persönlich mit der Lombard sprechen würde, um sie darüber zu informieren, dass sie - das heißt, meine Frau - keinerlei Interesse an weiteren Kontakten hat, und dass wir nicht die Absicht haben, für das Privileg zu zahlen, dass sie nicht noch mal in unsere Nähe kommt.«

Peabody nickte kurz.

»Okay. Nochmals vielen Dank für Ihre Kooperation.

Gesprächsende.« Sie drückte auf den Knopf des Aufnahmegeräts, sackte theatralisch auf ihrem Stuhl zusammen und atmete geräuschvoll aus. »Gott sei Dank ist es vorbei.«

Er tätschelte ihr begütigend die Hand. »Wie haben wir uns gemacht?«

»Das wird sie uns gleich wissen lassen, das können Sie mir glauben. Aber meiner Meinung nach waren Sie sehr entgegenkommend, haben sich sehr präzise ausgedrückt und genügend Details genannt, um glaubwürdig zu sein. Außerdem haben Sie beide derart gute Alibis für die gesamte Zeit, dass Ihnen garantiert niemand ans Bein pissen kann - oh, Entschuldigung.«

»Kein Problem - ich bin froh, wenn meine Hosenbeine sicher sind.« Als die Tür geöffnet wurde, drehte er den Kopf. »Obwohl - viel eicht kommt jetzt der Wasserschlauch ...«

»Warum hast du mir nicht erzählt, dass du Feeney angerufen hast?«, fauchte Eve ihn böse an.

»Wenn ich mich nicht irre, habe ich das gerade getan.«

»Du hättest - ach, egal. Peabody, sagen Sie Feeney, dass er die Disketten sofort durchsehen soll, und dann überprüfen Sie die anderen Gäste des Hotels. Ich komme gleich nach.«

»Bis später«, sagte Peabody zu Roarke.

»Es wird -«

»- noch eine Weile dauern«, beendete Roarke den von Eve begonnenen Satz. »Dann fahre ich wohl besser schon mal vor.«

»Es ist gut, dass du deine Aussage gemacht hast. Jetzt hast du sie auf alle Fälle hinter dir. Peabody hätte dir ruhig ein wenig mehr zusetzen können, aber sie hat die Details aus dir herausgeholt, und das ist das Einzige, was zählt.«

»Also gut dann. Und jetzt zurück zu dem, was du mir dafür schuldest. Ich habe schließlich meinen Preis.«

Sie spitzte nachdenklich die Lippen. »Ich bin mir sicher, dass in unserem Keller irgendwo ein Wasserschlauch zu finden ist.«

Er lachte fröhlich auf. »So ist's recht. Fahr bitte noch zu Mira, wenn du hier fertig bist.«
»Ich weiß nicht, wie lange -«

»Egal. Fahr bitte noch kurz bei ihr vorbei, und dann komm "beim zu mir.«
»Wohin sol ich denn wohl sonst?«
»Die Geschenke liegen im Kofferraum von deinem Wagen.«
»Kannst du nicht auch mal irgendwas vergessen, Herr Oberschlau?«
»Ich glaube nicht.« Er packte ihre Arme, zog sie an seine Brust und gab ihr einen harten Kuss.
»Ich werde auf dich warten.«

Ja, das würde er tatsächlich tun. Es gab einen Menschen, der auf sie wartete, was für sie das größte al er Wunder war.

Nachdem Roarke gegangen war, setzte sich Eve mit einem riesengroßen Becher schwarzen Kaffees hinter ihren Schreibtisch und ging die offiziellen Daten von Bobby Lombard durch. Er hieß tatsächlich Bobby und nicht Robert, merkte sie. Er war zwei Jahre älter als sie und das Produkt einer eingetragenen Partnerschaft, die geendet hatte, als er zwei gewesen war. Sein Vater hieß John Gruher, war seit 2046 verheiratet, lebte in Toronto und hatte, wie es aussah, keinerlei Kontakt zu seinem Sohn.

Bobby hatte BWL studiert und zunächst als Angestellter eines Immobilienunternehmens seinen Unterhalt verdient, bis er vor achtzehn Monaten zusammen mit einem gewissen Densil K. Easton die Firma L und E Immobilien in Copper Cove, Texas, gegründet hatte und ein Jahr später mit der guten Zana Kline vor den Traualtar getreten war.

Vorstrafen hatte er nicht.

Zana war achtundzwanzig Jahre alt, stammte ursprünglich aus Houston und war offenbar von ihrer Mutter aufgezogen worden, die vor vier Jahren bei einem Autounfall gestorben war. Auch sie hatte BWL studiert und war als Wirtschaftsprüferin bei L und E Immobilien angestellt. Sie war also nach Copper Cove gezogen, hatte den Boss der Firma geheiratet und war seither eine gemachte Frau.

Auch sie war weder vorbestraft noch zuvor schon mal verheiratet gewesen noch hatte sie einen offiziellen Partner vor Bobby gehabt.

Ihre offiziellen Daten bestätigten den Eindruck, den die beiden machten. Den Eindruck eines ganz normalen, durchschnittlichen Paares, dem ein großes Unglück widerfahren war.

Schließlich rief sie Trudy Lombards Daten auf, ging die Dinge durch, die sie bereits wusste, zog aber die Brauen hoch, als sie die endlos lange Liste ihrer Arbeitsverhältnisse sah.

Nach kurzen Karrieren als Kauffrau im Gesundheitswesen und Rezeptionistin in einer Fabrik hatte sie nach der Geburt des Sohnes den professionellen Mutterstatus beantragt und als Teilzeitkraft nur noch so viel dazuverdient, dass ihr Status nicht gefährdet worden war.

Als Verkäuferin, entdeckte Eve, und zwar in drei verschiedenen Geschäften. Als Buchhalterin in zwei verschiedenen Unternehmen. Als Domestike - was in aller Welt war das? Doch egal, was es auch war, hatte sie auch diesen Job nur kurze Zeit gehabt.

Außerdem war sie in nicht einmal sechs Jahren dreimal innerhalb von Texas umgezogen.

Sie war also eine kleine Gaunerin gewesen, dachte Eve. Darauf wies das Muster hin. Hatte überall ihr Spiel gespielt, bis nichts mehr zu holen war, und dann das Feld geräumt.

Sie hatte sich als Pflegemutter beworben, war getestet worden und hatte die Zulassung bekommen. Hatte gleichzeitig die Beibehaltung des professionellen Mutterstatus' beantragt, was ihr ebenfalls bewilligt worden war -

hatte also keinen Cent verschenkt. In der Gegend von Austin lebte sie beinahe ein ganzes Jahr, bevor sie nach Beaumont gezogen war.

Auch dort hatte sie sich beim Jugendamt beworben, ein Pflegekind bekommen, und war vierzehn Monate geblieben, bevor sie wieder umgezogen und zum dritten Mal als Pflegemutter zugelassen worden war.

»Bist du viel eicht einfach ein Zugvogel gewesen? Oh nein, Trudy, du Hexe, das glaube ich nicht. Dann kam ich zu dir, und sieh nur an, kaum ein Vierteljahr, nachdem ich wieder im Heim gelandet war, hast du dich noch einmal beworben, wurdest noch einmal genommen, und hast wieder Geld mit irgendeinem armen Kind verdient. Du bist so lange immer wieder umgezogen und hast als Pflegemutter Geld vom Staat ergaunert, bis der gute Bobby mit dem Studium fertig war und dein professionel er Mutterstatus verfiel.«

Sie lehnte sich nachdenklich auf ihrem Stuhl zurück.

Ja, es konnte funktionieren. Die Masche war nicht schlecht. Man besorgte sich die Zulassung in einem Staat, zog einfach immer wieder um, nahm immer neue Kinder auf, strich weitere Gebühren ein. Die Leute vom Jugendamt waren chronisch überfordert und deshalb sicher froh, wenn eine erfahrene Frau und professionel e Mutter ein paar von ihren Chargen in ihre Obhut nahm.

Nachdem der professionel e Mutterstatus abgelaufen war, hatte Trudy auch keine Pflegekinder mehr genommen, war in die Nähe ihres Sohns gezogen und hatte dort erneut mit kurzfristigen Jobs ihren Lebensunterhalt verdient. Ziemlich wenig Geld für eine Frau, die gerne shoppen ging und so wertvol en Schmuck besaß, dass sie ihn, wenn sie verreiste, lieber zu Hause ließ.

Wirklich interessant. Eve würde ein Pfund echten Kaffees darauf verwetten, dass unter den anderen Pflegekindern, die die Lombard bei sich aufgenommen hatte, noch das eine oder andere Opfer war.

Sie wünschte sich, Roarke hätte ihr nicht das Gefühl gegeben, verpflichtet zu sein, noch bei Mira hereinzuschauen. Sie war hundemüde, musste über vieles nachdenken und hatte noch alle Hände voll zu tun.

Stattdessen machte sie einen Besuch. Sätze tatenlos herum, tränke etwas, betriebe Konversation. Tauschte Geschenke aus. Bei Letzterem kam sie sich immer etwas dämlich vor, auch wenn sie nicht wusste, warum.

Offenbar hatten die Menschen einfach das Bedürfnis, Sachen zu geben und zu bekommen, die sie sich problemlos selbst besorgen könnten, hätten sie den Wunsch danach.

Jetzt stand sie hier vor diesem hübschen Haus in der hübschen Nachbarschaft und blickte auf den Mistelzweig über der Tür. Nach den Erfahrungen vom Samstag erkannte sie das Zeug, wenn sie es sah. In den Fenstern standen Kerzen, deren warmes, weißes Licht die Dunkelheit vertrieb, und hinter einem dieser Fenster machte sie das Glitzern eines Weihnachtsbaumes aus.

Unter dem Baum würden Geschenke liegen, und zwar

- da Mira jede Menge Enkelkinder hatte - ein regelrechter Berg. Inzwischen hatte sie ebenfalls gelernt, dass, wenn ein Geschenk für einen Ehemann nicht reichte, selbst ein halbes Dutzend für ein Kind noch unzureichend war.

Peabody hatte bereits sage und schreibe drei Geschenke für das Baby von Mavis eingekauft, obwohl das Kleine noch gar nicht geboren war.

Was in aller Welt kaufte man für einen Fötus? Und warum fand anscheinend niemand außer ihr, dass der Kauf eines Geschenks für ein noch ungeborenes Wesen irgendwie gespenstisch war?

Roarke hatte seinen irischen Verwandten ein verdammt Frachtschiff voller Geschenke geschickt.

Sie versuchte Zeit zu schinden. Stand hier draußen in der Kälte und der Dunkelheit und versuchte Zeit zu schinden, bevor sie über die Schwelle dieses Hauses trat.

Sie klemmte sich ihre Pakete unter einen Arm und drückte auf den Klingelknopf.

Wenige Momente später machte Mira auf. Mira in ihrer Freizeitkluft, die aus einem weichen Sweatshirt, einer Jogginghose und nackten Füßen mit lackierten Zehennägeln bestand.

»Ich bin wirklich froh, dass Sie gekommen sind.«

Bevor Eve etwas erwidern konnte, zog die Psychologin sie schon in den warmen, nach Kiefernadeln und Cranberrys duftenden Flur.

Weitere brennende Kerzen standen auf dem Tisch, und im Hintergrund spielte leise, weihnachtliche Musik.

»Tut mir leid, dass es so spät geworden ist.«

»Das ist egal. Geben Sie mir Ihren Mantel, und kommen Sie mit ins Wohnzimmer.«

»Ich habe hier noch ein paar Kleinigkeiten, die mir zufällig in die Hand gefallen sind.«

»Danke. Setzen Sie sich. Ich holen Ihnen erst mal ein Glas Wein.«

»Ich will bestimmt nicht stören, falls Sie -«

»Bitte. Setzen Sie sich.«

Sie legte die Geschenke auf den Couchtisch neben eine große Silberschale voller Kiefernzapfen und leuchtend roter Beeren.

Was den Geschenkeberg betraf, hatte sie eindeutig recht gehabt. Es waren sicher an die hundert Päckchen unter dem großen Baum verteilt. Wie viele für jeden, überlegte sie? Wie viele Miras

gab es überhaupt? Sie waren eine ganze Horde. Sicher fast zwanzig Leute, also

...

Als Dennis Mira durch die Tür geschlendert kam, stand sie wieder auf.

»Bleiben Sie doch bitte sitzen«, bat er gut gelaunt.

»Charlie hat mir erzählt, dass Sie hier sind. Ich wollte nur kurz Hallo sagen, und dass es gestern eine wirklich tolle Party war.«

Er trug eine Strickjacke, und etwas an dem schlabberigen Teil, an dem ein Knopf an einem losen Faden baumelte, verwandelte ihr Herz in Brei.

Er lächelte, und da sie immer noch nicht wieder Platz genommen hatte, trat er einfach neben sie und blickte mit seinem verträumten Lächeln auf den Baum. »Charlie besteht immer auf einem echten Baum. Ich sage ihr jedes Jahr, dass sie doch einfach eine Plastiktanne kaufen soll, jedes Jahr sagt sie Nein, und jedes Jahr bin ich aufs Neue froh darüber, dass sie derart stur sein kann.«

Er überraschte Eve, indem er einen Arm um ihre Schulter legte und sie zärtlich an sich zog, während er erklärte: »Nichts wirkt mehr ganz so schlimm, so hart oder so traurig, wenn man einen Weihnachtsbaum im Wohnzimmer stehen hat. Wenn alle die Geschenke darunter auf dem Boden liegen und man die Vorfreude fast nicht mehr erträgt. Das ist eine Art zu sagen, dass es immer Licht und Hoffnung gibt. Und dass man das Glück hat, eine Familie zu haben, mit der man diese Dinge teilen kann.«

Ihre Kehle hatte dichtgemacht, und sie merkte, dass sie etwas tat, von dem sie niemals angenommen hätte, dass sie dazu in der Lage war.

Sie wandte sich ihm zu, presste ihr Gesicht an seine Schulter und brach in leises Schluchzen aus.

Er wirkte nicht im Geringsten überrascht, sondern strich ihr sanft über den Rücken und murmelte:

»So ist's recht. Weinen Sie sich erst mal richtig aus. Schließlich hatten Sie einen anstrengenden Tag.«

Sie atmete zischend ein und machte sich entgeistert von ihm los. »Es tut mir leid. Himmel, es tut mir leid. Ich weiß nicht, was ... ich sollte besser gehen.«

Er aber hielt weiter ihre Hand. So sanft und weich seine Berührung auch erschien, hatte er einen Griff aus Stahl. »Setzen Sie sich erst mal hin. Ich habe ein Taschentuch. Glaube ich zumindest.«

Er fing an, seine Tasche zu betasten, bevor er seine Hände mit dem ihm eigenen verblüfften Gesichtsausdruck darin vergrub.

Was ihr besser als jedes Beruhigungsmittel half. Sie fing an zu lachen und wischte sich die Tränen mit den Handrücken aus dem Gesicht. »Schon gut. Ich bin wieder okay. Es tut mir leid. Ich sollte wirklich —«

»Trinken Sie erst mal ein Gläschen Wein.« Mira kam mit einem Tablett ins Wohnzimmer zurück und stellte es vor Eve auf den Tisch.

Da sie ihren Ausbruch eindeutig gesehen hatte, nahm Eves Verlegenheit noch zu.

»Ich fürchte, ich bin heute Abend ein bisschen neben der Spur.«

»Was kein Wunder ist.« Mira nahm eins der Gläser in die Hand. »Nehmen Sie erst mal Platz und entspannen sich. Ich würde gerne mein Geschenk auspacken, wenn das in Ordnung ist.«

»Oh. Ja. Sicher. Hm ...« Sie hielt auch Dennis sein Päckchen hin. »Das habe ich zufällig entdeckt und dachte, dass Sie es vielleicht brauchen können.«

Er strahlte wie ein zehnjähriger Junge, der unter dem Weihnachtsbaum auf ein leuchtend rotes Luftbike gesto-

ßen war. Das Blitzen seiner Augen nahm auch nicht ab, als er den Schal aus der Verpackung zog.

»Sieh nur, Charlie. Der hält mich auf meinen Spaziergängen ganz sicher warm.«

»Und er passt zu dir. Oh! Sieh nur.« Mira zog die antike Teekanne aus ihrem Paket. »Die ist

einfach wunderschön. Veilchen«, murmelte sie, während sie mit einem Finger über die winzigen, handgemalten Blüten auf der weißen Kanne strich. »Ich liebe Veilchen.«

Sie säuselte so wie andere Frauen, wenn sie in fremde Kinderwagen sahen, überlegte Eve.

»Ich dachte, Sie trinken gerne Tee, und deshalb -«

»Die Kanne ist wunderbar. Einfach wunderbar.« Mira stand wieder auf, trat vor Eve, küsste sie auf beide Wangen und sagte strahlend vielen Dank.

»Nichts zu danken.«

»Ich glaube, ich probiere mein Geschenk sofort bei einem kleinen Spaziergang aus.« Auch Dennis erhob sich von seinem Platz, beugte sich über Eve und klopfte ihr gegen das Kinn. »Sie sind ein braves Mädchen und auch eine kluge Frau. Reden Sie mit Charlie, ja?«

»Ich wol te ihn ganz sicher nicht vertreiben«, meinte Eve, nachdem Dennis in den Flur hinausgetreten war.

»Das haben Sie auch nicht. Bei al er Zerstreutheit ist Dennis ein guter Beobachter, er hat einfach gemerkt, dass wir ein bisschen Zeit al eine brauchen. Wol en Sie Ihr Geschenk Viel eicht auch aufmachen?« Sie nahm eine kleine Schachtel von dem Tablett und reichte sie ihrem Gast.

»Sie ist hübsch.« Eve wusste nie, was man in solchen Augenblicken sagte, dieser Satz jedoch erschien ihr durchaus passend, denn sie hielt eine in Silber und in Gold gewickelte Schatul e mit einer großen, roten Schleife in der Hand.

Sie hatte keine Ahnung, was sie aus der Schachtel zog

- etwas Rundes, Verschnörkeltes mit kleinen Glitzersteinen. Da es an einer Kette hing, dachte sie zuerst, dass es sich um ein Schmuckstück handelte, obwohl die Scheibe größer als ihre Handfläche war.

»Keine Panik«, stel te Mira lachend fest. »Das ist kein Schmuck. Auf diesem Gebiet kann kein Mensch mit Ihrem Gatten konkurrieren. Es ist eine Art Sonnenfänger, etwas, was Sie sich ins Fenster hängen können. Viel eicht in Ihrem Büro.«

»Es ist wirklich hübsch«, sagte Eve noch einmal und machte, als sie genauer hinsah, ein Muster in den Schnörkeln aus. »Ist das etwa keltisch? Es sieht aus wie die Gravur in meinem Ehering.«

»Ja. Obwohl meine Tochter mir erzählt hat, dass das Symbol in Ihrem Ring Sie schützen sol . Das hier und auch die Steine sol en Ihnen Ruhe bringen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, dass die Scheibe von meiner Tochter gesegnet worden ist.«

»Sagen Sie ihr bitte vielen Dank. Ich werde es wirklich in meinem Büro aufhängen. Viel eicht nützt es ja etwas.«

»Die Arbeit hat Sie schon wieder eingeholt, nicht wahr?« Roarke hatte ihr erzählt, was in dem Hotel geschehen war.

»Sieht so aus.« Eve blickte auf die Scheibe und strich vorsichtig mit dem Daumen über das keltische Symbol.

»Ich schätze, ich bin eben einfach kurzfristig in Selbstmitleid versunken, als Ihr Mann mich in den Arm genommen hat. Als ich dort mit ihm stand, den Baum betrachtet, die Gerüche und die Lichter des Hauses in mich aufgesogen habe. Ich dachte, ach hätte ich doch nur einmal - ein einziges Mal in meinem Leben - jemanden wie ihn gehabt...

Aber das war eben nicht der Fal .«

»Nein, Sie hatten niemals einen solchen Menschen, aber die Schuld daran liegt nicht bei Ihnen, sondern beim System.«

Eve hob den Kopf und atmete tief ein. »Wie auch immer, ist es nun mal so gelaufen, wie es gelaufen ist. Jetzt ist Trudy Lombard tot, und das sol te sie nicht sein. Ich war gezwungen, meinen Mann von meiner Partnerin vernehmen zu lassen, und ich muss bereit sein, persönliche

Fragen zu beantworten und hinzunehmen, dass die Antworten, wenn sie die Ermittlungen betreffen, in die Akten eingehen. Ich muss mich daran erinnern, wie es mit ihr war, weil mir dieses Wissen bei der Suche nach dem Mörder hilft. Ich bin gezwungen, das zu tun, obwohl ich mich noch vor ein paar Tagen kaum daran erinnert hätte, wie sie hieß. Ich hatte die Erinnerung an diese Frau verdrängt. Darin bin ich wirklich gut. Und ich hasse es wenn die Erinnerung mit einem Mal zurückkehrt und mich wieder fertigmacht. Denn diese Frau hat nichts mit dem Menschen zu tun, der ich inzwischen bin.«

»Natürlich hat sie das. Jeder Mensch, der Berührung mit Ihrem Leben hatte, hat es mit geformt.« Miras Stimme war so sanft wie die Musik, die durch das Zimmer wehte, zugleich aber stahlhart. »Sie haben Menschen wie diese Lombard überwunden. Sie hatten keinen Dennis Mira, Gott segne ihn. Sie hatten nicht die Einfachheit eines Heims und einer Familie. Sie mussten Hindernisse und Schmerzen und grauenhafte Dinge überwinden. Und das haben Sie getan. Das ist Ihr Geschenk, Eve, und zugleich die Last, die auf Ihren Schultern liegt.«

»Ich bin zusammengeklappt, als ich sie plötzlich in meinem

Büro

gesehen

habe.

Einfach

zusammengeklappt.«

»Und dann haben Sie sich wieder aufgerappelt und mit Ihrem Leben weitergemacht.«

Eve ließ ihren Kopf nach hinten fallen. Roarke hatte -

wieder einmal - recht gehabt. Sie hatte es gebraucht, hierherzukommen und diese Dinge laut zu jemandem zu sagen, dem sie uneingeschränkt vertraute. »Sie hat mir Angst gemacht. Ich war richtig krank vor Angst. Als könnte sie mich einfach dadurch, dass sie wieder da war, dorthin zurückziehen, von wo ich geflohen war. Dabei war ich selbst ihr voll kommen egal. Wenn ich nicht mit Roarke zusammen wäre, hätte sie keinen zweiten Gedanken auf mich verschwendet, nachdem sie im Fernsehen auf mich gestoßen war. Warum stört mich das?« Sie klappte die Augen zu.

»Weil es schwer ist, unwichtig zu sein, selbst für jemanden, der einem zuwider ist.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht. Sie wäre nicht hierhergekommen. Schließlich kann man einen Cop nicht ausquetschen, wenn er nicht zufällig mit einem Mann zusammen ist, der Milliarden hat.«

Sie machte die Augen wieder auf und sah Mira fragend an. »Er hat tatsächlich Milliarden auf seinen diversen Konten. Denken Sie jemals darüber nach?«

»Denken Sie darüber nach?«

»Manchmal, in Zeiten wie diesen, und ich komme irgendwie nur schwer damit zurecht. Ich weiß noch nicht mal, wie viele Nullen an einer Milliarden hängen, denn bereits der Gedanke daran macht mich fürchterlich nervös. Und ich habe keine Ahnung, welche Zahl vor allen diesen Nullen steht, aber wenn man erst mal alle Nullen hat, ist das schließlich auch voll kommen egal. Sie hat versucht, ihn zu erpressen.«

»Ja, das hat er mir erzählt. Aber ich bin sicher, dass er angemessen damit umgegangen ist. Hätten Sie gewollt, dass er sie bezahlt?«

»Nein.« Eves Augen schossen heiße Blitze. »Er hätte ihr nicht einen Cent von seinen Milliarden in den Rachen werfen sollen. Sie hat mir immer erzählt, ich hätte keine Eltern, weil ich so dämlich bin, und sie hätten mich weggeworfen, weil es sich einfach nicht lohnt, eine solche Tochter großzuziehen.«

Mira hob ihr Weinglas an den Mund und spülte den Zorn herunter, der bei diesen Sätzen in ihr

selber aufgestiegen war. »Sie hätte die Eignungstests des Jugendamts niemals bestehen dürfen. Das ist Ihnen ja wohl klar.«

»Sie war clever. Rückblickend betrachtet wird mir klar, dass sie unglaublich gerissen war, denn sonst hätte sie mit ihrer Masche nicht jahrelang Erfolg gehabt. Sie kannte das System und hat es schamlos ausgenutzt. Ich denke, nun, Sie sind die Psychologin, aber ich denke, sie hat das dumme Zeug, das sie erzählt hat, selbst geglaubt. Man muss eine Lüge glauben, damit man sie leben kann und um so von anderen gesehen zu werden, wie man gesehen werden wil .«

»Das sehe ich genauso«, stimmte Mira zu. »Man muss seine eigenen Lügen wirklich glauben, damit man sie so lange leben kann.«

»Sie hat sich wahrscheinlich eingeredet, sie hätte das Geld, das ihr das Jugendamt bezahlt hat, tatsächlich verdient. Hat wahrscheinlich geglaubt, sie hätte sich für mich aufgeopfert und mir ein Heim gegeben, weil sie eine echte Menschenfreundin ist. Deshalb hat sie sicher auch gedacht, ein kleiner Obolus von meinem Mann stünde ihr um der alten Zeiten wil en zu. Sie war eine Spielerin«, fügte Eve, halb zu sich selbst, hinzu. »Sie war eine Spielerin, und viel eicht hat sie irgendwann einmal jemanden zu kräftig abgezockt. Ich weiß es nicht.«

»Sie könnten den Fal auch abgeben. Viel eicht wird man Sie sogar bitten, das zu tun.«

»Aber ich gebe diesen Fal nicht ab. Ich glaube, ich habe mich weit genug abgesichert, dass ich ihn behalten kann. Es gibt noch ein paar Leute, die mir etwas schuldig sind, und wenn nötig, komme ich darauf zurück, denn ich führe die Ermittlungen auf al e Fäl e bis zum Ende durch. Das muss ich einfach tun.«

»Das sehe ich genauso. Sind Sie davon etwa überrascht?«, wol te Mira wissen, als sie Eves große Augen sah. »Sie hat Ihnen das Gefühl gegeben, hilflos, wertlos, dumm und leer zu sein. Sie wissen, dass das vol kommener Unsinn ist, aber Sie müssen es auch spüren und sich selbst beweisen, und das können Sie nur, wenn Sie eine aktive Rol e bei der Lösung dieses Fal es spielen. Das werde ich auch Commander Whitney sagen, wenn er mich nach meiner Meinung fragt.«

»Danke. Ihre Meinung hat bei ihm erhebliches Gewicht.«

Als sie durch die Tür ihres Zuhauses trat, lauerte Summerset wie eine schwarze Krähe, Galahad zu seinen Füßen, am Ende des Foyers, und das Glitzern seiner Schweinsäuglein machte ihr deutlich, dass er für den nächsten Kampf gewappnet war.

»Ich bin überrascht«, erklärte er in, wie er wahrscheinlich annahm, humorigem Ton. »Sie waren über Stunden weg und kommen trotzdem beinahe modisch gekleidet und ohne zerfetzte oder blutbespritzte Jacke oder Hose heim. Eine wahrhaft bemerkenswerte Leistung.«

»Und ich bin überrascht, dass niemand Sie einfach wegen Ihrer Hässlichkeit zu Brei geschlagen hat. Aber schließlich ist der Tag noch nicht vorbei.«

Sie zog ihren Mantel aus, warf ihn über den Treppenhof und stapfte die Treppe hinauf in Richtung ihres Büros. Dank des kurzen, gewohnten Schlagabtauschs fühlte sie sich tatsächlich etwas besser. Genau das hatte sie gebraucht, um wenigstens für kurze Zeit nicht Bobbys unglückliches Gesicht vor sich zu sehen.

Sie ging direkt in ihr Arbeitszimmer, um dort eine Pinnwand aufzustel en, eine Akte anzulegen und einen zweiten Stützpunkt für ihre Ermittlungen zu haben, fal s Commander Whitney ihr den Fal doch noch entzog. Wenn sie angewiesen würde, die Ermittlungen an jemand anderen zu übergeben, wol te sie bereit sein, der Sache in ihrer Freizeit weiter nachzugehen.

Sie griff nach ihrem Link und rief bei Morris an.

»Ich komme morgen Früh vorbei. Haben Sie irgendwelche Überraschungen für mich?«

»Todesursache war einer der Schläge auf den Hinterköpfe, die sie ungefähr dreißig Stunden später als die anderen Verletzungen davongetragen hat. Und auch wenn diese anderen

Verletzungen verglichen mit der Kopfwunde relativ harmlos waren, wurden sie ihr meiner Meinung nach mit derselben Waffe zugefügt.«

»Haben Sie schon was über die Waffe rausgefunden?«

»In der Kopfwunde habe ich ein paar Fasern entdeckt.

Ich schicke sie unserem Freund, dem Sturschädel, ins Labor rüber. Ich tippe auf einen schweren Stoffbeutel. Die toxikologische Untersuchung hat ergeben, dass sie weniger als eine Stunde vor Eintreten des Todes legale, rezeptfreie Schmerzmittel genommen und mit einem sehr guten Chablis runtergespült hat.«

»Eine fast leere Flasche von dem Zeug stand in ihrem Kühlschrank, und ich kann mich erinnern, dass auf ihrem Nachttisch eine angebrochene Packung Schmerztabletten lag.«

»Gegen acht Uhr abends hatte sie ein bisschen Hühnersuppe mit Sojanudeln gegessen, kurz vor Mitternacht noch einen Hackfleisch-Wrap und Schokoladenpudding, und dazu genügend Wein getrunken, dass sie zum Zeitpunkt ihres Todes aufgrund des Alkohols und der Tabletten wahrscheinlich ziemlich benommen war.«

»Okay, Danke. Ich komme dann morgen Früh vorbei.«

»Dal as, interessieren Sie sich für die Tatsache, dass sie im Verlauf der letzten, sagen wir, zwölf Jahre mehrmals unter dem Messer gelegen hat? Gesichts- und Körperstraffungen, keine großen Sachen, aber wirklich gut gemacht.«

»Es ist immer gut, wenn man die Gewohnheiten der Toten kennt. Nochmals vielen Dank.«

Sie drückte den Aus-Knopf ihres Links, lehnte sich auf ihrem Schreibtischstuhl zurück, starrte an die Decke und dachte erst mal nach. Dann hatte sich Trudy also zusammenschlagen lassen, nachdem sie Freitagmittag aus Roarkes Büro gekommen war. Hat angeblich ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter nichts davon erzählt und die Sache auch nicht angezeigt, sondern sich mit Wein, mit Pil en und mit leichtem Essen in ihrem Zimmer eingesperrt.

Allerdings hatte sie entweder das Fenster offen stehen lassen oder die Tür für ihren Mörder aufgemacht.

Weshalb hätte sie das machen sol en, wenn sie von ihrem Mörder schon am Tag zuvor zusammengeschlagen worden war? Wo waren ihre Angst, ihr Zorn, ihr Selbsterhaltungstrieb geblieben?

Eine Frau, die über ein Jahrzehnt mit den Behörden spielen konnte, hatte ganz eindeutig einen ausgeprägten Selbsterhaltungstrieb.

Weshalb sol te man sich - selbst mit Schmerzen - al ein in einem Hotelzimmer betäuben, nachdem einen jemand verprügelt hatte, der offensichtlich in der Lage war, das noch einmal zu tun? Vor al em, wenn die eigene Familie in der Nähe war?

Außer, die eigene Familie hatte einen derart verletzt.

Was nicht ausgeschlossen war. Aber wenn dem so war, weshalb hätte sie in einem Zimmer bleiben sol en, in dem sie so leicht erreichbar, in dem sie so verletzlich war?

Sie drehte ihren Kopf, als Roarke durch die Verbin-dungstür zwischen ihren beiden Arbeitszimmern trat.

»Wenn dich jemand zusammenschlägt und du nicht wil st, dass die Polizei was davon mitbekommt...«, setzte sie ohne Umschweife an.

»Das würde ich sogar bestimmt nicht wol en.«

»Stimmt, okay, kapiert. Aber würdest du auch deinem Sohn nichts davon erzählen?«

»Bisher habe ich noch keinen Sohn, dem ich davon er-zählen könnte.« Er nahm auf der Kante ihres Schreibtischs Platz. »Aber wenn ich einen hätte, hielte mich mein Stolz möglicherweise davon ab.«

»Das ist typisch männlich gedacht. Denk wie eine Frau.«

»Das fäl t mir ziemlich schwer«, erklärte er ihr lächelnd.

»Warum machst du das nicht einfach selbst?«

»Wenn ich denke wie diese Frau, heule ich so schnell wie möglich jedem, der es hören wil , die Ohren vol . Aber das tut sie nicht, und das wirft mehrere Möglichkeiten auf.«

»Zum einen, dass sie es ihrem Sohn deshalb nicht zu erzählen braucht, weil sie von ihm vermöbelt worden ist.«

»Genau«, stimmte sie zu. »Wobei das nicht unbedingt zu meiner Erinnerung an die Beziehung zwischen ihnen passt. Wenn sich ihre Beziehung seither derart verschlechtert hat, weshalb bleibt sie dann an einem Ort, an dem er sie jederzeit erreichen kann?«

Er nahm die kleine Statue der Göttin, die, wie er dachte, ein Symbol der Mutter war, von ihrem Tisch und spielte gedankenverloren damit herum. »Wir wissen beide, dass Beziehungen manchmal sehr schwierig sind.

Es wäre durchaus möglich, dass er sie regelmäßig geschlagen hat, dass sie es gewohnt war und deshalb mit niemandem geredet und ihm auch nicht extra aus dem Weg gegangen ist.«

»Dann ist da noch die Schwiegertochter. Sie hat keine blauen Flecken, und es gibt auch sonst kein Anzeichen dafür, dass sie von ihrem Mann misshandelt wird. Aber ein Typ, der seine eigene Mutter schlägt, schlägt bestimmt auch seine Frau. Was einfach nicht zu Bobby passt.«

»Wenn man ihn also auf der Liste der Verdächtigen nach unten setzt«, er stel te die Statue zurück, »wer rückt dann an seinen bisherigen Platz?«

»Sie wil nicht, dass irgendjemand was davon erfährt.

Und zwar nicht aus Stolz, sondern weil sie irgendwas damit bezweckt. Sie hatte ganz eindeutig irgendeinen Plan.«

Dies war eine Vorstel ung, die ihr gefiel.

»Aber das erklärt noch nicht, warum sie so viel Wein getrunken und genügend Schmerzmittel genommen hat, um regelrecht betäubt zu sein.«

Sie wühlte zwischen den Aufnahmen der toten Frau herum, legte die Großaufnahme von Trudys Gesicht zu-oberst auf den Stapel und sah sie sich genauer an. »Sie sieht nicht verängstigt aus.

Wenn sie verängstigt gewesen wäre, hätte sie sich entweder hinter ihrem Sohn versteckt, sicher in ihrem Zimmer eingeschlossen oder wäre getürmt. Aber sie hat nichts von al edem getan. Warum hatte sie keine Angst?«

»Es gibt Menschen, die Spaß an Schmerzen haben.«

Eve schüttelte den Kopf. »Das wäre natürlich eine Möglichkeit. Aber sie hat sich gern verhätscheln lassen.

Lass mir ein Bad ein, hol mir einen Snack. Sie hat die Badewanne benutzt, und im Waschbecken und Abfluss hat die Spurensicherung Blutspuren entdeckt. Sie hat sich also

sauber

gemacht,

nachdem

sie

zusammengeschlagen worden ist.«

Die fehlenden Handtücher, erinnerte sie sich, und machte sich eine entsprechende Notiz.

»Außerdem hat sie ihrem Mörder den Rücken zugewandt. Die Schläge haben sie am Hinterkopf erwischt. Sie hatte ganz eindeutig keine Angst.«

»Es war also jemand, den sie kannte und dem sie - zu Unrecht - vertraut hat.«

»Man vertraut niemandem, der einen am Vortag derart verdroschen hat.« Viel eicht liebte man ihn. Sie wusste, dass es diese Art der Liebe gab. Aber mit Vertrauen hatte diese Liebe nicht das Mindeste zu tun. »Morris denkt, dass es beide Male dieselbe Waffe war, aber ich glaube, dass sie von zwei verschiedenen Personen verwendet worden ist. Du hast doch noch die Aufnahmen aus

deinem Büro.«

»Eine Kopie. Feeney hat das Original.«

»Ich würde sie gern sehen.«

Er zog eine Diskette aus der Tasche und legte sie vor ihr auf den Tisch. »Das habe ich mir schon gedacht.«

Eve schob sie in das Laufwerk des Computers und holte die Bilder auf den Wandbildschirm.

»Ich habe al es aufnehmen lassen«, meinte Roarke, als Eve Trudy in das Gebäude kommen sah. Sie lief über den blank polierten Marmorboden, an bunten Bildschirmen, noch bunteren Blumen und glitzernden kleinen Teichen vorbei direkt zur Information.

Das Kostüm, bemerkte sie, hatte ordentlich im Schrank ihres Hotelzimmers gehangen. Und auch die Schuhe hatte sie dort abgestel t. Sie hatte diese Kleider also nicht getragen, als sie zusammengeschlagen worden war.

»Sie hat vorher gründlich recherchiert«, überlegte Eve.

»Sie muss nicht erst überlegen oder suchen, sie weiß ganz genau, wohin sie wil .«

»Wie du deutlich sehen kannst, macht sie der jungen Frau am Informationstisch ziemlich Druck.

»Nein, ich habe keinen Termin, aber ich bin sicher, dass er mich empfangen wird< und so weiter und so fort. Sie sieht freundlich und zuversichtlich aus, so, als gehöre sie dorthin. Sie ist wirklich gut.«

»Auf al e Fäl e ist sie zu dir vorgedrungen.«

»Sie haben oben bei Caro angefragt, die mich angerufen hat. Ich habe sie gebeten, sie ein bisschen schmoren zu lassen. Ich bin nämlich ebenfal s echt gut. Das gefäl t ihr nicht, wie man deutlich an ihrer verkniffenen Miene sehen kann, aber sie nimmt trotzdem in einem der Wartebereiche Platz. Wenn du sie nicht in den nächsten zehn Minuten Däumchen drehen sehen wil st, spul einfach etwas vor.«

Eve betätigte den Schnel durchlauf, bis sie zu der Stel e kam, an der eine junge Frau vor Trudy trat.

»Caro hat eine Assistentin zu ihr runtergeschickt, die sie in einem der öffentlichen Fahrstühle nach oben geleitet hat. Sie hat extra einen kleinen Umweg durch das Nebengebäude mit ihr gemacht und sie den ganzen ver-glasten Gang hinunterlaufen lassen, was eine ziemliche Strecke ist, nach ihrer Ankunft habe ich sie noch ein wenig warten lassen. Aber was hätte ich machen sol en?

Schließlich bin ich ein viel beschäftigter Mann.«

»Sie ist beeindruckt«, meinte Eve. »Aber wer wäre das wohl nicht? All der Platz, al das Glas, al die tol en Kunstwerke, al die Leute, die nur dazu da sind, dir deine Wünsche von den Augen abzulesen. Das hast du wirklich gut gemacht.«

»Hier siehst du Caro, die sie endlich holt und zu mir führt. Dann geht Caro wieder raus, zieht die Tür hinter sich zu, und wir führen unser kurzes Gespräch.«

Eve spulte die Diskette vor, bis Trudy zwölf Minuten später eilig aus Roarkes Büro gelaufen kam.

Jetzt hatte sie Angst, erkannte Eve. Sie hatte einen etwas wilden Blick und bewegte sich ein wenig ruckartig, als wäre sie am liebsten losgerannt.

»Sie war etwas verärgert«, stel te Roarke mit einem breiten Grinsen fest. Schweigend verfolgte Eve, wie Trudy nach unten geleitet wurde und das Gebäude, so schnell es ging, verließ.

»Wie du sehen kannst, ist sie unverletzt, und ich habe keine Ahnung, wohin sie von dort aus gegangen ist.«

»Sie hatte keine Angst vor ihrem Mörder.« Eve sah ihm ins Gesicht. »Aber sie hatte Angst vor

dir.«

Er hob beide Hände in die Luft. »Ich habe niemals Hand an sie gelegt.«

»Das musstest du auch nicht«, antwortete Eve. »Aber du bist aus dem Schneider, vor allem, da bestimmt auch in deinem Büro eine Kamera mitgelaufen ist.«

Er zuckte mit der Schulter. »Was willst du damit sagen?«

»Diese Diskette hast du Feeney nicht angeboten, obwohl sie sicher ebenfalls wichtig für die Ermittlungen ist.«

»Das, worüber dort gesprochen wurde, war eine private Angelegenheit.«

Sie atmete vorsichtig ein. »Und wenn es hart auf hart kommt?«

»Dann werde ich dir die Diskette geben, damit du selbst entscheiden kannst, ob sie benötigt wird. Ich habe nichts zu ihr gesagt, dessen ich mich schämen müsste, aber wie gesagt, es ging um eine rein private Angelegenheit, und wir haben, verdammt noch mal, das Recht, unsere Privatsphäre zu schützen.«

»Wenn die Unterhaltung wichtig für die Ermittlungen ist

-«

»Das ist sie ganz eindeutig nicht. Verdammt, Eve, glaub mir doch bitte einfach, und lass die Sache auf sich beruhen. Oder glaubst du etwa, ich hätte etwas mit ihrem Tod zu tun?«

»Nein. Aber ich weiß, dass du etwas damit hättest zu tun haben können. Und ich weiß, ein Teil von dir hätte sie am liebsten umgebracht.«

»Du irrst dich.« Er stützte sich mit beiden Händen auf dem Schreibtisch ab, beugte sich so weit zu ihr vor, bis ihre Gesichter auf einer Höhe waren, und sah sie aus eiskalten blauen Augen an.

»Wenn ich sie hätte töten wollen, hätte ich es mir nicht nehmen lassen, es eigenhändig zu tun. Du wusstest schon bei unserer Hochzeit, dass ich dazu in der Lage wäre, denn ich habe dir nie etwas vorgemacht. Du musst einfach lernen, damit umzugehen.«

Er richtete sich wieder auf, machte auf dem Absatz kehrt und wandte sich zum Gehen.

»Roarke.«

Als er über seine Schulter sah, musste sie sich die Finger vor die Augen pressen, um nicht in Tränen auszubrechen, und trotz des heißen Zorns und des noch glühenderen Stolzes, der in seiner Kehle brannte, zerriss ihm ihr Anblick beinahe das Herz. »Ich weiß, wen ich geheiratet habe.« Sie ließ die Hände wieder sinken und sah ihn aus dunklen, aber klaren Augen an. »Und du hast recht, du hättest sie eigenhändig umgebracht. Aber es ist manchmal einfach nicht leicht, damit umzugehen, dass du dazu in der Lage wärst, so etwas für mich zu tun ... und dass du es, ebenfalls ausschließlich mit Zuneigung - unterlassen hast.«

»Ich liebe dich unendlich. Das ist für mich auch nicht immer leicht.«

»Selbst nach all den Jahren hatte ich noch immer Angst vor ihr, so wie sich ein Hund vor einem Stiefel fürchtet, der ihn immer wieder tritt. Diese Angst war nicht mal menschlich, sie war viel ursprünglicher, viel ... reiner.

Ach, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.«

»Du hast es doch gesagt.«

»Damit hat sie gespielt, das hat sie ausgenutzt, um mich mit meiner Angst so klein zu halten, dass es nichts anderes mehr für mich gab, als einfach irgendwie den Tag zu überstehen. Das hat sie ohne Stiefeltritte geschafft, indem sie das, was in mir war, so lange verdreht hat, bis es nichts anderes mehr gab. Bis ich sogar bereit gewesen wäre, mich umzubringen, nur um dort rauszukommen. Weil es einfach unerträglich war.«

»Stattdessen bist du weggerannt. Und hast mehr aus dir gemacht, als jemals zu erwarten war.«

»Dies, Zies, es zwingt mich, mich all zu deutlich daran zu erinnern, wie es war, nur aus Angst zu

bestehen.« Das Zittern ihrer Stimme machte deutlich, dass die furchtbare Erinnerung inzwischen dicht an der Oberfläche war.

»Aber ich muss weiter in dem Fall ermitteln, Roarke. Ich muss diese Sache als der Mensch zu Ende bringen, der ich inzwischen bin. Und ich glaube nicht, dass ich das schaffe, wenn du mich dabei al einelässt.«

Er kam zu ihr zurück, nahm ihre Hand und drückte sie.

»Ich lasse dich nie al ein.«

»Hilf mir. Bitte. Hilfst du mir?«

»Was brauchst du?«

»Zeig mir die Aufnahme aus deinem Büro.« Jetzt drückte sie seine Hand. »Nicht, weil ich dir nicht vertraue, sondern weil ich mich in sie hineinversetzen muss. Ich muss wissen, was sie gedacht und empfunden hat, als sie dein Büro verlassen hat, weil sie schließlich nur wenige Stunden später zusammengeschlagen worden ist. Was hat sie in der Zwischenzeit getan, wohin ist sie gegangen, an wen hat sie sich gewandt? Viel eicht bringt mich die Aufnahme ja auf irgendeine Spur.«

»Also gut, aber sie kommt nicht zu den Akten. Du musst mir erst versprechen, dass sie nicht zu den Akten kommt.«

»Versprochen.«

Er ging in sein eigenes Arbeitszimmer, kam zurück und hielt ihr eine Diskette hin. »Es sind auch Audio-Aufzeich-nungen drauf.«

Sie nickte, schob die Diskette in das Laufwerk, blickte auf Trudy und Roarke und hörte, was gesprochen worden war.

Sie kannte ihn genau, aber trotzdem zog ihr Magen sich zusammen, als sie seine Miene sah und seinen Ton vernahm.

Nachdem die Aufzeichnung geendet hatte, zog sie die Diskette wieder aus dem Schlitz und gab sie ihm zurück.

»Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte sich vor Angst in die Hose gemacht und deinen teuren Ledersessel und den Teppich ruiniert.«

»Das wäre es mir wert gewesen.«

Eve stand auf und stapfte durch den Raum. »Sie muss einen Komplizen gehabt haben. Aber wenn dieser Komplize Bobby war ... nichts, was ich über ihn weiß, deutet darauf hin. Man muss ein bestimmter Typ sein, um auf seine eigene Mutter loszugehen. So schätze ich ihn aber ganz einfach nicht ein. Es muss also jemand anderes gewesen sein.«

»Sie war eine durchaus attraktive Frau. Viel eicht hatte sie ja einen Geliebten.«

»Das wäre vorstel bar. Schließlich kommt es immer wieder einmal vor, dass eine Frau von ihrem Liebhaber verdroschen wird. Sie hat also Angst bekommen, fürchterliche Angst, viel eicht wol te sie den Plan vergessen und nach Texas zurückfliegen, weshalb er sauer geworden ist. Sie hatte eine Aufgabe, sol te eine Rol e spielen, und das hat sie nicht getan. Also hat er ihr ein paar geknall t, um sie daran zu erinnern, dass es schließlich um eine Menge geht. Als er später wiederkommt, ist sie halb betrunken und jammert ihm die Ohren vol . Ich wil wieder nach Hause. Ich wil nicht mehr hier bleiben, ich wil das nicht mehr tun. Er wird wieder sauer, nur dieses Mal bringt er sie um.«

»Klingt durchaus logisch«, meinte Roarke Es klang tatsächlich logisch, dachte sie, schüttelte dann aber den Kopf. »Trotzdem gefäl t mir dieses Szenario nicht. So leicht hätte sie bestimmt nicht aufgegeben. Außerdem hast du ihr viel eicht Angst gemacht, aber er hat ihr wehgetan. Viel

eicht hat sie also zwischen Furcht und Schmerzen geschwankt. Aber davongelaufen ist sie nicht. Und weshalb hätte er sie töten sollen?« Sie hob beide Hände in die Luft. »Er hätte doch besser gewartet, bis sie sich beruhigt. Mit einer toten Trudy hätte er schließlich nichts mehr in der Hand gehabt.«

»Viel eicht hat er ja einfach die Kontrolle über sich verloren.«

Sie rief die Bilder vom Tatort, die Bilder von der Leiche vor ihrem geistigen Auge auf. »Nein, das hat er nicht. Drei Schläge auf den Hinterkopf. Drei vorsätzliche Schläge.

Wenn er die Kontrolle über sich verloren hätte, wenn er betrunken, aufgeputscht oder einfach blutrünstig gewesen wäre, hätte er sie noch einmal verprügelt und ihr dabei vor allem Schläge ins Gesicht verpasst. Er hätte sie verdrochen, aber das hat er nicht getan. Er hat ihr einfach den Schädel eingeschlagen, sie auf dem Boden liegen lassen und sich aus dem Staub gemacht.«

Sie ließ die Schultern kreisen. »Ich stelle erst mal eine Pinnwand auf und bringe etwas Ordnung in die Dinge, die wir bisher wissen.«

»Aber lass uns vorher etwas essen, ja?«

Sie ging auf seinen Vorschlag ein, weil er sie nicht eher in Ruhe lassen würde, bis sie etwas aß. Und weil sie durch den mechanischen Vorgang der Essensaufnahme zusätzliche Zeit zum Nachdenken bekam. Dazu trank sie ein Glas Wein, von dem sie aber immer nur kleine Schlucke nahm, als wäre er eine bittere Medizin.

Sie hatte den Wandbildschirm angelassen und rief dort weitere Informationen über die bisher bekannten Spieler, das hieß über Trudy selbst, über Bobby und Zana sowie über Bobbys Partner, Densil K. Easton, auf.

Seine Finanzen wirkten grundsolide, wenn auch nicht gerade spektakulär. Easton hatte dasselbe Col ege wie Bobby besucht und mit ihm zusammen seinen Abschluss dort gemacht. Er war verheiratet und hatte ein Kind.

Während seines letzten Jahrs am Col ege hatte es mal eine Anzeige wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses gegen ihn gegeben, sonst aber schien er durchweg sauber zu sein.

Trotzdem wäre er ein guter Kandidat, falls Trudy einen Partner oder einen Geliebten gehabt hatte, überlegte Eve.

Wer hätte ihren privaten und beruflichen Hintergrund wohl besser gekannt als der Geschäftspartner von ihrem Sohn?

Es war kein Problem, von Texas nach New York zu kommen. Er hätte seiner Frau nur zu erzählen brauchen, er hätte einen geschäftlichen Termin außerhalb der Stadt.

Der Killer hatte einen Sinn für Details. Hatte daran gedacht, Trudys Handy mitgehen zu lassen, und hatte die Waffe entweder mitgebracht oder irgendwas benutzt, was in dem Hotelzimmer herumgelegen hatte, und es anschließend eingesteckt.

Einer Frau mit ein paar harten Schlägen den Schädel einzuschlagen, wies auf Gewaltbereitschaft hin. Aber nicht auf blinde Wut.

Eher auf Zielgerichtetheit.

Aber was hatte der Täter für ein Ziel gehabt?

»Warum denkst du nicht laut nach?«, schlug Roarke ihr vor und winkte mit seinem Glas. »Viel eicht hilft das ja.« *

»Ich lasse meine Gedanken einfach schweifen. Ich muss noch mal die Leiche sehen, muss noch mal mit Bobby und mit Zana sprechen, muss seinen Geschäftspartner, diesen Densil Easton, überprüfen und muss gucken, ob das Opfer einen oder mehrere Geliebte oder enge Freunde hatte. Die Spurensicherung hat nicht viel gefunden, obwohl es jede Menge Fingerabdrücke gab. Die des Opfers, die des Sohns, der Schwiegertochter und des Zimmermädchens sowie ein paar andere, die von vorherigen Gästen stammen, die allesamt wieder zu Hause sind und solide Alibis für die Tatzeit haben. Auf der Plattform vor dem Fenster und der Feuerleiter allerdings war nichts außer etwas verschmiertem Taubendreck und ein paar Tropfen Blut.«

»Na wunderbar.«

»Auch im Abfluss des Waschbeckens im Bad war ein bisschen Blut, aber ich gehe jede Wette ein, dass das vom Opfer selber stammt.«

»Was heißt, dass ihr Mörder sich nicht am Tatort gewaschen hat und entweder alles abgewischt hat, womit er in dem Raum in Berührung gekommen ist, oder dass er Versiegelungsspray verwendet hat. Was bedeuten würde, dass er vorbereitet war.«

»Viel eicht war er vorbereitet, viel eicht hat er auch einfach die Gelegenheit genutzt.« Sie schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Ich fühle es einfach nicht.«

»Was fühlst du nicht?«

»Das, was ich normalerweise fühle. Sie haben Angst, dass ich nicht objektiv sein kann, weil ich das Opfer kannte, aber das ist nicht das Problem. Ich fühle einfach keine ... Verbindung, falls du weißt, was ich damit sagen will. Normalerweise fühle ich immer irgendeine Verbindung. Ich habe sie gekannt, aber ich fühle einfach nichts.

Vor ein paar Tagen habe ich zwei Männer mit vom Bürgersteig gekratzt.«

Tubbs - Max Lawrence in seinem Weihnachtsmannkostüm - und Leo Jacobs, Ehemann und Vater.

»Nicht mal ihre Mütter hätten sie noch wiedererkannt.

Ich habe die beiden nicht gekannt, aber trotzdem habe ich Mitleid und Zorn verspürt. Das soll man verdrängen, weil es den Opfern und den Ermittlungen angeblich nicht hilft.

Aber mir hilft es sogar sehr. Wenn ich mich daran klammern kann, ist das für mich ein Antrieb, nichts unversucht zu lassen, um den oder die Täter zu erwischen.

Aber in diesem Fall fühle ich nichts. Und ich kann mich schlecht an etwas klammern, was ich einfach nicht empfinde.«

»Weshalb sollst du auch irgendwas empfinden?«

Sie hob ruckartig den Kopf. »Weil -«

»Weil sie tot ist? Weil ihr Tod sie deines Zorns und Mitleids würdig macht? Warum? Sie hat dich gequält, als du ein unschuldiges, traumatisiertes Kind gewesen bist.

Wie viele andere hat sie außer dir wohl noch gequält?

Hast du darüber schon einmal nachgedacht?«

Ihre Kehle brannte. Aber es war sein Zorn, der sie brennen ließ, erkannte sie. Nicht ihr eigener.

»Ja. Ja, darüber habe ich schon nachgedacht. Ich habe auch gedacht, dass ich den Fall wahrscheinlich besser abgegeben hätte, weil ich einfach nichts empfinden kann.

Nur, dass ich ihn nicht abgeben kann, weil man, wenn man es auch nur einmal schafft, einem Opfer den Rücken zuzukehren, das, was einen ausmacht, ein für alle Mal verloren hat.«

»Dann nutz diesmal einfach etwas anderes.« Er strich mit seinen Fingern über ihren Handrücken und sah sie zärtlich an. »Zum Beispiel deine Neugier. Die Frage nach dem Wer, Warum und Wie. Schließlich willst du wissen, wie es abgelaufen ist, oder etwa nicht?«

»Ja.« Sie blickte wieder auf den Monitor. »Ich will wissen, wie es abgelaufen ist.«

»Dann lass das dieses Mal genug sein. Dieses eine Mal.«

»Ich nehme an, dass es einfach genug sein muss.«

Nach dem Essen stellte sie die Pinnwand auf, ging noch einmal ihre bisherigen Notizen durch, erstellte Listen, prüfte Informationen, und als das Link auf ihrem Schreibtisch blinkte, warf sie einen Blick auf das Display, sagte zu Roarke: »Das ist Bobby.«

Und ging an den Apparat.

»Dass.«

»Hm, Verzeihung. Es tut mir leid, dass ich dich zu Hause anrufe, und dann auch noch so spät.

Hier spricht Bobby Lombard.«

»Ja, schon gut. Was gibt's?«

Abgesehen davon, dass deine Mutter nicht mehr lebt und dass du aussieht wie ein Gespenst.

»Ich wollte fragen, ob wir viel eicht ausziehen können.

Ich meine, ob es in Ordnung ist, wenn wir in ein anderes Hotel umziehen.« Er fuhr sich mit einer Hand durch das kurze, sandfarbene Haar. »Es ist schwer für uns, hier in diesem Haus zu bleiben, nur ein paar Zimmer von ... es ist einfach schwer.«

»Hast du an ein bestimmtes Hotel gedacht?«

»Ich ... nein. Ich habe schon ein bisschen rumtelefo-niert. Aber jetzt vor Weihnachten ist fast alles ausgebucht. Zana meinte sowieso, dass wir bestimmt hier bleiben müssen, aber ich habe gesagt, dass ich das nicht glaube, und deshalb wollte ich dich fragen, ob es in Ordnung ist, in ein anderes Hotel zu ziehen.«

»Einen Moment.« Sie schickte Bobby in die Warteschleife und wandte sich an Roarke. »Du hast die Absteige gesehen, in der sie untergekommen sind. Hast du vielleicht etwas Vergleichbares, in dem es noch ein freies Zimmer gibt?«

»Irgendetwas findet sich bestimmt.«

»Danke.« Sie ging wieder ans Link. »Hör zu, Bobby, ich kann euch für morgen ein anderes Hotelzimmer besorgen. Heute Nacht müsst ihr noch dort bleiben, aber morgen Früh habe ich etwas anderes für euch.«

»Das ist wirklich nett von dir. Tut mir leid, dass wir dir solche Mühe machen. Aber ich kann im Augenblick einfach nicht richtig denken.«

»Eine Nacht haltet ihr doch bestimmt noch aus, oder?«

»Ja. Ja.« Er fuhr sich mit der Hand über die Augen.

»Nur weiß ich einfach nicht, was wir machen sollen.«

»Bleibt einfach in eurem Hotel. Meine Partnerin und ich kommen morgen Früh so gegen acht bei euch vorbei. Wir müssen noch mal mit euch sprechen, danach könnt ihr umziehen. Okay?«

»Okay. Das ist gut. Okay. Kannst du mir sagen, ob ihr schon ... was rausgefunden habt?«

»Wir reden morgen Früh, Bobby.«

»Ja.« Er stieß einen leisen Seufzer aus. »Morgen Früh.

Nochmals vielen Dank. Es tut mir leid.«

»Schon gut.«

Nachdem sie das Gespräch beendet hatte, trat Roarke hinter ihren Stuhl, legte ihr die Hände auf die Schultern und stellte mit ruhiger Stimme fest: »Mitleid empfindest du auf jeden Fall genug.« Sie erwartete, dass sie wieder träumen würde, dass die Alpträume sie wieder mal im Schlaf heimsuchen würden und sie sich schreiend auf dem Laken winden würde. Obwohl sie bloße Schatten blieben und nie Gestalt annahmen, wurde sie tatsächlich mehrmals wach und spürte, dass ihr angespannter Körper für den Kampf gewappnet war.

Am nächsten Morgen hievte sie sich hundemüde aus dem Bett und kämpfte mit einer kochend heißen Dusche und einem Becher starken, schwarzen Kaffees gegen die Erschöpfung an. Schließlich schnappte sie sich ihre Dienstmarke und ihre Waffe und wandte sich zum Gehen. Am besten machte sie ganz einfach ihre Arbeit, dachte sie. Am besten füllte sie die Leere, die sie immer noch empfand, einfach mit Arbeit.

In diesem Augenblick kam Roarke herein. Er war bereits geschniegelt und gestriegelt und sah sie aus seinen leuchtend blauen, hell wachen Augen an. Früher hatte sie nur ihren Job, um die Leere anzufüllen.

Jetzt hatte sie auch ihn.

»Ich hatte bereits die Befürchtung, dass über Nacht die Höhle eingefroren wäre.« Sie hob ihren zweiten Becher Kaffee an den Mund. »Denn du hast nicht vor dem Fernseher gesessen und die Börsenberichte verfolgt, als ich aufgestanden bin.«

»Das habe ich in meinem Arbeitszimmer getan. Die Höhle feuert also immer noch, falls dich das beruhigt.« Er warf ihr einen Zettel hin. »Auch darum habe ich mich schon gekümmert. Big Apple Hotel. Mittlere Preiskategorie. Ich gehe davon aus, dass es euch dort gefallen wird.«

»Danke.« Sie steckte den Zettel ein, doch er legte seinen Kopf ein wenig schräg und sah sie forschend an.

»Du wirkst nicht gerade frisch.«

»Wenn ich ein Mädchen wäre, wäre ich jetzt bestimmt beleidigt.«

Jetzt verzog er seinen Mund zu einem leichten Lächeln, beugte sich ein Stückchen vor und gab ihr einen Kuss. »Dann haben wir ja beide Glück.« Dann schmiegte er seine Wange warm an ihr Gesicht. »Bald ist Weihnachten.«

»Ich weiß, schließlich riecht das Schlafzimmer wegen der riesigen Tanne, die du hier reinschleppen lassen hast, wie ein ganzer Wald.«

Lächelnd blickte er über ihre Schulter auf den Baum.

»Aber es hat dir durchaus Spaß gemacht, die Kugeln dranzuhängen, oder etwa nicht?«

»Das war wirklich nicht schlecht. Aber noch besser hat es mir gefallen, als du dir unter dem Baum das Hirn rausvögeln lassen hast.«

»Das war ein netter Abschluss.« Er richtete sich wieder auf, strich mit seinen Daumen über die schwarzen Ringe unter ihren Augen und stellte tadelnd fest: »Die Schatten unter deinen Augen gefallen mir einfach nicht.«

»Sie gehören nun mal zu mir dazu. Als du mich genommen hast, hast du sie mitgekauft.«

»Nachdem aus unseren sonntäglichen Plänen nichts geworden ist, hätte ich gern ein neues Date mit dir.«

»Ich dachte, dass es Dates nur vor der Hochzeit gibt.«

»Du hast das Kleingedruckte in unserem Vertrag nicht gelesen. Heiligabend, Eve, wenn kein Notfall dazwischenkommt. Du und ich, im Wohnzimmer. Wir werden unsere Geschenke auspacken, jede Menge Glühwein trinken und uns gegenseitig das Hirn rausvögeln, ja?«

»Wird es dabei auch Schokoladenplätzchen geben?«

»Ohne jeden Zweifel.«

»Ich werde pünktlich sein. Aber jetzt muss ich wirklich los.« Sie drückte ihm ihren Kaffeebecher in die Hand.

»Ich treffe nämlich Peabody am Tatort.« Dann packte sie ihn beim Schopf, riss seinen Kopf zu sich heran und gab ihm einen lauten, harten Kuss. »Bis dann.«

Er brachte sie besser als eine heiße Dusche und echter Kaffee in Schwung, erkannte sie und dachte, dass es nur eine Sache gab, die dazu noch besser geeignet war als dieser wunderbare Mann.

Sie joggte die Treppe hinunter, riss ihren Mantel vom Treppenfosten und sah Summerset mit einem breiten Grinsen an. »Jetzt weiß ich endlich, was ich Ihnen zu Weihnachten schenken kann. Einen brandneuen Stock, den Sie sich in den Hintern schieben können. Der, den Sie in den letzten Jahren tragen, ist bestimmt schon ziemlich abgenutzt.«

Immer noch lächelnd marschierte sie auf ihren Wagen zu. Denn dafür, dass sie wirklich schlecht geschlafen hatte, fühlte sie sich erstaunlich gut.

Als Eve das Hotel erreichte, lief Peabody dort vor dem Eingang auf und ab. So, wie sie über den Gehweg stapfte, versuchte sie entweder, ein paar Kalorien loszuwerden, fror - was wegen des monsterlangen Schals, den sie sich sechsmal um den Hals gewickelt hatte, völlig ausgeschlossen war - oder war einfach furchtbar schlecht gelaunt.

Ein Blick in ihr Gesicht genügte, damit sich Eve für Variante Nummer drei entschied.

»Was ist denn das?«, fragte sie ihre Partnerin.

»Was ist was?«

»Das Ding, das Sie erwürgt. Soll ich vielleicht die Schlangenfänger rufen?«

»Das ist ein Schal. Den hat meine Großmutter gewebt, geschickt und gesagt, dass ich ihn gleich auspacken und benutzen soll. Und genau das tue ich.«

Eve spitzte die Lippen und betrachtete das meterlange, mit einem rot-grünen Zickzackmuster verschandelte Ungetüm. »Sieht wirklich festlich aus.«

»Er ist warm, er ist hübsch, und schließlich haben wir bald Weihnachten, oder etwa nicht?«

»Als ich zum letzten Mal in den Kalender gesehen habe, sah es zumindest danach aus. Sol ich viel eicht statt der Schlangenfänger einen Kammerjäger rufen, damit er die Laus fängt, die Ihnen über die Leber gelaufen ist, oder laufen Sie einfach gern so schlecht gelaunt herum?«

»Er ist so ein Idiot. Ein totales, riesengroßes Arschloch.

Welcher Teufel hat mich bloß geritten, dass ich mit einem solchen Hornochsen zusammengezogen bin?«

»Das dürfen Sie mich nicht fragen. Wirklich.« Eve hob abwehrend eine Hand. »Fragen Sie mich nicht.«

»Ist es etwa meine Schuld, dass wir mal wieder pleite sind? Nein, das ist es nicht«, verkündete Peabody und fuchtelte mit ihrem Zeigefinger vor Eves Gesicht herum.

»Ist es etwa meine Schuld, dass seine dämliche Familie in dem blöden Schottland lebt? Wohl kaum. Und was hat es schon zu sagen, dass wir an Thanksgiving ein paar lächerliche Tage bei meiner Familie waren?« Sie warf die Hände in die Luft, und der schlangengleiche Schal blähte sich bedrohlich auf. »Sie sind wenigstens so schlau, hier in Amerika zu leben, oder nicht?«

»Ich weiß nicht«, erklärte Eve mit vorsichtiger Stimme, als sie das gefährliche Flackern in Peabodys Augen sah.

»Auf jeden Fal ist Ihre Familie ganz schön groß.«

»Und wenn schon! Ich habe lediglich erwähnt - beiläufig erwähnt -, dass wir viel eicht Weihnachten zu Hause bleiben sol ten. Sie wissen schon, unser erstes Weihnachten als Paar - und, wenn ich sehe, wie er sich benimmt, wahrscheinlich auch das Letzte. Dieser verdammte Sturschädel. Was guckst du so blöd?«, fragte sie einen Mann, der im Vorbeigehen etwas ängstlich in ihre Richtung sah. »Kümmere dich gefäl igt um deine eigenen Angelegenheiten, Schwachkopf.«

»Dieser Schwachkopf ist ein unschuldiger Passant. Einer der Schwachköpfe, für deren Schutz wir zuständig sind.«

»Männer sind doch einfach al e Schwachköpfe. Sämtliche Söhne al er Mütter auf der ganzen Welt. Er hat doch tatsächlich behauptet, dass ich egoistisch wäre! Dass ich nicht bereit wäre, zu teilen. Aber das ist totaler Blödsinn.

Lasse ich ihn etwa nicht ständig meine Ohrringe anziehen? Lasse ich ihn etwa nicht -«

»Fal s er sonst noch was von Ihnen trägt, wil ich es gar nicht wissen. Außerdem sind wir im Dienst.«

»Tja. Ich bin nicht egoistisch, und ich bin auch nicht blöd. Wenn es ihm so wichtig ist, das verdammte Weihnachtsfest in Schottland zu verbringen, sol er das meinetwegen tun. Zur Höl e mit dem Kerl. Ich kenne diese Leute schließlich nicht einmal.«

Jetzt stiegen auch noch Tränen in ihren Augen auf, weshalb sich Eves Magen furchtsam zusammenzog.

»Nein, nein, nein. Sie fangen jetzt bestimmt nicht an zu heulen. Schließlich sind Sie im Dienst und stehen vor der Tür eines Gebäudes, das ein verdammter Tatort ist.«

»Seine Eltern und seine Familie. Und seine Cousine Sheila. Sie wissen ja, wie er immer von ihr spricht. Ich kann einfach nicht dorthin. Ich muss immer noch mindestens drei Kilo abnehmen, und ich habe auch dieses Hautpflegeprogramm noch nicht beendet, das meine Po-ren verkleinern sol - die im Augenblick einen Durchmes-ser haben wie die Krater auf dem Mond. Und wenn wir

die Flüge bezahlt haben, haben wir frühestens in einem Monat wieder Geld. Wir sollten deshalb zu Hause bleiben.

Warum können wir nicht einfach zu Hause bleiben?

Warum müssen wir unbedingt dorthin?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung. Vielleicht, weil Sie auch bei Ihrer Familie gewesen sind und -«

»Aber er hat meine Eltern schon gekannt. Oder etwa nicht?«

Die Tränen waren noch nicht verschwunden, merkte Eve, obwohl es das reinste Wunder war, dass die Glut in Peabodys braunen Augen sie nicht einfach verdampfen ließ.

»Hat er meine Eltern etwa nicht schon vorher kennengelernt? Ich habe ich nicht einfach ins kalte Wasser springen lassen. Außerdem ist meine Familie anders.«

Sie wusste, dass es ein Fehler war, zu fragen, aber die Worte platzten einfach aus ihr heraus:

»Woher wollen Sie das denn wissen?«

»Weil es meine Familie ist. Schließlich ist es ja nicht so, als ob ich seine Familie nicht kennenlernen wollte. Irgendwann. Aber dazu muss ich extra in ein fremdes Land und - ich weiß nicht - Innereien essen oder so. Das ist einfach widerlich.«

»Ja, ich wette, dass die Tofu-Überraschung an Thanksgiving dagegen ein echter Knaller war.« Peabody kniff die Augen zu tödlichen Schlitzen zusammen und wollte von Eve wissen: »Auf welcher Seite stehen Sie eigentlich?«

»Auf niemandes Seite. Ich bin neutral. Ich bin, sagen wir mal, die Schweiz. Können wir jetzt endlich mit der Arbeit anfangen?«

»Er hat auf der Couch geschlafen«, gab Peabody mit zitternder Stimme zu. »Als ich heute Morgen aufgestanden bin, war er schon nicht mehr da.«

Eve stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus. »Wann hat er heute Dienstbeginn?«

»Um acht, genau wie ich.«

Eve zog ihr Handy aus der Tasche und wählte die Nummer der Abteilung für Elektronische Ermittlungen.

»Nicht!« Peabody tänzelte panisch auf dem Gehweg hin und her. »Ich will nicht, dass er weiß, dass ich mir Sorgen um ihn mache.«

»Halten Sie den Mund. Lieutenant Dallas, Sergeant. Ist Detective McNab schon da?« Als dies bestätigt wurde, nickte sie zufrieden mit dem Kopf. »Okay, das war schon alles.« Sie drückte auf den roten Knopf und steckte ihr Handy wieder ein. »So, er ist im Dienst. Und das sind wir eigentlich auch.«

»Dieser Schweinehund.« Plötzlich waren die Tränen verschwunden, Peabodys Augen wurden hart wie Stahl, ihr Mund wurde so schmal wie die Klinge eines Skalpells.

»Fährt einfach ins Büro, als wäre nichts passiert.«

»Himmel. Meine Güte. Mir platzt gleich der Schädel.«

Eve legte ihren Kopf einen Moment zwischen ihre Hände, hob ihn wieder an, schob eine Hand in ihre Jackentasche und zog ein kleines Päckchen hervor. »Okay. Eigentlich wollte ich das erst später machen. Aber Sie nehmen es wohl besser jetzt.«

»Mein Weihnachtsgeschenk? Das ist nett. Aber ich bin wirklich nicht in der Stimmung, um -«
»Wenn ich Sie nicht eigenhändig erwürgen sollte, machen Sie das blöde Päckchen auf der Stelle auf.«

»Zu Befehl, Madam.« Peabody riss das Papier von der kleinen Schachtel, stopfte es in ihre Jackentasche und klappte den Deckel auf. »Das ist eine Schlüsselkarte.«

»Ja, genau. Und zwar für den Wagen, der drüben in dem fremden Land am Flughafen stehen

wird. Auch der Flug wurde bereits arrangiert, und zwar mit einem von Roarkes privaten Shuttles. Hin und auch wieder zurück.

Machen Sie damit, was Sie wollen. Frohe, verdammte Weihnachten.«

»Ich - Sie -, eins von seinen Shuttles? Und voll kommen umsonst?« Peabodys Wangen wurden rot wie Sommer-rosen. »Und - und - und sogar noch einen Wagen, wenn wir dort angekommen sind. Das ist - das ist einfach -, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Super. Können wir jetzt viel eicht endlich gehen?«

»Dal as!«

»Oh nein. Nicht umarmen. Nicht umarmen! Nein. Oh, Scheiße«, murmelte Eve, als Peabody die Arme um sie schlang. »Wir sind im Dienst und befinden uns auf einem öffentlichen Bürgersteig. Lassen Sie mich also auf der Stelle los, wenn ich Ihnen nicht so kräftig in den Hintern treten soll, dass die drei Kilo, über die Sie jammern, bis nach Trenton fliegen.«

Peabody gab ihr eine Antwort, die Eve, da das Gesicht der Partnerin an ihrer Schulter lag, beim besten Willen nicht verstand. »Wenn Sie jetzt auch noch auf meinen Mantel rotzen, erwürge ich Sie, nachdem ich Ihnen in den Arsch getreten habe, mit Ihrem Schal«

»Ich kann es einfach nicht glauben. Ich kann es einfach nicht glauben.« Schniefend trat Peabody einen Schritt zurück. »Das ist der totale Wahnsinn. Tausend Dank.

Mann. Oh, Junge, tausend Dank.«

»Ja, ja, schon gut.«

»Ich schätze, dass ich jetzt wohl fliegen muss.«

Peabody starrte auf die kleine Schachtel, die sie in den Händen hielt. »Ich meine, meine wichtigste Ausrede, das heißt, der Hauptgrund, nicht zu fliegen, hat sich damit schließlich erledigt, und deshalb - oh, mein Gott.«

»Was auch immer.« Als sie hier angekommen war, hatte sie sich ziemlich gut gefühlt, erinnerte sich Eve.

Jetzt aber kreiste ein Frustrationskopfschmerz direkt über ihrem Hirn. »Glauben Sie, dass wir uns jetzt viel eicht für ein paar Minuten auf unseren Mordfall konzentrieren können? Falls das in Ihren Terminkalender passt.«

»Ja. Jetzt kriege ich das sicher wieder hin. Jetzt bin ich wieder okay. Danke, Dal as. Wirklich. Danke. Gott, jetzt muss ich wirklich hin. Jetzt muss ich wirklich hin.«

»Peabody«, stieß Eve düster hervor, während sie endlich das Hotel betrat. »Das Eis wird immer dünner -«

»Gleich habe ich mich wieder völlig abgeregt. Nur noch einen Augenblick.«

Hinter dem Empfangstisch saß derselbe hässliche Droide wie am Tag zuvor, weshalb Eve sich gar nicht erst die Mühe machte, ihre Dienstmarke zu zücken, sondern schnurstracks zum Fahrstuhl ging, während Peabody etwas von Kofferpacken, einem roten Sweatshirt und drei Kilo murmelte.

Ohne auf Peabodys Gemurmel einzugehen, prüfte Eve das Siegel an der Tür des Zimmers, in dem Trudy Lombard aufgefunden worden war, und ging, da es noch in-takt war, weiter den Korridor hinab. »Sobald sie aus ihrem Zimmer ausgezogen sind, schicken Sie die Spurensicherung dorthin. Sie sollen alles auf den Kopf stellen.

Schließlich weiß man nie.«

Sie klopfte an die Tür, und bereits ein paar Sekunden später machte Bobby ihnen auf. Sein Gesicht sah hager aus, als hätte die Trauer um die tote Mutter an ihm gezehrt. Er duftete nach Seife, und Eve konnte durch die offene Tür des Badezimmers den beschlagenen Spiegel sehen. Im Fernsehen liefen die Nachrichten.

»Kommt herein. Ah, kommt herein. Ich dachte, dass es Zana ist. Dass sie viel eicht ihren

Schlüssel vergessen hat.«

»Sie ist nicht hier?«

»Sie ist losgegangen, um Kaffee, ein paar Bagels und so zu holen. Ich hätte angenommen, dass sie schnell er wiederkommt. Wir haben gestern Abend schon gepackt«, erklärte er, als Eve auf die beiden neben der Tür stehenden Koffer sah. »Wir wollten fertig sein, wenn du uns holst. Wir wollen einfach nicht länger als nötig hier bleiben.«

»Warum setzen wir uns nicht, Bobby? Ein paar Dinge können wir schließlich schon klären, bevor Zana wiederkommt.«

»Sie sollte längst zurück sein. Auf dem AB hat sie gesagt, sie wäre in zwanzig Minuten wieder da.«

»Auf dem AB?«

»Hm ...« Er sah sich im Zimmer um und fuhr sich geistesabwesend mit einer Hand durch das noch feuchte Haar. »Sie hat eine Nachricht für mich auf das Link gesprochen. Das macht sie öfter. Sie hat gesagt, sie könnte nicht mehr schlafen und ginge deshalb zu dieser Bäckerei, die sie ein paar Blocks von hier gesehen hat, um ein paar Sachen einzukaufen, damit sie dir und deiner Partnerin zumindest einen Kaffee anbieten kann. Es gefällt mir nicht, dass sie allein da draußen rumläuft. Nach dem, was mit Mama geschehen ist.«

»Wahrscheinlich steht sie in der Bäckerei in einer Schlange. Hat sie gesagt, in welche Bäckerei sie gehen wollten?«

»Ich kann mich nicht erinnern.« Aber er trat ans Bett, griff nach dem Link mit integriertem Wecker und spielte ihre Nachricht noch mal ab:

Morgen, Schatz. Zeit aufzustehen. Deine Kleider für heute liegen in der obersten Schublade der Kommode.

Ich bin schon aufgestanden, will dich aber nicht wecken.

Ich weiß, dass du nicht gut geschlafen hast. Ich laufe nur schnell los und hole Kaffee und ein paar Bagels oder süße Teilchen oder so. Ich finde es einfach nicht richtig, nichts anbieten zu können, wenn deine Freundin kommt.

Ich hätte den AutoChef auffüllen sollen. Tut mir leid, Schätzchen. Ich bin in zwanzig Minuten wieder da, ich laufe nur schnell zu der Bäckerei ein paar Blocks weiter unten. Oder oben. Ich kenne mich in dieser Stadt einfach nicht aus. Wenn du aus der Dusche kommst, steht dein Kaffee auf dem Tisch. Ich liebe dich, mein Schatz.

Eve sah nach, um wie viel Uhr Zana die Nachricht für Bobby hinterlassen hatte, und bedachte Peabody mit einem vielsagenden Blick.

»Ich könnte ihr ja entgegengehen«, erklärte ihre Partnerin. »Damit sie nicht alles alleine tragen muss.«

»Setz dich, Bobby«, meinte Eve. »Ich habe noch ein paar Fragen.«

»Okay.« Er starrte auf die Tür, die Peabody hinter sich geschlossen hatte. »Ich sollte mir keine Sorgen um sie machen. Es ist nur einfach so, dass sie noch nie hier in New York war.

Wahrscheinlich hat sie einfach die falsche Richtung eingeschlagen, ist irgendwo falsch abgebogen oder so.«

»Peabody wird sie finden. Bobby, wie lange kennst du deinen Partner schon?«

»D.K.? Seit dem College.«

»Dann steht ihr beide euch also auch persönlich nahe?«

»Ja, sicher. Ich war Trauzeuge bei seiner Hochzeit, und er war Trauzeuge bei meiner. Warum?«

»Dann hat er deine Mutter also gekannt?«

»Ich musste es ihm sagen, ich habe ihn gestern angerufen und es ihm gesagt.« Als seine Lippen

anfangen zu zittern, presste Bobby sie zusammen und fuhr mit leiser Stimme fort: »Er hält mir zu Hause den Rücken frei. Er hat gesagt, er würde kommen, falls ich ihn hier bräuchte.

Aber das habe ich nicht gewollt. Schließlich steht Weihnachten vor der Tür, und er hat eine eigene Familie.« Er vergrub den Kopf zwischen den Händen und fügte unglücklich hinzu: »Er könnte sowieso nichts tun. Er könnte sowieso nichts tun.«

»Was für eine Beziehung hatte er zu deiner Mutter?«

»Er ist ihr immer mit einer gewissen Vorsicht begegnet.« Als er Eve wieder ansah, hätte er es fast geschafft, zu lächeln. »Die beiden waren wie Feuer und Wasser.«

»Warum erklärst du mir das nicht ein bisschen genauer?«

»Nun, D.K., er ist das, was man risikofreudig nennt.

Wenn er mich nicht bedrängt hätte, hätte ich mich nie selbstständig gemacht. Und meine Mama, nun, sie konnte anderen Menschen gegenüber ziemlich kritisch sein. Sie hat nicht geglaubt, dass wir es schaffen würden, aber wir kommen zurecht.«

»Die beiden haben sich also nicht verstanden?«

»D. K. und Marita sind ihr so gut wie möglich aus dem Weg gegangen. Marita ist seine Frau.«

»Gab es sonst noch jemanden, mit dem sie sich nicht verstanden hat?«

»Tja, ich würde sagen, Mama war kein allzu geselliger Mensch.«

»Wie steht es mit Leuten, mit denen sie zurechtgekommen ist, Leuten, denen sie nahestand?«

»Das waren ich und Zana. Sie hat mir immer erklärt, sie bräuchte keinen Menschen außer mir, aber für Zana hat sie Platz gemacht. Weißt du, sie hat mich all eine großgezogen. Das war nicht leicht für sie. Sie musste sehr viel aufgeben, um dafür zu sorgen, dass ich ein schönes Zuhause hatte. Ich kam für sie immer an erster Stelle. Sie hat mir immer gesagt, dass ich für sie an erster Stelle kam.«

»Ich weiß, das ist nicht leicht für dich. Wie sieht es mit ihrem Vermögen aus. Sie hatte das Haus, richtig?«

»Es ist ein wirklich hübsches Haus. Schließlich wäre es ein Unding gewesen, einen Sohn zu haben, der Immobilienmakler ist, und kein schönes Haus zu besitzen. Außerdem hatte sie noch etwas auf der hohen Kante. Sie hat ihr Leben lang hart gearbeitet und war immer vorsichtig mit ihrem Geld. Sie war wirklich sparsam.«

»Und das erbst jetzt alles du.«

Er starrte sie verwundert an. »Ich schätze, ja. Obwohl wir darüber nie gesprochen haben.«

»Wie kam sie mit Zana zurecht?«

»Gut. Anfangs war es etwas schwierig. Mama - ich war alles, was sie hatte, und sie war nicht gerade glücklich, als Zana plötzlich in mein Leben trat. Du weißt ja, wie Mütter sind.« Er merkte, was er da gesagt hatte, und wurde puterrot. »Tut mir leid, das war ziemlich dumm von mir.«

»Schon gut. Hatte sie ein Problem damit, dass du Zana geheiratet hast?«

»Ich würde sagen, nur damit, dass ich überhaupt geheiratet habe. Aber letztendlich hat Zana es geschafft, sie für sich einzunehmen. Die beiden kommen - kamen bestens miteinander aus.«

»Bobby, hast du gewusst, dass deine Mutter Freitagnachmittag bei meinem Mann war?«

»Bei deinem Mann? Warum denn das?«

»Sie wollte Geld. Viel Geld.«

Er starrte sie einfach an, stellte dann aber kopfschüttelnd fest: »Das kann nicht stimmen.«

Er wirkte nicht schockiert, bemerkte sie. Er wirkte lediglich verwirrt. »Weißt du, mit wem ich verheiratet bin?«

»Ja, sicher. Nach dem Skandal mit den Klonen kamen schließlich jede Menge Berichte über dich. Ich konnte es einfach nicht glauben, dass du die Frau im Fernsehen warst. Anfangs konnte ich

mich noch nicht einmal an dich erinnern. Schließlich ist das al es furchtbar lange her.

Aber Mama konnte sich erinnern. Sie -«

»Bobby, deine Mutter ist aus einem ganz bestimmten Grund hierhergekommen. Sie wol te den Kontakt zu mir, weil ich rein zufäl ig mit einem sehr reichen Mann verheiratet bin. Sie wol te etwas von dem Geld.«

Seine Miene war noch immer völ ig ausdruckslos, aber er stel te mit Nachdruck fest: »Das ist nicht wahr. Das ist einfach nicht wahr.«

»Es ist wahr, und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie einen Komplizen hatte, der sie getötet hat, als kein Geld geflossen ist. Ich wette, du könntest zwei Mil ionen brauchen.«

»Zwei Mil ionen - du glaubst, ich hätte Mama das angetan?« Er stand unsicher auf. »Ich hätte meiner eigenen Mutter wehgetan? Wegen zwei Mil ionen Dol ar?« Er presste die Hände gegen seine Schläfen und schüttelte erneut den Kopf. »Das ist total verrückt. Ich weiß nicht, warum du so etwas behauptest. Jemand ist in ihrem Zimmer eingebrochen, jemand ist durch das Fenster eingestiegen, hat meine Mutter umgebracht und sie einfach auf dem Boden hegen lassen. Glaubst du, ich könnte meinem eigenen Fleisch und Blut, meiner eigenen Mutter so was antun?«

Sie blieb sitzen und erklärte in entschiedenem Ton:

»Ich glaube nicht, dass jemand bei ihr eingebrochen ist, Bobby. Ich glaube, dass sie jemanden hereingelassen hat. Dass sie den Menschen kannte. Sie hatte auch noch andere Verletzungen, die sie Stunden vor ihrem Tod davongetragen hat.«

»Wovon redest du?«

»Die Wunden in ihrem Gesicht und al die anderen Prellungen wurden ihr irgendwann am Freitagabend zugefügt. Verletzungen, von denen du behauptest, du hättest nichts von ihnen gewusst.«

»Ich habe wirklich nichts davon gewusst. Das kann einfach nicht sein«, stieß er stockend aus.

»Sie hätte mir erzählt, wenn sie verletzt gewesen wäre. Sie hätte mir er-zählt, wenn jemand ihr wehgetan hätte. Um Gottes willen, das ist al es vol kommen verrückt.«

»Jemand hat ihr wehgetan. Mehrere Stunden, nachdem sie das Büro meines Mannes verlassen hat, wo sie versucht hat, ihn um zwei Mil ionen zu erleichtern.

Nur, dass sie mit leeren Händen von dort weggegangen ist. Das sagt mir, dass sie mit jemandem zusammengearbeitet hat, und dass dieser Jemand ziemlich sauer war. Sie ist in Roarkes Büro marschiert und wol te zwei Mil ionen dafür, dass sie wieder nach Texas zurückfliegt und mich in Ruhe lässt. Es gibt eine Aufzeichnung dieses Gesprächs.«

Inzwischen war er kreidebleich. »Viel eicht - viel eicht wol te sie sich ja etwas von ihm leihen.

Viel eicht wol te sie mir bei meiner Firma helfen. Zana und ich haben davon gesprochen, dass wir eine Familie gründen wollen.

Viel eicht hat Mama ja - ich verstehe das al es einfach nicht. So, wie du es formulierst, klingt es, als wäre Mama -

als wäre sie -«

»Ich nenne nur Tatsachen, Bobby.« Sie war grausam, dachte sie, aber sie könnte ihn nur von der Liste der Verdächtigen streichen, wenn sie jetzt grausam war. »Wem hat sie genug vertraut, wen hat sie genug gemocht, um mit ihm eine solche Sache durchzuziehen? Die einzigen Menschen, die du mir bisher genannt hast und die in Frage kommen, sind du und deine Frau.«

»Ich und Zana? Du denkst, einer von uns könnte sie getötet haben? Könnte sie mit eingeschlagenem Schädel auf dem Boden eines Hotelzimmers liegen lassen haben?

Wegen Geld? Wegen Geld, das sie noch nicht mal hatte?

Wegen irgendwas?«, wol te er von ihr wissen, während er sich auf die Bettkante sinken ließ.

»Warum tust du mir das an?«

»Weil jemand sie mit eingeschlagenem Schädel auf dem Boden eines Hotelzimmers liegen lassen hat, Bobby.

Und weil ich glaube, dass es dabei um Geld gegangen ist.«

»Viel eicht hat ja dein Mann sie umgebracht.« Sein Kopf schoss hoch, und er sah sie mit glühenden Augen an. »Viel eicht hat er ja meine Mutter umgebracht.«

»Glaubst du, ich hätte dir irgendwas von ihrem Besuch bei ihm erzählt, wenn auch nur die geringste Möglichkeit bestünde, dass er es war? Glaubst du, wenn ich mir nicht völ ig sicher wäre, wenn die Tatsachen nicht eindeutig für seine Unschuld sprechen würden, hätte ich diese Angelegenheit auch nur mit einem Wort erwähnt? Dann hätte ich ganz einfach festgestel t, dass offenkundig jemand Unbekanntes über die Feuerleiter und durch das offene Fenster bei ihr eingebrochen ist und sie erschlagen hat, als sie*ihm in die Quere gekommen ist. Dann würde ich dir mein Beileid aussprechen und den Fal zu den Akten legen. Sieh mich an, Bobby.«

Sie wartete, bis er ihr in die Augen sah. »Das könnte ich problemlos tun. Schließlich bin ich ein hochrangiger Cop, der ein gewisses Ansehen genießt. Ich könnte den Fal zu den Akten legen, und niemand ginge dieser Sache weiter nach. Stattdessen werde ich herausfinden, wer deine Mutter ermordet und auf dem Boden ihres Zimmers liegen lassen hat. Du kannst dich darauf verlassen, dass mir das gelingt.«

»Warum? Warum tust du das? Du bist vor ihr davongelaufen. Du bist damals einfach abgehauen, obwohl sie sich al e Mühe mit dir gegeben hat. Du -«

»Du weißt, dass das nicht stimmt, Bobby«, widersprach ihm Eve mit leiser, ruhiger Stimme. »Du weißt, dass das nicht stimmt. Du warst schließlich dabei.«

Er blickte wieder auf den Boden. »Sie hatte es damals nicht leicht, das war al es. Es war schwer für sie, ein Kind al eine großzuziehen und zu versuchen, über die Runden zu kommen.«

»Das mag sein. Aber ich werde dir sagen, warum ich tue, was ich tue, Bobby. Ich tue es für mich und viel eicht auch für dich. Für das Kind, das mir heimlich etwas zu essen ins Zimmer geschmuggelt hat. Aber ich garantiere dir, wenn ich herausfinde, dass du es warst, der sie ermordet hat, bringe ich dich dafür in den Knast.«

Er richtete sich auf, räusperte sich leise und erklärte in bestimmtem Ton: »Ich habe meine Mutter nicht ermordet.

In meinem ganzen Leben habe ich nicht einmal die Hand gegen sie erhoben. In meinem ganzen Leben nicht. Wenn sie Geld von euch verlangt hat, war das falsch. Es war falsch, aber das hat sie dann für mich getan. Ich wünschte, sie hätte mir etwas davon erzählt. Oder - oder jemand hat sie dazu gezwungen. Jemand hat sie bedroht, oder mich oder -«

»Wer?«

»Ich habe keine Ahnung.« Seine Stimme wurde rau.

»Ich weiß es einfach nicht.«

»Wer wusste von eurer Reise nach New York?«

»D. K., Marita, unsere Angestel ten, ein paar von unseren Kunden, Gott, die ganze Nachbarschaft. Meine Güte, wir haben schließlich kein Geheimnis daraus gemacht.«

»Mach eine Liste von al en Leuten, die dir einfal en. Die gehen wir dann durch.« Als die Tür geöffnet wurde, stand sie wieder auf.

Peabody schleppte die bleiche, zitternde Zana Richtung Bett.

»Zana. Liebling.« Bobby sprang eilig auf, lief zu seiner Frau und fing sie auf. »Was ist passiert?«

»Ich weiß nicht. Ein Mann. Ich weiß es nicht.«

Schluchzend schlang sie ihm die Arme um den Hals.

»Oh, Bobby.«

»Ich habe sie einen Block östlich von hier gefunden«, sagte Peabody zu Eve. »Sie wirkte vol

kommen verloren und sah völlig fertig aus. Sie sagt, ein Mann hätte sie überfallen und in ein Haus verschleppt.«

»Mein Gott, Zana, Schatz. Hat er dir etwas angetan?«

»Er hatte ein Messer in der Hand. Er hat gesagt, wenn ich schreie oder versuche wegzulaufen, sticht er mich damit ab. Ich habe gesagt, er könnte meine Tasche haben.

Ich habe ihm gesagt, dass er sie nehmen soll. Ich weiß nicht. Ich glaube nicht - oh, Bobby, er hat gesagt, er hätte deine Mama umgebracht.«

Eve watete durch die nächste Tränenflut, machte Zana von Bobby los und schob sie auf einen Sessel zu.

»Setzen Sie sich erst mal hin, und hören Sie auf zu heulen. Immerhin sind Sie nicht verletzt.«

»Ich glaube, er -« Mit einer zitternden Hand griff sie sich in den Nacken.

»Ziehen Sie den Mantel aus.« Eve bemerkte das kleine Loch in dem roten Stoff, den Riss in dem Pullover, den Zana darunter trug, und ein bisschen Blut. »Das ist nur ein Kratzer«, meinte sie, zog den Pullover hoch und sah sich den kleinen Schnitt genauer an.

»Er hat auf dich eingestochen?« Bobby schlug Eves Hände fort, um sich die Verletzung selber anzusehen.

»Es ist nur ein Kratzer«, wiederholte Eve.

»Ich fühle mich nicht wohl.«

Als Zanas Augen nach hinten rollten, packte Eve sie bei den Schultern und schüttelte sie wenig sanft. »Sie werden jetzt nicht in Ohnmacht fallen. Sie bleiben schön brav sitzen und erzählen uns, was passiert ist.« Sie drückte sie entschlossen in den Sessel, schob ihren Kopf zwischen die Knie und hörte das leise Klingeln der Ohrringe, die Zana trug.

»Atmen Sie schön langsam ein und aus. Peabody.«

»Bin schon unterwegs.« Peabody kam bereits mit einem feuchten Lappen aus dem Bad. »Es ist wirklich nur ein Kratzer«, beruhigte sie Bobby. »Aber etwas Desinfektionsmittel wäre nicht schlecht.«

»In meiner Reiseapotheke. Sie ist bereits eingepackt.«

Zanas Stimme klang zittrig und schwach. »In der kleinen Reiseapotheke, die im Koffer ist. Gott, können wir nicht einfach gehen? Können wir nicht einfach heimfahren?«

»Erst einmal werden Sie eine Aussage machen. Und zwar offiziell«, erklärte Eve und hielt Zana den Rekorder hin. »Sie sind aufgestanden und haben das Hotel verlassen, weil Sie Kaffee holen wollten -« »Mir ist ein bisschen schlecht.« »Oh nein«, erklärte Eve brutal. »Sie haben also das Hotel verlassen -«

»Ich - ich wollte Ihnen etwas anbieten können, wenn Sie kommen. Und Bobby hatte kaum etwas gegessen, seit - ich dachte, ich laufe schnell los, kaufe ein paar Sachen ein und lasse ihn noch etwas schlafen. Wir haben letzte Nacht kaum ein Auge zugemacht.« »Okay, Sie sind also nach unten gegangen -« »Ich bin nach unten gegangen und habe dem Angestellten hinter dem Empfangstisch guten Morgen gesagt. Ich weiß, dass es ein Droide ist, aber trotzdem. Dann bin ich rausgegangen.

Es sah aus, als würde es ein schöner, wenn auch vielleicht ein bisschen kühler Tag. Also habe ich im Gehen meinen Mantel zugeknöpft. Und dann - dann war er einfach da. Er hat blitzschnell seinen Arm um mich gelegt, und ich konnte die Spitze des Messers spüren. Er hat gesagt, wenn ich schreien würde, würde er mir das Messer in den Rücken rammen. Ich sollte einfach weitergehen, sollte auf meine Füße gucken und immer weitergehen. Ich hatte solche Angst. Kann ich einen Schluck Wasser haben?«

»Ich hole Ihnen was zu trinken.« Peabody ging bereits zur Küchenzeile.

»Er ist sehr schnell gegangen, und ich hatte Angst, zu stolpern. Denn dann hätte er mich an Ort und Stelle umgebracht.«

Wieder wurden ihre Augen glasig, aber Eve schnauzte sie an: »Konzentrieren Sie sich weiter. Was haben Sie dann gemacht?«

»Nichts.« Zana fing an zu zittern und schlang sich die Arme um den Bauch. »Ich habe gesagt: >Sie können meine Tasche haben.< Aber er hat nichts geantwortet. Ich hatte Angst, mich umzudrehen. Ich dachte, viel eicht sol te ich einfach anfangen zu rennen, aber er war stark, und ich hatte zu große Angst. Dann hat er diese Tür aufgestoßen. Ich glaube, es war eine Tür zu einer Bar.

Drinnen war es dunkel, es war niemand da, aber wissen Sie, es roch wie in einer Bar. Danke.« Obwohl sie das Glas in beide Hände nahm, schwappte noch etwas Flüssigkeit über den Rand, als sie es an ihre Lippen hob. »Ich kann einfach nicht aufhören zu zittern.

Ich dachte, er würde mich vergewaltigen und umbringen, und ich könnte nichts dagegen tun. Aber er hat mir gesagt, ich sol mich setzen, und das habe ich getan. Dann hat er gesagt, dass ich meine Hände auf die Tischplatte legen sol , das habe ich auch getan. Er hat gesagt, er wollte das Geld, und ich habe ihm erklärt, er sol te meine Tasche nehmen. Sol te sie einfach nehmen. Aber da hat er gemeint, er wol e die ganzen zwei Mil ionen, wenn er mit mir nicht dasselbe wie mit Trudy machen sol .

Allerdings würde er mich nicht einfach erschlagen, sondern in so viele kleine Stücke schneiden, dass mich kein Mensch mehr erkennen würde, wenn er mit mir fertig ist.«

Jetzt strömten ihr dicke Tränen über das Gesicht und blitzten in ihren langen Wimpern auf. »Ich habe ihm gesagt: >Sie haben Mama Tru ermordet, Sie haben sie getötete Er hat geantwortet, mir und Bobby würde er noch viel Schlimmeres antun, wenn er das Geld nicht bekomme. Ich habe zu ihm gesagt: >Mein Gott, woher sol en wir denn zwei Mil ionen nehmen?<, und er hat gesagt: Trag einfach den Cop<.« Dann hat er mir die Zahlen eines Nummernkontos genannt und sie mich ein paar Mal wiederholen lassen und gesagt, wenn ich die Sache ver-massele, wenn ich die Nummer vergesse, wird er mich finden und mir die Zahlen in den Hintern ritzen. Das hat er gesagt. 505748711094463. 505748711094463. 505-«

»Okay, wir haben verstanden. Reden Sie weiter.«

»Er hat gesagt, dass ich einfach dort sitzen bleiben sol . >Bleib da sitzen, Fotze< hat er zu mir gesagt.« Sie wischte sich die Tränen mit den Händen fort. »>Bleib eine Viertelstunde sitzen. Wenn du vorher rauskommst, bringe ich dich um.< Dann ist er gegangen, und ich saß al eine in der Dunkelheit. Ich habe nicht gewagt, auch nur aufzustehen, denn ich hatte Angst, er käme viel eicht doch noch mal zurück. Also blieb ich einfach sitzen, bis die Zeit vorüber war. Ich weiß nicht, wo ich war, als ich wieder auf die Straße kam. Ich war total verwirrt. Es war furchtbar laut. Ich wol te anfangen zu rennen, aber meine Beine wol ten nicht, und ich hatte keine Ahnung, wie ich wieder zum Hotel und zurück zu Bobby finden sol te. Aber dann kam der Detective und hat mir geholfen.«

»Ich habe meine Tasche liegen lassen. Ich muss meine Tasche liegen gelassen haben. Oder viel eicht hat er sie auch mitgenommen. Ich habe keinen Kaffee mitgebracht.«

Abermals brach sie in Tränen aus, und Eve ließ sie eine vol e Minute heulen, bevor sie von ihr wissen wol te:

»Wie sah der Mann aus?«

»Ich weiß es nicht. Zumindest nicht genau. Ich habe ihn nicht richtig gesehen. Er trug eine Skimütze und hatte eine Sonnenbril e auf. Er war groß. Ich glaube, er war groß. Und er trug schwarze Jeans und schwarze Stiefel.

Ich habe die ganze Zeit auf den Boden gesehen, wie er gesagt hat, weshalb ich mich so gut an die

Stiefel erinnern kann. Es waren Schnürstiefel, sie waren an den Spitzen ganz verkratzt. Ich habe die ganze Zeit die Stiefel angesehen. Er hatte große Füße.«

»Wie groß?«

»Größer als die von Bobby. Ein bisschen größer, glaube ich.«

»Welche Hautfarbe hatte er?«

»Ich habe kaum etwas von seiner Haut gesehen.

Weiß, ich glaube, weiß. Er hatte schwarze Handschuhe an. Aber ich glaube, seine Haut war weiß. Ich habe nur einen kurzen Blick darauf erhascht, nachdem er mit mir in die Bar gegangen war, war es dunkel. Er hat die ganze Zeit hinter mir gestanden, und es war furchtbar dunkel.«

»Hatte er einen Bart, irgendwelche Narben, Tätowierungen oder sonstigen Kennzeichen?«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Was hatte er für eine Stimme? Hatte er einen Akzent?«

»Es klang irgendwie, als kämen die Worte ganz tief unten aus seinem Hals. Ich weiß nicht.« Sie bedachte Bobby mit einem jämmerlichen Blick. »Ich hatte solche Angst.«

Eve stellte ihr noch ein paar Fragen, aber die Details wurden immer verschwommener, und so gab sie schließlich auf.

»Sie werden jetzt in Ihr neues Hotel gebracht und dort von einem uniformierten Beamten rund um die Uhr bewacht. Falls Ihnen noch irgendetwas einfällt - egal was, auch wenn es Ihnen völlig unwichtig erscheint -, rufen Sie mich bitte sofort an.«

»Ich verstehe das alles nicht. Ich verstehe das alles einfach nicht. Weshalb sollte jemand Mama Tru ermorden? Weshalb denkt jemand, wir hätten so viel Geld?«

Eve warf einen Blick auf Bobby. »Ihr Mann wird Ihnen erzählen, was wir bisher wissen.« Dann bedeutete sie ihrer Partnerin, einen Beamten zu bestellen, der den beiden beim Umzug behilflich war und anschließend vor ihrem Zimmer positioniert wurde.

Um den Umzug zu beschleunigen, brachte Eve die beiden schließlich selbst zu ihrer neuen Unterkunft. Dann kehrte sie zu ihrem ursprünglichen Hotel zurück, wies zwei uniformierte Beamte an, in einem Radius von vier Blocks um das Hotel herum nach dem Haus zu suchen, in dem Zana festgehalten worden war, überließ die Durchsuchung des Raums, aus dem die Lombards ausgezogen waren, Peabody und den Leuten von der Spurensicherung und machte sich selber auf den Weg ins Leichenschauhaus, wo Trudy schon auf einem Stahltisch lag. Nichts, dachte Eve, als sie die Leiche sah. Sie spürte einfach nichts. Weder Mitgefühl noch Zorn. »Was können Sie mir sagen?« Sie wandte sich Morris zu.

»Die Verletzungen in ihrem Gesicht und an ihrem Körper wurden ihr vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden vor den Kopfverletzungen zugefügt. Aber dazu kommen wir gleich.« Morris drückte ihr eine Mikro-Brille in die Hand. »Sehen Sie sich das mal an.«

Sie trat neben ihn an den Tisch und beugte sich über Trudys Hinterkopf.

»Da sind ein paar leichte Schwellungen. Um die Wunden herum weist die Kopfhaut runde und halbrunde Vertiefungen auf.«

»Sie haben wirklich gute Augen. Jetzt gucken Sie sich mal die Vergrößerungen davon an.« Er rief den betroffenen Teil des Schädels auf dem Bildschirm auf und zoomte ihn heran.

Eve schob sich die Brille in die Stirn. »Sie haben gesagt, Sie hätten Fasern in den Kopfwunden gefunden.«

»Ich warte noch auf die Ergebnisse aus dem Labor.«

»Diese Muster. Sie könnten von Münzen stammen.

Sieht nach einem mit Münzen gefüllten Stoffbeutel aus.

Altmodisch, aber sehr zuverlässig. Die Schwellungen und auch die runden Abdrücke könnten von den Rändern stammen. Ja, viel eichter war es wirklich ein Beutel voller Münzen. Aber dem Gewicht zufolge, das zum Einschlagen eines Schädels nötig ist, müssen es jede Menge gewesen sein.«

Sie setzte sich die Brille wieder auf und sah sich die Verletzungen noch einmal genauer an.

»Sieht nach drei Schlägen aus. Der erste hat sie oberhalb des Genicks erwischt - da haben die beiden wahrscheinlich noch gestanden, und das Opfer hatte seinem Mörder den Rücken zugewandt. Dann ist sie in die Knie gegangen und hat den zweiten Schlag von oben abbekommen

-

man kann deutlich sehen, dass hier mit mehr Kraft und Schwung zugeschlagen worden ist. Und der dritte -«

Sie trat einen Schritt zurück und schob sich die Brille wieder auf den Kopf. »Eins.« Sie ahmte einen einhändigen Schlag von rechts unten nach links oben nach. »Zwei.« Dieses Mal hob sie die Hände über ihren Kopf, bevor sie sie herunterkrachen ließ. »Und drei.« Sie schwang erneut einen imaginären Beutel, dieses Mal aber von links nach rechts, und nickte zufrieden mit dem Kopf.

»Das passt zu den Blutspritzern, die wir gefunden haben. Die Abdrücke weisen darauf hin, dass es ein Stoffbehälter war - eine kleine Tasche, ein Beutel oder viel eichter ein Strumpf. Es gibt keine Abwehrverletzungen, sie hat sich also nicht gewehrt, denn sie wurde überrascht. Weil der Täter hinter ihr gestanden hat, hatte sie auch keine Angst. Falls er noch eine andere Waffe bei sich hatte - ein Messer oder einen Stunner, um sie damit zu zwingen, ihm den Rücken zuzuwenden -, warum hat er sie dann nicht auch damit umgebracht? Außerdem muss es ein lautloser Mord

gewesen sein. Da das Opfer gleich nach dem ersten Schlag zu Boden gegangen ist, hatte es nicht mal Zeit zum Schreien.«

»Es war also ganz einfach, vor allem, da der Täter gleich zur Sache gekommen ist.« Morris setzte seine eigene Brille ab. Seine langen, dunklen Haare trug er heute zu einem im Nacken verschlungenen Zopf, er hatte einen dunkelblauen Anzug an, der beinahe konservativ ausgesehen hätte, hätte der Designer ihn nicht noch mit feinen, leuchtend roten Nadelstreifen aufgepeppt.

»Lassen Sie uns noch mal das vorherige Programm durchgehen.«

Mit seinen versiegelten Fingern tippte er auf ein paar Symbole auf seinem Diagnosecomputer.

»Hier ist die Verletzung im Gesicht. Lassen Sie mich die etwas vergrößern.«

»Sie weist dasselbe ringförmige Muster auf. Wurde ihr also mit derselben Waffe zugefügt.«

»Genau wie die Verletzungen am Bauch, am Oberkörper, an den beiden Oberschenkeln und der linken Hüfte.

Aber etwas an der Sache finde ich interessant. Sehen Sie sich die Gesichtsverletzung noch einmal genauer an.«

»Ich würde sagen, dass der Angreifer ihr sehr nah kam.« Sie brach ab und bedachte Morris mit einem verwirrten Blick. »So, wie die Schwelung liegt, scheint der Schlag von unten gekommen zu sein.« Sie wandte sich Morris zu, schwang ihre Faust in Richtung seiner Wange, er zuckte zusammen, denn sie hielt kaum eine Haarsbreite vor seinem Kiefer an.

»Lassen Sie uns das Programm benutzen, ja?«

Sie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Ich hätte Sie schon nicht erwischt.«

»Trotzdem.« Er trat wieder vor den Monitor und behielt, als er das Programm aufrief, vorsichtshalber einen gewissen Abstand zu ihr bei. »Hier sehen Sie die Position und die Bewegungen des Angreifers. Sie sind so eingegeben, dass sie die Verletzungen verursachen, die die Frau davongetragen hat. Die Gesichtsverletzung weist auf einen Schlag von unten hin. Und zwar mit der linken Faust. Was wirklich seltsam ist.«

Auch Eve runzelte die Stirn, als sie die beiden Figuren auf dem Bildschirm sah. »So schlägt kein Mensch jemals zu. Wenn er ihr aus dieser Position eine hätte verpassen wollen, hätte er erst mal richtig ausgeholt und sie dann von der Seite erwischt.« Sie zeigte auf ihren eigenen Wangenknochen. »Und wenn er von unten zugeschlagen hätte, hätte er sie ein Stück tiefer treffen müssen.

Viel eicht hat er ja mit rechts geschlagen und - nein.«

Sie wandte sich vom Bildschirm ab und der Leiche zu.

»Mit einer Faust, viel eicht. Viel eicht kriegt man mit einer Faust eine solche Verletzung hin.

Aber mit einem Beutel muss man erst mal ausholen, selbst wenn man direkt vor ihr steht.«

Sie runzelte die Stirn und sah Morris aus zusammengekniffenen Augen an. »Um Himmels willen. Hat sie sich die Verletzungen etwa selber zugefügt?«

»Die Wahrscheinlichkeit ist hoch. Hier, gucken Sie mal.« Er wählte ein anderes Programm. »Hier haben wir nur einen Menschen, der mit beiden Händen ausholt, wobei das Gewicht des Beutels in der Rechten liegt, als er von schräg unten auf ihre Wange trifft.«

»Dieses kranke Weib«, stieß Eve leise aus.

»Und hoch motiviert. Den Winkeln zufolge, in denen die Waffe an den anderen Stellen aufgekommen ist, hat sie sich möglicherweise alle Wunden außer denen am Schädel selber zugefügt. Die Wahrscheinlichkeit, dass es so war, beträgt immerhin 99,8 Prozent.«

Sie musste sämtliche bisherigen Theorien über den Haufen werfen und sich darauf konzentrieren, dass Trudy viel eicht selbst die erste Täterin gewesen war. »Sie hat keine Abwehrverletzungen, und es gibt keine Anzeichen für einen Kampf oder dafür, dass sie gefesselt war.«

Während sich ihre Gedanken überschlugen, setzte Eve die Brille noch einmal auf, trat wieder vor die Leiche und sah sie sich von oben bis unten an. »Woher kommen die Abschürfungen an den Ellenbogen und den Knien?«

»Die stammen wahrscheinlich von einem Sturz. Vielleicht, nachdem sie den ersten Schlag über den Schädel bekommen hat.«

»Okay, okay. Wenn einen jemand derart übel zurichtet und dann noch mal zurückkommt, um einen weiter zu vermöbeln, läuft man entweder davon oder man gerät ins Stolpern, aber dann hebt man zumindest in dem Versuch, den Angreifer abzuwehren, die Hände vors Gesicht. Sie müsste also wenigstens ein paar blaue Flecke an den Unterarmen haben oder so. Aber da ist nichts, weil sie sich selbst geschlagen hat. Und unter ihren Nägeln war auch nichts?«

»Jetzt, wo Sie es erwähnen –« Morris sah sie lächelnd an. »Es gab ein paar Fasern unter den Nägeln des Zeige- und Ringfingers der rechten und unter dem Nagel des Zeigefingers ihrer linken Hand.«

»Sie stimmen sicher mit den Fasern aus den Kopfwunden überein.« Eve balte die rechte Faust.

»Sie hat sich in dem Stoff verkrampt und erst mal Mut gesammelt. Sie war wirklich total verrückt.«

»Das, Sie haben gesagt, Sie hätten sie gekannt.

Warum hätte sie so etwas machen sollen?«

Eve warf ihre Brille fort. Jetzt hatte sie ihren Zorn gefunden, und er drang ihr bis ins Mark.

»Damit sie behaupten kann, dass es jemand anderes war. Ich oder vielleicht auch Roarke. Vielleicht, um damit zu den Medien zu gehen«, erklärte sie und stapfte vor dem Stahl Tisch auf und ab.

»Nein, nein, das bringt nicht genug Geld. Aufmerksamkeit, sicher, und bestimmt auch etwas Kies, aber eindeutig nicht genug. Sie wollte uns erpressen. Dachte, dass sie uns damit erpressen kann.

Entweder, wir hätten bezahlt, oder sie wäre damit an die Öffentlichkeit gegangen und hätte aller Welt gezeigt, wie sie angeblich von uns zugerichtet worden ist. Aber dieser Plan hat sich gegen sie gewandt. Wer auch immer ihr Komplize war, kam anscheinend zu dem Schluss, dass er sie nicht mehr braucht. Oder vielleicht war sie auch zu gierig und hat versucht, die Sache alleine durchzuziehen.«

»Man muss wirklich dreist sein, wenn man versucht, einen Cop wie Sie oder einen Mann wie Roarke zu erpressen.« Er warf einen verächtlichen Blick auf die tote Frau. »Vor allem muss man wirklich krank sein, um sich selber so was anzutun, nur, weil man die Hoffnung hat, dass man damit was verdienen kann.«

»Dass sie zum Lohn für ihre Qualen letztendlich hier bei Ihnen liegen würde, hätte sie wahrscheinlich nicht gedacht.«

Auf dem Weg zurück an ihren Arbeitsplatz machte Peabody noch einen kurzen Umweg. Das würde ihr den Arsch aufreißen, wenn sie davon erführe, aber es würde ja nicht lange dauern.

Außerdem hatte die Spurensicherung bisher nichts in dem Raum gefunden, den Bobby und Zana geräumt hatten.

Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie McNab überhaupt an seinem Schreibtisch fand. Vielleicht war er auch unterwegs. Da er sich nicht die Mühe gemacht hatte, ihr eine Nachricht zu hinterlassen, hatte sie keine Ahnung, wo er war.

Männer konnten wirklich ätzend sein. Weshalb hatte sie sich überhaupt mit einem Exemplar zusammengetan?

Schließlich war ihr Leben als Single vollkommen okay gewesen. Schließlich hatte sie ganz sicher nicht extra nach einem Kerl wie ihm gesucht.

Wer würde schon nach einem Kerl wie Ian suchen?

Jetzt lebten sie zusammen und hatten einen Mietvertrag, der auf ihrer beider Namen lief. Und sie

hatten sich zusammen ein neues Bett gekauft - ein obercooles Gel-Bett -, weshalb es nicht nur ihr, sondern sein und ihr Bett war. Darüber hatte sie bisher noch gar nicht nachgedacht.

Auch jetzt bräuchte sie nicht darüber nachzudenken - hätte er keinen solchen Aufstand gemacht.

Außerdem hatte er sie einfach sitzen lassen, deshalb sollte eigentlich auch er sie um Verzeihung bitten statt umgekehrt. Beinahe wäre sie von dem Gleitband gesprungen, das sie in seine Abteilung trug. Aber die Schachtel, die Dalas ihr gegeben hatte, brannte ein regelrechtes Loch in ihre Jackentasche, und der Gedanke, dass sie vielleicht auch nicht völlig unschuldig an ihrem Streit gewesen war, brannte ein noch größeres Loch in ihren Bauch.

Vielleicht war ihr ja auch nur schlecht. Vielleicht hätte sie besser nicht noch hastig einen Sojaburger in sich reingestopft.

Hoch erhobenen Hauptes marschierte sie in die Abteilung für Elektronische Ermittlungen, wo er tatsächlich an seinem Schreibtisch saß. In seiner neongrünen Hose und dem zitronengelben Hemd fiel er selbst in einem Raum, in dem die Leute alle Farben des Regenbogens trugen, auf.

Sie atmete tief ein, stürmte auf ihn zu und piekste ihn unsanft zweimal mit dem Zeigefinger an.

»Ich muss mit dir reden.«

Seine kühlen, grünen Augen sahen sie flüchtig an und sofort wieder weg. »Ich habe zu tun.«

»Fünf Minuten«, stieß sie zähneknirschend aus. »Und zwar unter vier Augen, wenn ich bitten darf.«

Er stieß sich von seinem Schreibtisch ab, wirbelte schnell genug herum, dass seine langen, blonden Haare flogen, zuckte zum Zeichen, dass sie ihm folgen sollte, mit der Schulter und stapfte auf seinen leuchtend gelben Airboots Richtung Tür.

Mit vor Verlegenheit und Zorn hochrotem Gesicht bahnte sie sich einen Weg an den anderen Schreibtischen vorbei. Die Tatsache, dass niemand lange genug in der Arbeit innehielt, um sie zu begrüßen oder ihr zu winken, machte deutlich, dass McNab mit ihrem Streit hausieren gegangen war.

Aber das hatte sie schließlich auch getan.

Er öffnete die Tür eines kleinen Pausenraums, in dem sich gerade zwei Detektives in der unverständlichen Sprache der Computerfreaks miteinander stritten, und zeigte mit dem Daumen hinter sich. »Lasst uns mal kurz alle ein.«

Die beiden Detektives trugen ihren Streit und zwei Dosen Kirschlimonade in den Flur hinaus.

Natürlich, dachte Peabody, war es die weibliche Kollegin, die kurz stehen blieb und sie mit einem mitfühlenden, verständnisvollen Blick bedachte, während sie den Raum verließ.

McNab holte sich eine gelbe Zitronenlimonade aus dem Automaten. Wahrscheinlich, weil sie farblich zu seinem Outfit passte, vermutete Peabody gehässig. Sie drückte die Tür hinter sich ins Schloss und lehnte sich gegen den Tisch.

»Ich habe alle Hände voll zu tun, fass dich also besser kurz.«

»Oh, es wird nicht lange dauern. Ich habe nämlich ebenfalls alle Hände voll zu tun. Wenn du heute Morgen nicht einfach heimlich aus dem Haus geschlichen wärest, hätten wir die Sache klären können, bevor der Dienst anfing.«

»Ich habe mich nicht aus dem Haus geschlichen.« Er nahm einen großen Schluck von seinem Getränk und sah sie über den Rand der Dose an. »Ich kann nichts dafür, wenn du wie eine Tote schläfst. Außerdem hatte ich einfach keine Lust, gleich nach dem Aufstehen einer Frau über den Weg zu laufen, die völlig hysterisch ist.«

»Ich? Hysterisch?« Wahrscheinlich wäre sie vor Scham im Erdboden versunken, hätte sie das Quietschen in ihrer Stimme gehört. »Du hast gesagt, dass ich egoistisch bin. Du hast gesagt, du wärest mir anscheinend vollkommen egal.«

»Ich weiß, was ich gesagt habe. Wenn du also nur al es noch mal durchgehen wil st -«
Peabody stemmte ihre Füße in den Boden und freute sich zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, dass sie ihm körperlich überlegen war. »Wenn du auch nur einen Schritt in Richtung Tür machst, bevor ich fertig bin, trete ich dir in deinen knochigen Arsch.«

Seine Augen blitzten zornig auf. »Sag, was du zu sagen hast. Wahrscheinlich ist es mehr, als du in der ganzen letzten Woche mit mir gesprochen hast.«

»Was sol das heißen?«

»Dass du mir immer ausgewichen bist.« Er knal te seine Getränkdose so heftig auf den Tisch, dass etwas von der zitronengelben Limonade durch die Öffnung schoss.

»Du hattest immer irgendetwas vor. Jedes Mal, wenn ich versucht habe, mit dir zu reden, hieß es: >später, ja?<.

Wenn du keine Lust mehr auf mich hast, könntest du wenigstens so viel Anstand haben, bis nach Weihnachten zu warten, bevor du mir den Laufpass gibst. Das würde dich bestimmt nicht umbringen.«

»Was? Was? Ich sol dir den Laufpass geben wol en?

Hast du jetzt auch noch das kleine bisschen Hirn verloren, das dir bisher zur Verfügung stand?«

»Du bist mir ausgewichen. Bist immer spät heimgekommen und so früh wie möglich wieder abgehauen. Und zwar jeden verdammten Tag.«

»Ich habe Weihnachtseinkäufe gemacht, du Trottel.«

Wieder wurde ihre Stimme schrill , und gleichzeitig warf sie hilflos die Hände in die Luft. »Ich war im Fitnessstudio.

Und ich war bei Mavis und Leonardo, weil – ich kann dir nicht sagen, warum ich dort war. Und wenn ich dir ausgewichen bin, dann, weil das einzige Thema, das du hattest, diese verdammte Schottlandreise war.«

»Schließlich sind es nur noch ein paar Tage bis -«

»Ich weiß, ich weiß.« Sie hob ihre Hände an die Schläfen und drückte einmal kräftig zu.

»Ich könnte einen Nebenjob annehmen, um die Reise zu bezahlen. Ich wil doch nur - du wol test mir nicht den Laufpass geben?«

»Nein, aber eigentlich sol te ich es tun. Ich sol te dich einfach sitzen lassen und mir al den Ärger ersparen.«

Seufzend ließ sie die Hände wieder sinken und gab widerstrebend zu: »Viel eicht bin ich dir aus dem Weg gegangen, weil ich nicht über die Schottlandreise reden wol te.«

»Aber du hast immer gesagt, dass du eines Tages mit mir hinfliegen wil st.«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, aber das habe ich nur getan, weil ich dachte, dass es niemals dazu kommt. Und jetzt nagelst du mich fest, und ich bin fürchterlich nervös.

Nein, nicht nervös. Ich habe Todesangst.«

»Wovor?«

»Davor, deine Familie zu treffen - und zwar al e auf einmal. Davor, diejenige zu sein, die du an Weihnachten mit zu deinen Eltern bringst.«

»Meine Güte, Peabody, wen zum Teufel sol te ich denn mit zu meinen Eltern nehmen?«

»Mich, du Hornochse. Aber wenn man jemanden an Weihnachten mit heimbringt, ist das eine große Sache.

Eine wirklich große Sache. Sie werden mich al e ansehen und mir tausend Fragen stel en, und ich schaffe es noch nicht mal, drei verdammte Kilo abzunehmen, weil ich, wenn ich nervös bin, einfach essen muss. Und ich dachte, wenn wir einfach zu Hause bleiben könnten, bräuchte ich mir erst mal keine Gedanken darüber zu machen, dass ich irgendwann nach Schottland muss.«

Er starrte sie so verwundert an, wie es seit Anbeginn der Zeit zwischen Männern und Frauen üblich war. »Du hast mich doch an Thanksgiving auch mit zu deiner Familie genommen.«

»Das war etwas vö l i g anderes«, behauptete sie; bevor er widersprechen konnte, fügte sie hinzu: »Du kanntest meine Eltern schließlich schon, und vor al em sind wir Hippies, das heißt, wir laden an Thanksgiving so gut wie jeden zu uns ein. Ich fühle mich fett und klobig, und sie werden mich hassen.«

»Dee.« So nannte er sie nur, wenn er besonders zärtlich oder besonders verzweifelt war. Und so, wie seine Stimme klang, schien er beides gleichzeitig zu sein.

»Es ist wirklich eine große Sache, wenn man jemanden an Weihnachten mit zu sich nach Hause nimmt. Du bist die erste Frau, die mit mir nach Schottland kommt.«

»Oh Gott. Das macht es nur noch schlimmer. Oder besser. Ich weiß es einfach nicht.« Sie schluckte und press- te eine Hand vor ihren Bauch. »Ich glaube, mir wird schlecht.«

»Sie werden dich nicht hassen. Sie werden dich lieben, denn schließlich liebe ich dich auch. Ich liebe dich, She-Body.« Er sah sie mit dem Lächeln an, das sie immer an kleine Hundewelpen denken ließ. »Bitte komm mit mir nach Schottland. Ich warte schon so lange darauf, dass ich dort mit dir angeben kann.«

»Oh, wow. Oh, Junge.« Während ihr Tränen der Rührung in die Augen schössen, sprang sie ihn glücklich an, und er vergrub die Finger fest in ihrem Hinterteil.

»Ich muss die Tür abschließen«, murmelte er leise und biss ihr gut gelaunt ins Ohr.

»Sie werden trotzdem al e wissen, was wir hier drinnen tun.«

»Ich liebe es, wenn mich die anderen beneiden. Mmm, du hast mir gefehlt. Lass mich nur schnell -«

»Warte, warte!« Sie machte sich noch einmal von ihm los, schob eine Hand in ihre Jackentasche und zog Eves Schachtel hervor. »Hier. Das hatte ich total vergessen. Gott. Das ist unser Weihnachtsgeschenk von Dal as und Roarke.«

»Ich hätte lieber erst mal ein Geschenk von dir.«

»Guck trotzdem mal rein. Guck rein. Sie schenken uns die Reise«, meinte sie, klappte die Schachtel auf und zeigte ihm die Karten. »Hin- und Rückflug im Privatflugzeug und dann auch noch ein Wagen. Also das ganze Paket.«

Da er seine Hände von ihrem Hintern fal en ließ, nahm sie an, dass er nicht weniger erschüttert war als sie.

»Heiliges Kanonenrohr.«

»Wir brauchen also nur noch zu packen«, stel te sie mit einem wässrigen Lächeln fest. »Du brauchst keinen Nebenjob mehr anzunehmen, wenn du es nicht wil st. Es tut mir leid, dass ich derart gesponnen habe. Ich liebe dich nämlich auch.«

Damit schlang sie ihm erneut die Arme um den Hals, gab ihm einen Kuss, machte sich noch einmal von ihm los und stel te mit wackelnden Augenbrauen fest: »Jetzt schließe ich erst mal ab.«

Minuten, nachdem Eve ihr Büro betreten hatten, um ihr weiteres Vorgehen zu planen, kam Peabody durch die Tür gestürzt.

»Ich habe den vorläufigen Bericht der Spurensicherung über das von den Lombards bewohnte Zimmer - nichts«, stieß sie eilig aus. »Aber die Bar wurde gefunden – einen Block östlich und zwei Blocks südlich des Hotels. Die Tür war offen, Zanas Handtasche lag drinnen auf dem Boden.

Ich habe die Techniker schon hingeschickt, damit sie sich auch dort mal umsehen.«

»Sie hatten anscheinend al e Hände vol zu tun«, stel - te Eve sarkastisch fest. »Wann also hatten Sie noch Zeit für Sex?«

»Für Sex? Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Ich wette, dass Sie einen Kaffee wollen.« Peabody flitzte zum AutoChef, wirbelte dann aber noch einmal zu Eve herum.

»Woher wissen Sie, dass ich Sex hatte? Haben Sie dafür etwa ein spezielles Radar?«

»Ihr Hemd ist schief geknöpft, und Sie haben einen frischen Knutschfleck im Genick.«

»Verdammt.« Peabody schlug sich in den Nacken.

»Wie schlimm ist er? Warum haben Sie bloß keinen Spiegel in Ihrem Büro?«

»Viel eicht, weil es ein Büro ist? Sie sind eine Schande für die Polizei. Gehen Sie los und ziehen sich wieder richtig an, bevor der Commander -« In diesem Augenblick klingelte ihr Link. »Zu spät. Treten Sie einen Schritt zurück. Stellen Sie sich, verdammt noch mal, irgendwohin, wo er Sie nicht sehen kann. Himmel.«

Auch wenn sie mit verschämt gesenktem Kopf einen Schritt nach hinten trat, umspielte ein glückliches Lächeln ihren Mund. »Wir haben uns wieder versöhnt.«

»Halten Sie den Mund. Das.«

»Bitte kommen Sie umgehend in Commander Whitneys Büro.«

»Bin schon unterwegs.« Eve legte wieder auf. »Also, was hat die Durchsuchung des Zimmers ergeben, Peabody? Fassen Sie sich kurz.«

»Sofort. Ich muss nur noch schnell -«

»Nennen Sie einfach ein paar Stichworte, Detective.

Und dann schreiben Sie Ihren Bericht.«

»Madam. Die Spurensicherung hat in dem von Bobby und Zana bisher bewohnten Zimmer nichts gefunden, was auf eine Verbindung mit dem Mord an seiner Mutter schließen lässt. Zana Lombards Handtasche wurde in einer Bar mit Namen Schlupfloch in der Neunten, zwischen der Neununddreißigsten und Vierzigsten entdeckt.

Die Beamten haben das Gebäude betreten, nachdem sie festgestellt haben, dass die Alarmanlage ausgeschaltet und die Tür nicht verschlossen war. Anschließend haben Sie die Tür versiegelt und die Spurensicherung bestellt.«

»Wem gehört die Bar und wem das Haus?«

»Das wollte ich herausfinden, nachdem ich Ihnen Bericht erstattet habe.«

»Tun Sie es jetzt sofort. Und überprüfen Sie die Namen. Spätestens in einer halben Stunde liegen die Ergebnisse der Überprüfung und Ihr schriftlicher Bericht hier auf meinem Tisch.«

Eve ließ sich von ihrem Zorn aus ihrem Büro und an den Schreibtischen der anderen vorbei in Richtung Fahrstuhl tragen, wo sie zur Abwechslung mal nicht die Ellbogen benutzen musste, damit sie etwas Platz bekam.

Umso besser, dachte sie. Sonst hätte sie vielleicht irgendeinem Blödmann die Rippen gebrochen oder wenigstens gepöbele.

Dann aber unterdrückte sie die Wut, denn sie wollte durch und durch beherrscht und professionell erscheinen, wenn sie Whitney gegenübertrat. Sie würde alles tun, damit sie diesen Fall nicht abgenommen bekam. Er saß hinter seinem Schreibtisch und wartete bereits auf sie.

Seinem breiten, dunklen Gesicht war genauso wenig von seinen Gedanken und Gefühlen anzusehen wie ihr. Sein Haar war grau meliert, wobei das Grau langsam, aber sicher die Oberhand gewann. Die Falten in seinem Gesicht, um die Augen und den Mund herum, waren, wie sie annahm, nicht nur ein Zeichen seines Alters, sondern auch der Last der Verantwortung, die er trug.

»Lieutenant, Sie haben die Ermittlungen in einem Mordfall übernommen, der sich bereits gestern ereignet hat, mich aber bisher noch nicht darüber informiert.«

»Sir, ich habe die Ermittlungen gestern, das heißt, Sonntagmorgen, aufgenommen, Sir, da waren wir beide nicht im Dienst.«

Er nickte unmerklich mit dem Kopf. »Obwohl Sie nicht im Dienst waren, haben Sie den Fall einfach übernommen, Personal und Ausrüstung dieser Dienststelle verwendet und mich als Ihren Vorgesetzten nicht davon in Kenntnis gesetzt.«

Es hatte keinen Sinn, um den heißen Brei herumzu-reden, überlegte sie. »Ja, Sir, das stimmt. Ich war der Ansicht, dass mein Tun durch die Umstände gerechtfertigt war, und kläre Sie gern umgehend über diese Umstände und über mein bisheriges Vorgehen auf.«

Er hob eine Hand. »Nach dem Motto >Besser spät als nie<?«

»Nein, Sir, bei allem Respekt. Nach dem Motto, dass man einen Tatort möglichst umgehend sichern und auch möglichst umgehend die ersten Beweise sammeln sollte.«

»Sie haben das Opfer gekannt.«

»Ja. Allerdings hatte ich über zwanzig Jahre keinen Kontakt zu ihr, bis sie zwei Tage vor ihrem Tod in meinem Büro erschienen ist.«

»Sie bewegen sich auf gefährlichem Terrain.«

»Das glaube ich nicht, Sir. Ich bin dem Opfer nur kurz als Kind begegnet. Deshalb -«

»Sie hat damals mehrere Monate als Ihre Pflegemutter fungiert«, verbesserte er sie.

Okay, vergiss es, dachte Eve. »Die Bezeichnung

>Pfle- gemutter< ist nicht zutreffend, weil sie mir keine Pflege angedeihen lassen hat. Wenn ich ihr irgendwo auf der Straße begegnet wäre, hätte ich sie nicht erkannt.

Nach ihrem Besuch bei mir am letzten Donnerstag hätte es auch keinen erneuten Kontakt zwischen uns gegeben, hätte sie nicht am folgenden Tag meinen Mann in seinem Büro aufgesucht und versucht, ihn um zwei Millionen zu erleichtern.« Er zog die Brauen hoch. »Und Sie finden immer noch, dass Sie sich nicht auf gefährlichem Terrain bewegen, Dalas?«

»Er hat sie rausgeworfen. Captain Feeney hat die Überwachungsdisketten aus seinem Büro.

Roarke hat ihn gebeten, sie sicherzustellen, um uns bei den Ermittlungen behilflich zu sein. Sie hat das Gebäude genauso unverändert verlassen, wie sie es betreten hat.«

»Setzen Sie sich, Dalas.«

»Wenn Sie es gestatten, Sir, bleibe ich lieber stehen.

Am Sonntagmorgen bin ich dann in ihr Hotel gefahren, weil ich es nötig fand, noch einmal mit ihr zu reden und ihr deutlich zu verstehen zu geben, dass sie weder Roarke noch mich erpressen kann. Dass uns ihre Drohung, mit Kopien meiner damaligen Akte, die sie angeblich hatte, zu den Medien oder zu meinen Vorgesetzten zu gehen, nicht im Mindesten erschreckt. Sie -«

»Hatte sie diese Kopien?«

»Ich gehe davon aus. Es wurden keine Kopien am Tatort gefunden, aber wir haben einen leeren Diskettenhalter sichergestellt. Weshalb wir davon ausgehen, dass ihr Mörder die Disketten an sich genommen hat.«

»Dr. Mira hat mit mir gesprochen. Im Gegensatz zu Ihnen hat sie mich heute Morgen sofort aufgesucht.«

»Ja, Sir.«

»Sie glaubt, dass Sie in der Lage sind, die Ermittlungen in diesem Fall zu leiten, und dass es in Ihrem Interesse ist, das auch zu tun.« Er beugte sich etwas nach vorn, und sein Sessel stieß bei der Gewichtsverlagerung ein leises Quietschen aus.

»Außerdem habe ich auch mit Morris telefoniert, ich weiß also inzwischen ziemlich gut über den Fall Bescheid. Bevor Sie mir Bericht erstatten, würde ich gern von Ihnen wissen, warum Sie nicht gleich zu mir gekommen sind. Und kommen Sie mir nicht mit irgendwelchen faulen Ausreden.«

»Ich dachte, Sie würden mir eher gestatten, die Ermittlungen weiter zu leiten, wenn ich schon irgendwelche Ergebnisse vorzuweisen hätte. Denn dann würde meine Objektivität in dieser Angelegenheit vielleicht nicht so schnell in Frage gestellt.«

Er sah sie lange schweigend an. »Sie hätten sofort zu mir kommen sollen. Und jetzt erstatten Sie Bericht«, forderte er sie mit strenger Stimme auf.

Er hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht, und sie musste sich bemühen, nicht ins Stottern zu geraten, als sie ihm berichtete, was seit ihrem ersten Kontakt mit Trudy Lombard bis zu diesem Vormittag alles geschehen und herausgefunden worden war.

»Sie denken, sie hat sich die Verletzungen selber zugefügt, um ihren Forderungen Ihnen gegenüber Nachdruck zu verleihen?«

»Die Erkenntnisse des Pathologen sprechen zumindest dafür.«

»Und ihr Partner oder Komplize bringt sie um, entführt die Schwiegertochter, wiederholt ihr gegenüber seine Forderung und droht mit der Veröffentlichung Ihrer versiegelten Akte?«

»Anscheinend weiß der Kommissar nicht, dass Roarke und ich zum Zeitpunkt des Mordes in Ihrer und in Gesellschaft des Polizeichefs von New York gefeiert haben. Es wäre also durchaus möglich, dass er entweder einem von uns oder uns beiden diesen Mord in die Schuhe schieben will.«

»Es war ein wirklich tolles Fest«, stellte der Commander lächelnd fest. »Das Nummernkonto wird gesucht?«

»Captain Feeney ist bereits dabei. Mit Ihrer Erlaubnis würde ich Roarke gern darum bitten, dass er ihm dabei assistiert.«

»Es überrascht mich, dass er das nicht längst schon tut.«

»Ich habe ihn noch nicht auf den neuesten Stand gebracht. Es war nämlich ein ziemlich arbeitsreicher Vormittag.«

»Ich gehe davon aus, dass er noch arbeitsreicher wird.

Es wäre ein Fehler, zu versuchen, Ihre Verbindung zu dem Opfer zu vertuschen. Früher oder später käme es sowieso heraus. Besser, Sie geben es selbst bekannt.

Wenden Sie sich damit am besten an Nadine.«

Eve dachte an ihre Freundin bei den Medien. Sie hatte gehofft, sie hätte noch ein wenig Zeit, aber Whitney hatte recht. Am besten brächte sie es sofort hinter sich. Denn nur so ließ sich vermeiden, dass sie durch die Geschichte doch noch zu Schaden kam. »Ich werde sie sofort anrufen.«

»Rufen Sie auch unseren Pressesprecher an. Und halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Ja, Sir.«

»Dann können Sie jetzt gehen.«

Sie ging zurück zur Tür, blieb dort aber noch einmal stehen und drehte sich zu Whitney um.

»Commander Whitney, ich bitte Sie um Entschuldigung dafür, dass ich nicht sofort zu Ihnen gekommen bin. Das wird nicht noch mal passieren.«

»Nein, das wird es nicht.«

Als sie den Raum verließ, hätte sie nicht sicher sagen können, ob er ihr einen aufmunternden Schlag auf die Schulter oder einen Klaps auf die Finger gegeben hatte.

Vielleicht beides, dachte sie und kehrte zurück an ihren Arbeitsplatz.

Als Eve wieder in ihre Abteilung kam, sprang Peabody hinter ihrem Schreibtisch auf und trottete hinter ihr her in ihr Büro.

»Ich habe die Informationen, um die Sie mich gebeten haben, Lieutenant, und hier ist auch mein Bericht.«

»Gut. Aber ich habe keinen Kaffee.«

»Dieser schreckliche Mangel wird sofort behoben werden, Madam.«

»Wenn Sie mir die Stiefel lecken wollen, sollten Sie die Sache möglichst dezent angehen.«
»Hat meine Zunge etwa so weit aus meinem Mund gehangen? Aber den Rüffel vorhin habe ich verdient. Der Sex war es natürlich mehr als wert, aber trotzdem habe ich den Rüffel ganz bestimmt verdient. McNab und ich haben uns ausgesprochen und wieder versöhnt. Er dachte an ein Ernstes, dass ich ihm den Laufpass geben wollte.

Was für ein Idiot.«

Das sagte sie in einem derart liebevollen Ton, dass Eve den Kopf zwischen die Hände sinken ließ. »Wenn ich Ihnen nicht noch mal in den Hintern treten soll, ersparen Sie mir die Details.«

»Tut mir leid. Kaffee, Madam, genau, wie Sie ihn mögen. Soll ich Ihnen vielleicht auch noch was Süßes aus dem Automaten holen? Ich lade Sie auch gerne dazu ein.«

Eve hob den Kopf und sah Peabody forschend an.

»Der Bürosex muss ja wirklich toll gewesen sein. Nein, nein, ich will es gar nicht wissen. Holen Sie mir einfach irgendwas, und dann rufen Sie Nadine an und sagen ihr, dass ich sie treffen muss.«

»Okay.«

Als Peabody den Raum wieder verließ, rief Eve Roarke auf seinem privaten Handy an und raufte sich die Haare, als er nicht direkt zu erreichen war.

»Tut mir leid, dass ich schon wieder störe. Aber es gibt ein paar Komplikationen. Ruf mich also bitte so schnell wie möglich an«, sprach sie auf seine Mailbox, zuckte mit den Schultern, stieß ein leises Zischen aus und rief den ihr verhassten Pressesprecher an.

Nachdem auch das erledigt war, schob sie Peabodys Disketten in den Schlitz, um die Informationen darauf durchzugehen, einen Moment später kam auch ihre Partnerin zurück.

»Ich habe einen Go Bar für Sie geholt, der hilft Ihnen vielleicht über den größten Kummer hinweg. Nadine habe ich erreicht - sie meint, dass sie auch mit Ihnen über etwas reden muss und Sie deshalb zum Mittagessen treffen will.«

»Zum Essen? Warum kann sie denn nicht einfach hierherkommen?«

»Keine Ahnung, aber sie wirkte furchtbar aufgedreht, Dalas. Sie hat für zwölf einen Tisch im Scentsational bestellt.«

»Wo?«

»Oh, das ist ein heißer Laden. Sie muss wirklich gute Beziehungen haben, wenn sie dort kurzfristig einen Tisch bekommt. Ich habe die Adresse aufgeschrieben. Sie hat mich gebeten, ebenfalls zu kommen, weil -«

»Sicher, kein Problem. Warum eigentlich nicht? Wann sind wir Mädels schließlich schon mal unter uns?«, meinte Eve, zog dabei aber ein Gesicht, als hätte Peabody einen Termin beim Zahnarzt für sie ausgemacht.

Obwohl sich laut Bericht der Spurensicherung jemand am Türschloss und der Alarmanlage des Schlupflochs zu schaffen gemacht hatte, fuhr Eve persönlich hin und suchte den Besitzer auf.

Sein Name war Roy Chancey, und die Tatsache, von jemandem geweckt zu werden, schien ihn mehr zu stören als die Offenbarung, dass in seinem Schuppen eingebrochen worden war.

»Das waren wahrscheinlich irgendwelche Kids. So ist es nämlich meistens.« Er kratzte sich seinen dicken Bauch, riss den Mund zu einem Gähnen auf und blies ihr seinen altes andere als frischen Atem ins Gesicht.

»Das waren keine Kids. Ich würde gerne wissen, wo Sie heute Morgen zwischen sieben und neun gewesen sind.«

»In meinem Bett, wo sonst? Ich mache meinen Laden immer erst um drei Uhr dicht. Bis ich dann wirklich abgeschlossen habe und endlich in der Falle liege, ist es schon fast vier. Ich schlafe immer tagsüber. Da gibt's draußen sowieso nichts anderes als grellen

Sonnenschein und jede Menge Verkehr.«

»Sie wohnen direkt über der Bar?«

»Genau. Im zweiten Stock ist eine Tanzschule und im dritten und vierten sind wieder Wohnungen.«

»Sie leben alleine?«

»Genau. Hören Sie, was hätte ich davon, in meiner eigenen Kneipe einzubrechen?«

»Das ist eine gute Frage. Kennen Sie diese Frau?« Sie zeigte ihm Trudys Bild.

Eins musste sie ihm lassen - er sah es sich gründlich an. Cops und Barkeeper, dachte Eve. Sie hatten einen Blick für Menschen, sie kannten sich mit ihnen aus.

»Nee. War sie es, die bei mir eingebrochen ist?«

»Nein. Sie ist schon seit ein paar Tagen tot.«

»He, he, he.« Endlich blitzte in seinen wässrigen Augen ein bisschen Leben auf. »In meiner Kneipe ist noch nie jemand gestorben. Vielleicht gibt es hin und wieder eine kleine Schlägerei, aber die haben sie bisher noch alle überlebt.«

»Und wie steht es mit dieser Frau? Haben Sie die schon mal gesehen?« Sie hielt ihm Zanas Foto hin.

»Nein. Himmel, ist die etwa auch tot? Worum geht es überhaupt?«

»Wann macht die Tanzschule immer auf?«

»Gegen acht. Aber montags bleibt sie zu. Zum Glück.

Die machen nämlich immer einen Höllenlärm.«

»Er hat nichts damit zu tun«, erklärte Peabody, als sie wieder auf die Straße traten.

»Nein.« Eve sah sich das Gebäude noch einmal von außen an. »Es dürfte nicht weiter schwer gewesen sein, die Tür aufzubrechen. Die Schlösser sind totaler Mist, und die Alarmanlage taugt noch weniger. Selbst wenn man keine große Ahnung von solchen Sachen hätte, käme man hier problemlos rein.«

Dann blickte sie auf die Straße und den Bürgersteig.

»Bei dem Verkehr in der Gegend war es sicher auch nicht sonderlich riskant, sie hier rein zu schleusen. Wenn ein Mann und eine Frau schnellen Schrittes die Straße runterlaufen und die Frau dabei zu Boden blickt, fällt das bestimmt niemandem auf. Hätte sie nur ein bisschen Mumm gehabt, Lärm gemacht, sich irgendwie gewehrt, hätte sie ihn vielleicht abschütteln können.«

»Sie kommt vom Land, und New York ist eine große Stadt, in der erst vor zwei Tagen ihre Schwiegermutter ermordet worden ist«, stellte Peabody schulterzuckend fest. »Es überrascht mich also nicht, dass sie brav getan hat, was der Kerl von ihr verlangt hat, vor allem, weil er ihr ein Messer an den Hals gehalten hat.«

»Trotzdem war die ganze Sache schlampig inszeniert.

Nein, nicht nur schlampig, sondern richtiggehend dumm.

Und vor allem, warum sollte sich der Typ mit lumpigen zwei Millionen zufriedengeben, wenn dort, wo er gräbt, viel mehr zu holen ist? Peanuts.«

»Sie sind wirklich übersättigt.«

»Was?«

»Sie scheinen geldmäßig inzwischen übersatt zu sein, wenn zwei Millionen Peanuts für Sie sind.« Diese Bemerkung saß.

»Das bin ich ganz sicher nicht«, stellte Eve beleidigt fest. »Aber wenn man es zunächst auf zwei Millionen abgesehen hat, und dann kommt es plötzlich zum Blutvergießen, treibt das die Summe doch wohl hoch. Das heißt, beim nächsten Mal verlangt man mehr. Wenn der Kerl trotzdem so bescheiden bleibt, war wohl kaum das Geld der Grund dafür, dass er Trudy aus dem Verkehr gezogen hat.«

»Viel eicht war es ja einfach ein Streit, der ausgeartet ist. Schließlich gibt es unter Dieben keine Ehre, viel eicht hat Trudy versucht, ihren Geliebten oder Komplizen über den Tisch zu ziehen.«
»Habgier ist ein ziemlich beliebtes Motiv.«

Auf dem Weg zum Wagen klingelt ihr Handy, und sie klappte es auf. »Dal as.«

»Komplikationen?«, fragte Roarke.

»Oh ja.« Eiligklärte sie ihn auf und bot ihm freundlich an: »Wenn du Zeit und Lust hast, kannst du Feeney gern als offizieller Berater assistieren.«

»Es gibt da noch ein paar Dinge, die ich vorher erledigen muss, aber ich rufe Feeney an. Sicher finde ich heute Abend zu Hause etwas Zeit. Und zwar in Gesellschaft meiner wunderbaren Frau.« Eve zog automatisch die Schultern hoch, vor allem, als sie Peabody mit den Augen klimpern sah.
»Ich habe heute ziemlich viel zu tun. Jetzt fahre ich erst mal ins Labor, um - Nein, Scheiße, erst habe ich noch ein Treffen, und dann fahre ich ins Labor. Ich muss ein paar Dinge in den Medien lancieren, deshalb treffe ich mich mit Nadine.

Aber ich weiß es zu schätzen, falls du es schaffst, uns behilflich zu sein.«

»Kein Problem. Versuch, trotz deines vollen Terminkalenders irgendwann auch eine Kleinigkeit zu essen, ja?«

»Ich treffe mich mit Nadine in irgendeinem blöden Restaurant.«

»Im Scentsational«, erklärte Peabody und beugte sich weit genug über die Schulter ihrer Partnerin, um Roarkes Gesicht auf dem kleinen Monitor zu sehen.

»Tja, die Welt ist wirklich voller Überraschungen. Erzähl mir bitte hinterher, wie es dir gefallen hat.«

Obwohl Eve es sich hätte denken können, fragte sie:

»Gehört der Laden etwa dir?«

»Es ist immer gut, vielseitig zu sein. Und rein zufällig habe ich dort heute Mittag ebenfalls einen Tisch für ein Geschäftsessen bestellt.

Du

soltest

den

Kapuzinerkresse-Salat probieren. Er ist wirklich gut.«

»Und wovon träumst du nachts? Also, wir sehen uns dann* später.« Damit klappte sie ihr Handy wieder zu und fragte ihre Partnerin: »Das sind doch Blumen, oder nicht?«

»Aber sie sind essbar.«

»In meiner Welt gehören Blumen nur in einer Vase auf den Tisch.«

In Roarkes Welt gab es für Blumen ganz eindeutig nicht nur diesen einen Verwendungszweck. Im Scentsational, in dem man an bunten Tischen, die auf schlanken, hohen Stielen aus dem Boden wuchsen, wie in einem bunten Garten saß, während man Blumengerichte speiste und Blumencocktails schlürfte, duftete es wie auf einer grünen Wiese, und das war, wie Eve annahm, wirklich sensationell.

Der Boden war aus grünem, durchsichtigem Glas, durch das man in den darunter angelegten, eleganten Garten sah. Es gab verschiedene Ebenen, in die man über jeweils drei breite, ebenfalls

gläserne Stufen kam, und eine von einer grünen Laube überdachte Bar, in der man neben ganz normalem Wein mit Blumen oder Kräutern gewürzte Drinks serviert bekam.

Nadine saß an einem Tisch in der Nähe eines kleinen, mit Wasserlilien bepflanzten und von Goldfischen bewohnten Teichs. Sie hatte etwas mit ihrem Haar gemacht, bemerkte Eve, hatte die Wellen irgendwie daraus entfernt, jetzt lag es völlig glatt und seidig glänzend um ihr katzenhaftes Gesicht.

In dem violett-schwarzen Kostüm sah sie noch schärfer und eleganter als gewöhnlich aus. Sie hatte einen Knopf im Ohr, über den sie sich zwischen kleinen Schlucken eines leuchtend pinkfarbenen, schäumenden Getränks mit jemandem unterhielt.

»Ich muss jetzt Schluss machen. Stellen Sie in der nächsten Stunde niemanden zu mir durch. Nein, niemanden.« Damit zog sie den Knopf aus ihrem Ohr, ließ ihn in ihre Tasche fallen und wandte sich den beiden Frauen zu. »Ist das hier nicht einfach der totale Wahnsinn? Ich war ganz wild darauf, den Laden endlich mal mit eigenen Augen zu sehen.«

»Ihre neue Frisur sieht wirklich super aus.« Peabody nahm ihr gegenüber Platz.

»Finden Sie? Es ist das erste Mal, dass ich glatte Haare habe.« Typisch Frau, zupfte sich Nadine die Enden ihres Haars selbstkritisch zurecht. »Ich wollte einfach einmal ausprobieren, ob mir so was steht.«

Wie durch Zauberhand tauchte in diesem Augenblick ein blattgrün gewandeter Kellner neben ihnen auf. »Willkommen im Scentsational, die Damen. Mein Name ist Dean, ich bediene heute an Ihrem Tisch.

Darf ich Ihnen vielleicht einen Cocktail bringen?«

»Nein«, antwortete Eve und sah ihn böse an. »Sie haben doch wohl auch so was wie Pepsi, hoffe ich?«

»Selbstverständlich, Madam. Und für Sie?«

Peabodys Augen blitzten gierig auf. »Ich hätte gern dasselbe wie sie.« Sie zeigte auf Nadines Getränk, fügte dann aber unglücklich hinzu: »Aber bitte ohne Alkohol.«

»Natürlich.«

»Die Party bei Ihnen war einfach fantastisch«, eröffnete die Journalistin das Gespräch, nachdem der Ober wieder verschwunden war. »Ich habe mich immer noch nicht ganz davon erholt. Allerdings hatte ich auf der Feier nicht viel Zeit, um mit Ihnen zu reden, und ich fand den Zeitpunkt und den Ort auch nicht geeignet für die Dinge, über die ich mit Ihnen sprechen will. Deshalb -«

»Einen Augenblick. Ich habe auch etwas, worüber ich mit Ihnen reden muss.«

Nadines Brauen schossen hoch. »Haben Sie etwa einen neuen, heißen Fall? Warum habe ich noch nichts davon gehört?«

»Ich habe eine Frau, der in ihrem Hotelzimmer in der West Side der Schädel eingeschlagen worden ist.«

»Mmmm.« Nadine klappte die Augen zu. »Ja, davon habe ich gehört. Eine Touristin. Soll ein fehlgeschlagener Einbruchversuch sein. Was ist daran so heiß?«

»Ich habe die Leiche gefunden. Ich habe die Frau gekannt. Und es war kein fehlgeschlagener Einbruch.«

»Warten Sie, ich hole nur schnell einen Block und einen Stift aus meiner Tasche.«

»Nein, behalten Sie alles im Kopf. Ich will, zumindest jetzt noch nicht, dass es irgendwelche Notizen dazu gibt.«

»Sie machen es einem immer schwer. Aber okay.«

Nadine lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und winkte mit ihrem Glas. »Also, schießen Sie los.«

Eve klärte sie in groben Zügen auf. »Meine Vorgesetzten sind der Ansicht, dass es im Interesse der Ermittlungen ist, wenn meine, wenn auch nur flüchtige Beziehung zu dem Opfer sofort offen zugegeben wird. Trotzdem wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie kein al zu großes Aufhebens von dieser Pflegschaftsgeschichte machen würden. Das wäre mir wirklich unangenehm.«

»Ich werde das bestimmt nicht tun, aber andere vielleicht schon. Kommen Sie damit zurecht?«

»Ich habe keine andere Wahl. Aufmacher Ihrer Story sollte aber sein, dass eine Frau ermordet worden ist, dass die Polizei ermittelt und dass es Hinweise darauf gibt, dass Opfer und Täter miteinander bekannt waren.«

»Ich werde einfach ein Interview mit Ihnen machen, dann können Sie al es in Ihre eigenen Worte fassen und die Leute, indem Sie sich öffentlich zeigen, gleichzeitig noch mal daran erinnern, wer Sie sind. Der Fal Icove ist noch lange nicht vergessen, Dal as, das können Sie mir glauben. Wenn die Leute Sie sehen und hören, werden sie sich unweigerlich daran erinnern, dass Sie die Polizistin sind, die diese verrückten Ärzte hochgenommen hat.

Wenn ich das zu Beginn und Ende des Berichts extra noch mal erwähne, werden sie sich darauf viel stärker konzentrieren als auf Ihre flüchtige Beziehung zu einem unbekannten Mordopfer.«

»Viel eicht. Viel eicht.« Eve machte eine Pause, als Dean mit den Getränken kam und mit der Aufzählung der Tagesgerichte und Empfehlungen des Küchenchefs begann.

Weil die Beschreibungen unendlich lang und schwär-merisch gehalten waren - al es war irgendwie »mit etwas aufgegossen«, »dezent parfümiert« oder »zart in irgendwas geschwenkt« -, machte sie einfach die Ohren zu und dachte weiter über Nadines Vorschlag nach.

»Geben Sie mir das Gericht mit Nudeln«, meinte sie, als sie mit Bestel en an die Reihe kam, und wandte sich sofort wieder an Nadine: »Wie schnell kriegen Sie das Interview hin?«

»Ich brauche nur eine Kamera, dann können wir sofort nach dem Essen miteinander sprechen, wenn wir die Mahlzeit etwas verkürzen. Auf den Nachtsch muss ich sowieso verzichten«, fügte sie mit einem Stoßseufzer hinzu.

»Okay. Prima. Danke.«

Sie sind ein Garant für hohe Einschaltquoten«, erwiderte Nadine. »Und da wir gerade davon sprechen, meine Einschaltquoten sind im Augenblick einfach sensationel .

Was eines der Themen ist, über die ich mit Ihnen sprechen wil . Ich habe als Erste über den Icove-Fal berichtet - nochmals vielen Dank -, weshalb ich mich vor Angeboten kaum noch retten kann. Es geht um ein Buch, an dem ich mitschreiben sol , um einen Film, und - einen Trommelwirbel, bitte -«, plötzlich strahlte sie wie ein Honigkuchenpferd, »ich kriege eine eigene Sendung!«

»Eine eigene Sendung!« Fast wäre Peabody aufgesprungen und hätte sie umarmt. »Wow! Mega-Wow!

Gratuliere, Nadine. Das ist einfach der Hit.«

»Danke. Ich kriege jede Woche eine ganze Stunde Sendezeit, für die ich die Themen selbst bestimmen kann.

Ich kriege sogar eigenes Personal. Himmel, ich komme einfach nicht darüber hinweg. Eine eigene Sendung und eigenes Personal.« Sie presste sich lachend die Hand in Höhe ihres Herzens auf die Brust. »Ich werde bei meinen alten Themen bleiben, denn damit kenne ich mich aus, und dafür bin ich bekannt. Wir nennen die Sendung Jetzt, denn ich werde jede Woche über die Fäl e berichten, die in dem Moment, in dem wir auf Sendung gehen, von Interesse sind. Und Sie, Dal as, hätte ich gern als ersten Gast.«

»Gratuliere ebenfal s. Wirklich. Aber Sie wissen, wie sehr ich solche Auftritte hasse.«

»Es wird eine tol e Sendung. Sie wird sicher super gut.

Führen Sie uns einfach in die Gedankenwelt der heißesten New Yorker Polizistin ein.«

»Oh, Scheiße.«

»Erklären Sie uns, wie Sie denken, wie Sie arbeiten, wie Ihr Arbeitstag aussieht, welche Schritte und Phasen es bei Ermittlungen in Mordfällen normalerweise gibt. Wir werden uns über den Iove-Fall unterhalten -«

»Ist das Thema nicht allmählich etwas ausgelutscht?«

»Nicht, solange sich die Leute noch dafür interessieren, und das tun sie ganz eindeutig. Ich werde mit einer Schriftstellerin zusammen ein Buch darüber schreiben und auch das Drehbuch zu dem Film. Die müssten Sie bitte auch treffen, damit sie sich ein Bild von Ihnen machen kann.«

Eve hob abwehrend einen Finger in die Luft. »Oh nein, ganz sicher nicht.«

Nadine sah sie mit einem gewieften Lächeln an. »Das Buch und der Film werden auch ohne Ihre Mitwirkung entstehen. Aber es ist Ihnen doch sicher lieber, wenn beides weitgehend den Tatsachen entspricht.«

»Und wer wird das spielen?« Peabody machte sich gierig über das frisch servierte Hühnchen mit Orangenblüten auf ihrem Teller her.

»Das wissen wir noch nicht. So weit sind unsere Überlegungen noch nicht gediehen.«

»Komme ich etwa auch vor?«

»Sicher. Der junge, zuverlässige weibliche Detective, der zusammen mit seiner überaus attraktiven, erfahrenen Partnerin gefährliche Mörder jagt.«

»Nie im Leben«, murmelte Eve, wurde aber von den beiden anderen Frauen einfach ignoriert.

»Das ist übermegacool! Das ist einfach der Hit. Wenn ich das McNab erzähle -«, juchzte ihre Partnerin.

»Freut mich wirklich für Sie, Nadine. Ich gratuliere noch einmal.« Trotzdem schüttelte Eve erneut den Kopf. »Nur ist das einfach nichts, womit ich auch nur ansatzweise etwas zu schaffen haben will. Es hat nichts mit dem zu tun, was ich beruflich mache oder was ich bin.«

»Wäre natürlich super, wenn wir einen Teil von meiner ersten Sendung und einen Teil der Filmaufnahmen bei Ihnen zu Hause drehen könnten«, setzte die Journalistin an.

»Nie im Leben«, antwortete Eve erneut, und Nadine blickte sie grinsend an.

»Das hatte ich mir schon gedacht. Denken Sie einfach drüber nach, okay? Bedrängen werde ich Sie nicht.«

Eve kostete die Nudeln und bedachte die Reporterin mit einem argwöhnischen Blick. »Nein?«

»Nein. Vielleicht werde ich ab und zu eine Bemerkung machen in der Hoffnung, dass Sie es sich noch einmal überlegen, aber bedrängen werde ich Sie nicht. Und zwar aus einem ganz bestimmten Grund«, erklärte sie und fuhr mit ihrer Gabel durch die Luft. »Erinnern Sie sich noch daran, wie Sie mir das Leben gerettet haben? Als dieser Verrückte mich in dem Park in Stücke schneiden wollte?«

»Ich kann mich dunkel entsinnen.«

»Ich weiß es noch ganz genau.« Nadine winkte Dean an ihren Tisch. »Noch eine Runde, bitte«, bat sie den jungen Mann und wandte sich dann wieder an Eve.

»Deshalb werde ich Sie nicht bedrängen«, fuhr sie fort.

»Oder zumindest nicht allzu sehr. Aber wenn Sie Mitte Februar, wenn wir das erste Mal auf Sendung gehen, einen dicken Fall an Land ziehen könnten, wäre das natürlich toll.«

»Mitte Februar soll Mavis' Baby kommen«, warf Peabody ein.

»Gott, das stimmt. Mama Mavis«, ging Nadine lachend auf die Bemerkung ein. »Das kann ich mir immer noch nicht vorstellen. Haben Sie und Roarke schon mit dem Vorbereitungskurs begonnen, das als?«

»Halten Sie die Klappe, oder reden Sie von etwas anderem, ja?«

»Die beiden zieren sich noch ein bisschen«, erklärte Peabody Nadine. »Sie trauen sich einfach nicht.«

»Wir verdrängen es«, verbesserte Eve. »Warum sollen wir etwas tun, was einfach unnatürlich ist?«

»Es ist doch wohl etwas vollkommen Natürliches, wenn ein Kind geboren wird«, widersprach ihr ihre Partnerin.

»Nicht, wenn ich daran beteiligt bin.«

Nach dem Essen fuhr Eve ins Labor, um dem Stur Schädel Berenski Feuer unter dem Hintern zu machen. Weil das natürlich war. Sie fand Dick mit den Spinnenfingern und dem eiförmigen Schädel an seinem Arbeitsplatz, wo er gerade eine Tasse Kaffee an seine schlaffen Lippen hielt.

»Ich brauche Ergebnisse.«

»Warum habt ihr Bullen nur immer einen derartigen Befehlston drauf? Und warum bildet ihr euch immer ein, dass die Sachen, die ihr mir bringt, wichtiger als alles andere sind?«

»Wo sind meine Fasern?«

»In der dafür zuständigen Abteilung«, erklärte er ihr schnaubend, rollte mit seinem Hocker vor einen Monitor und gab ein paar Befehle in den Computer ein. »Ich habe sie Harvo rübergeschickt. Ziehen Sie also los und nerven sie. Ihre Haare hat sie bereits untersucht. Und zwar sowohl die aus den Abflüssen als auch die aus den beiden Zimmern. Die Rohre in dem Dreckloch werden offenbar höchstens alle zehn Jahre mal sauber gemacht. Im Abfluss waren neben dem Blut und den Haaren des Opfers auch noch Haare einer bisher nicht identifizierten Person. In den Abflüssen des anderen Zimmers haben wir keine Blutspuren entdeckt. Die am Tatort eingesammelten Haare gehören dem Opfer, dem Sohn, der Schwiegertochter, einem Zimmermädchen und ein paar Leuten, die vorher in dem Zimmer gewohnt haben, sie stehen alle auf Ihrer Liste, das Blut am Tatort stammt ausschließlich von der toten Frau. Wer hätte das gedacht?«

»Mit anderen Worten, Sie können mir nichts erzählen, was ich nicht schon weiß.«

»Das ist nicht meine Schuld. Ich kann schließlich nur mit den Sachen arbeiten, die Sie mir geben.«

»Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie die Haare und die Fingerabdrücke aus dem Hotel und der Bar verglichen haben.«

»Ja, ja, ja.«

»Der ist heute aber wieder einmal super drauf«, murmelte Peabody, als sie sich mit Eve in das Labyrinth der Glaswände im Labor begab.

Als sie Harvo schließlich fanden, saß die vor ihrem Computer und ging irgendwelche Daten auf dem Bildschirm durch. Ihre leuchtend roten, stacheligen Haare und die kleinen Weihnachtsmänner, die an ihren Ohren baumelten, standen in deutlichem Kontrast zu ihrem bleichen, fast durchsichtigen Teint.

»Hi«, grüßte sie die beiden anderen Frauen, ohne sie anzusehen.

»Ist das meine Faser?«

»Ja. Die Haare wurden bereits untersucht.«

»Das hat mir der Stur Schädel bereits erzählt. Aber weshalb untersuchen Sie die Fasern? Ich dachte, dass Sie die Königin der Haare sind.«

»Die Königin der Haare«, stimmte Harvo ihr fröhlich zu, während sie ihr Kaugummi knallen ließ.

»Und die Göttin der Fasern. Ich bin einfach brilliant.«

»Gut zu wissen. Was haben Sie für mich?«

»Ein weißes Polypropylen-Polyamid-Gemisch mit Spuren von Elastan. Genau dieselbe Faser wie

die, die Morris in den Knochen und der Hirnmasse des unglücklichen Opfers gefunden hat. Sie suchen also nach einem Strumpf, einer Miederhose oder so. Aber ich würde sagen, dass es kein Hüfthalter war - dafür hat die Faser nicht genügend Elastan.«

»Es war bestimmt ein Strumpf.«

»Davon gehe ich ebenfalls aus. Ich habe nämlich die Fasern mit denen einer einzelnen weißen Socke verglichen, die am Tatort lag. Sie stimmen hundertprozentig überein. Das Ding, das die Techniker gefunden haben, war ein nagelneuer, ungetragener, ungewaschener Strumpf. Es haben sogar noch Spuren des Klebers von dem Preisschild dran geklebt, und zwischen den Zehen hing ein winzig kleiner Plastikfaden, wie die, mit denen man zwei Strümpfe zusammenknüpft.«

»Ich hasse diese Plastikteile.«

»Die hasst wahrscheinlich jeder. Man muss die Socken extra auseinanderschneiden, und wer hat schon ein Messer oder eine Schere griffbereit, wenn er seine neuen Strümpfe anziehen will?«

Harvo knallte noch mal mit ihrem Kaugummi und fuhr mit einem Finger, auf dessen leuchtend rot lackiertem Nagel kleine grüne Bäume blitzten, durch die Luft. »Kein Mensch. Also macht man einfach so -« Sie legte ihr linke an die rechte Faust und zog sie ruckartig wieder auseinander.

»Jedes zweite Mal reißt man dabei entweder ein Loch in seine neuen Socken oder läuft am Schluss mit einem kleinen Plastikstück im Strumpf herum, das einem ständig in die Zehen piekt.«

»Was echt beschissen ist.«

»Oh ja.«

»Wie sieht es mit dem Preisschild aus?«

»Heute ist Ihr Glückstag - die Spurensicherung war wirklich gründlich und hat mir auch den Inhalt der Mülleimer mitgebracht. Das Ding lag in dem kleinen Mülleimer im Bad, und ich habe es behalten, weil es zu den Fasern zu passen schien.«

Sie rolle ein Stück zur Seite und hielt Eve eine kleine Plastiktüte mit einem lädierten Preisschild hin.

»Es war zerrissen und zerknüllt, wie man es eben macht, wenn man etwas in den Papierkorb wirft, ein Stück war abgerissen, aber an der Rückseite haben noch ein paar Fasern von dem Strumpf geklebt. Ich habe das Ding also

wieder

entknüllt

und

die

Stückchen

zusammengesetzt, sodass man den Strichcode und die Typenbezeichnung lesen kann.«

Sie klopfte auf den Beutel, in dem das Beweisstück lag.

»Sportsocken, Größe sieben bis neun. Was meiner Meinung nach genauso ätzend wie die blöden Plastikfäden ist. Ich selber habe Größe sieben, wenn ich solche Socken kaufe, sind sie immer zu lang. Warum können sie keine Socken machen, die einem wirklich passen? Schließlich haben wir die dafür erforderliche Technologie.«

»Das ist mir ebenfalls schleierhaft«, stimmte Eve ihr zu. »Wie sieht es mit Fingerabdrücken aus?«

»Sowohl auf dem Preisschild als auch an dem Strumpf sind die Abdrücke des Opfers und einer anderen Person.

Die habe ich schon überprüft.« Sie wandte sich wieder ihrem Bildschirm zu. »Sie gehören einer gewissen Jayne Hitch, Verkäuferin im Blossom in der Siebten. Ich weiß nicht, wie ich bin ich

verrückt, aber ich gehe jede Wette ein, dass das Opfer erst vor Kurzem ein Paar weißer Sportsocken bei der guten Jayne erstanden hat.«

»Sie haben Ihre Sache wirklich gut gemacht, Harvo.«

»Ich bin immer wieder selbst von meinen Fähigkeiten überrascht.«

Es war nicht weiter schwer, Jayne ausfindig zu machen. Sie stand nämlich hinter dem Verkaufstresen des Blossom und gab mit der zielgerichteten Entschlossenheit einer Soldatin in vorderster Front Preise in die Kasse ein.

Die großen, orangefarbenen Rabattschilder, die an sämtlichen Regalen, Tischen und Wänden hingen, hatten Heerscharen von Kunden angelockt, und der grauenhafte Lärm, der in dem Laden herrschte, wurde durch die weihnachtlichen Melodien, die ohne Pause aus den Lautsprechern der Stereoanlage rieselten, noch unnötig verstärkt.

Wenn man unbedingt etwas kaufen musste, konnte man auch einfach online shoppen, dachte Eve. Weshalb so viele Leute sich stattdessen in Geschäften mit jeder Menge anderer Leute drängten, die wahrscheinlich genau dieselben Waren haben wollten und quälend endlose Schlangen an den Kassen bildeten, an denen verbiesterte Verkäuferinnen standen, konnte sie beim besten Willen nicht verstehen.

Als sie etwas in der Richtung sagte, zwitscherte Peabody vergnügt: »Einkaufen macht doch Spaß!«

Was ihren Unmut noch verstärkte, weshalb sie sich ohne jede Gnade, zum Verdruss diverser Kundinnen und Kunden unter Einsatz ihrer Ellbogen gewaltsam direkt vor die Kasse schob.

»He! Ich bin an der Reihe.«

Eve zückte ihre Dienstmarke und zeigte sie der Frau, die unter einem Haufen Kleider fast begraben war. »Das Ding bedeutet, dass ich erst dran bin. Ich muss mit Ihnen reden, Jayne.«

»Was? Warum? Ich habe zu tun.«

»Das habe ich auch. Gibt's hier ein Hinterzimmer oder so?«

»Mann. Sol? Übernimm kurz Kasse zwei. Da hinten.«

Auf Schuhen mit fünf Zentimeter dicken Sohlen trottete sie vor Eve und Peabody einen kurzen Flur hinab. »Worum geht's? Hören Sie, wir haben eine Party gefeiert, weiter nichts. Auf Partys wird es eben manchmal etwas laut. Himmel, schließlich haben wir bald Weihnachten.

Meine Nachbarin von gegenüber ist einfach eine blöde Kuh.«

»Laden Sie sie doch zu Ihrer nächsten Party ein«, schlug Peabody ihr vor.

»Sie kann sich ja wohl kaum beschweren, wenn sie Teil der Horde ist.«

»Eher würde ich Wurmscheiße fressen, als die dumme Nuss zu fragen, ob sie rüberkommen will.«

Jayne ließ sich auf einen Stapel Unterwäsche sinken, der zwischen unzähligen Kisten, Kästen und Kartons in dem kleinen Hinterzimmer lag. »Wenigstens kann ich kurz sitzen. Da draußen herrscht mal wieder das totale Chaos. Weihnachten drehen die Leute einfach durch.

Davon, dass dies das Fest der Liebe ist, merkt man als Verkäuferin ganz sicher nichts.«

»Irgendwann zwischen Donnerstag und Samstag letzter Woche haben Sie einer Frau ein Paar Sportsocken verkauft.«

Jayne bohrte eine Faust in ihr schmerzendes Kreuz.

»Schätzchen, ich habe zwischen Donnerstag und Samstag Hunderte von Sportsocken verkauft.«

»Lieutenant«, korrigierte Eve die Anrede. »Weiße Sportsocken, Größe sieben bis neun.«

Jayne vergrub die Hand in einem der Dutzend Taschen, mit der ihr schwarzes Hemd und ihre schwarze Hose versehen waren, zog ein Bonbon daraus hervor und wickelte es aus. Ihre Fingernägel, merkte Eve, waren lang wie Eispickel und wie Zuckerstangen bemalt.

Ja, an Weihnachten drehten die Leute ganz eindeutig durch.

»Oh, weiße Sportsocken«, wiederholte Jayne ironisch.

»Das hilft mir natürlich weiter.«

»Sehen Sie sich einfach ein Foto an und sagen mir, ob Sie sich an die Frau darauf erinnern.«

»Nach einem Tag wie diesem kann ich mich kaum noch an mein eigenes Gesicht erinnern.«

Jayne schob sich das Bonbon mit der Zunge durch den Mund, sodass es hörbar gegen ihre Zähne schlug, rollte mit den müden Augen, nahm aber das Foto in die Hand.

»Wer hätte das gedacht? An die kann ich mich wirklich noch erinnern. Weil sie eine totale Zicke war. Hören Sie«, erklärte sie und holte hörbar durch die Nase Luft. »Sie kommt einfach in den Laden, schnappt sich ein Paar Socken - ein einziges, jämmerliches Paar -, und dann beschwert sie sich darüber, dass wir nicht genug Verkäuferinnen haben, und verlangt auch noch Rabatt. Dabei ist eindeutig, dass es den Rabatt nur auf Dreier-Pakete gibt.

Das steht auch auf dem Schild. Ein Paar kostet neun Dollar neunundneunzig. Aber man zahlt nur fünfundzwanzigfünfzig, wenn man drei Paar kauft.

Trotzdem macht sie einen Riesenauftand, weil sie ihre Strümpfe für achtundfünfzig haben will.

Meint, sie hätte genau ausgerechnet, was der reduzierte Preis für ein Paar ist, und mehr bezahlt sie nicht. Hinter ihr die Schlange reicht fast schon bis zum nächsten Block, und sie macht mich wegen ein paar Cent derart dämlich an.«

Jetzt griff sie das Bonbon mit den Zähnen an. »Ich bin nicht befugt, einfach den Preis herabzusetzen, aber das sieht sie natürlich nicht ein. Bevor die Leute hinter ihr auch noch einen Aufstand machen, weil es nicht weitergeht, denke ich, ich hole besser den Geschäftsführer nach vorn. Der hat ihr dann den dämlichen Rabatt gegeben, damit sie endlich Ruhe gibt.«

»Wann war sie hier?«

»Mann, das kann ich nicht mehr sagen.« Jayne rieb sich den Nacken. »Ich bin seit Mittwoch hier. Sieben Tage Höle. Ab morgen habe ich zwei Tage frei, haue mich aufs Sofa und stehe frühestens übermorgen wieder auf. Es war nach der Mittagspause, so viel weiß ich noch, weil ich nämlich dachte, wegen dieser blöden Ziege käme mir gleich mein Gyros wieder hoch. Gyros!«

Sie schnipste mit den Fingern, reckte ihren Zeigefinger in die Luft und pickste Eve mit einem der festlich bemalten Eispickel an. »Freitag. Ich und Fawn haben uns am Freitag in der Mittagspause Gyros geholt. Sie hatte das Wochenende frei, ich kann mich noch daran erinnern, wie neidisch ich deswegen auf sie war.«

»War die Frau al ein?«

»Wer hängt schon freiwillig mit einer solchen Zicke rum? Falls jemand mit ihr zusammen war, hat er sich diskret im Hintergrund gehalten. Sie kam nämlich al eine anmarschiert. Als sie endlich wieder abgezogen ist, habe ich ihr noch hinterhergesehen.« Mit einem leichten Lächeln fügte sie hinzu: »Und mir hinter ihrem Rücken an die Stirn getippt. Ein paar der anderen Kunden haben vor Begeisterung geklatscht.«

»Haben

Sie

Überwachungskameras

hier

im

Geschäft?«

»Na klar. Worum geht es überhaupt? Hat jemand sie verhaue oder so? Wenn ja, wäre ich gern dabei gewesen. Ich hätte ihm sogar noch den Mantel gehalten, damit er sich dabei nicht schmutzig macht.«

»Ja, jemand hat sie verhaue. Ich hätte gern Kopien der Disketten vom Freitagnachmittag«

»Wow. Okay. Himmel. Ich bin deshalb doch nicht in Schwierigkeiten, oder?«

»Nein. Aber wir brauchen die Disketten.«

Jayne stand müde wieder auf. »Warten Sie. Ich sage dem Geschäftsführer Bescheid.«

Zurück auf dem Revier, ging Eve noch einmal die Diskette durch. Sie trank Kaffee und sah, wie Trudy in den Laden kam. Rechts unten im Bild war die Uhrzeit abgedruckt. Sechzehn Uhr achtundzwanzig. Trudy hatte also Zeit genug gehabt, um über das Ergebnis des Besuchs bei Roarke zu grübeln, dachte Eve. Zeit genug, um die Sache mit ihrem Partner zu besprechen oder einfach in der Gegend herumzulaufen und ihr weiteres Vorgehen zu planen.

Sie war sauer, merkte Eve, als sie Trudys verkniffene Miene sah. Sie konnte sie beinahe mit den Zähnen knirschen hören. Die Frau kochte regelrecht vor Wut.

Dachte, denen werde ich es zeigen. Sie werden schon sehen, dass ich nicht so einfach abgespeist werden kann.

Sie musste nach den Strümpfen suchen, rempelte dabei andere Kunden mit den Ellenbogen an, klapperte mehrere Tische ab. Bis sie das Gesuchte fand - und dann auch noch zu einem herabgesetzten Preis.

Eve sah, wie Trudy die Zähne bleckte, als sie nach einem Paar Socken griff. Sie blickte auf das Preisschild, runzelte die Stirn, blickte noch mal auf das Schild über dem Tisch und marschierte dann entschlossen auf die Schlange an der Kasse zu.

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß und starrte die Kunden vor ihr in der Schlange böse an.

Sie war ungeduldig. Und sie war al ein.

Eve verfolgte, wie sie mit dem Mädchen an der Kasse stritt. Trudy starrte sie drohend an, stemmte die Fäuste in die Hüften, drehte sich kurz zu der Frau hinter sich um und raunzte sie an. Machte einen Aufstand wegen ein paar Cent.

Erzwang einen Rabatt für die Waffe, der sie wenig später selbst zum Opfer fal en sol te, überlegte Eve.

Sie wartete nicht auf eine Tüte und auch nicht auf den Bon, sondern stopfte die Strümpfe einfach in ihre Tasche und stapfte wieder davon.

Eve lehnte sich zurück und blickte nachdenklich unter die Decke des Büros. Jetzt brauchte Trudy noch die Münzen. Niemand schleppte so viel Kleingeld mit sich herum, dass sich damit eine Socke fü l en ließ.

Und so, wie sie ihre Tasche schwang, schien sie noch ziemlich leicht zu sein.

»Computer, ich brauche eine Liste sämtlicher Banken in der Gegend zwischen Sechster und Zehnter Avenue und Achtunddreißigster und Achtundvierzigster Straße.«

EINEN AUGENBLICK ...

Eve stand auf und sah noch einmal nach, wann Trudy das Geschäft verlassen hatte. Kurz darauf hatten die Banken zugemacht. Sie hätte gerade noch genügend Zeit gehabt, um in eine Bank zu gehen und sich einen Beutel vol er Münzen zu besorgen.

Sie würde morgen überprüfen, ob das geschehen war.

»Ich brauche einen Ausdruck«, wies Eve den Computer an. »Eine Kopie für die Akte und eine Kopie auf meinen Computer zu Hause.«

EINEN AUGENBLICK ...

Sie konnte deutlich sehen, wie es abgelaufen war. Na-türlich müsste sie die Bank noch finden, um ganz sicherzugehen, aber inzwischen war ihr al es klar. Bestimmt war Trudy - immer noch wutschnaubend - in die dem Geschäft am nächsten liegende Bank marschiert. Hatte, wenn sie schlau gewesen war, die Münzen gegen Bargeld eingetauscht. Es wäre dumm gewesen, wenn der

Tausch durch einen Bankauszug hätte belegt werden können, deshalb hatte sie sicher Scheine hervorgekramt. Und den Beutel der Bank auf dem Rückweg zum Hotel entsorgt.

Sie war al ein gewesen, fiel Eve noch einmal ein.

Sie war al ein auf das Revier gekommen, hatte Roarke al ein in seinem Büro besucht. Es hatte auch nicht so ausgesehen, als hätte unten im Foyer jemand auf sie gewartet, als sie wieder heruntergekommen war.

Viel eicht hatte sie telefoniert, nachdem sie das Haus verlassen hatte. Das konnten sie nicht überprüfen, da ihr Handy verschwunden war. Schlau, es vom Tatort mitzunehmen, dachte sie. Sie holte sich noch eine Tasse Kaffee.

Trudy hatte Angst gehabt, als sie von Roarke gekommen war. Hatte ihren Kumpel, ihren Komplizen kontaktiert. Sich bei ihm ausgeheult. Den Plan für ihr weiteres Vorgehen viel eicht mit ihm zusammen ausgeheckt.

Eve trat vor die Pinnwand und betrachtete die Fotos von Trudys Gesicht.

»Was bringt einen dazu, sich selber so was anzutun?«> murmelte sie leise vor sich hin. »Man muss wirklich motiviert und unglaublich wütend sein. Aber wie zum Teufel hätte sie beweisen wol en, dass sie von mir, von Roarke oder von jemandem, den wir angeblich beauftragt haben, derart zusammengeschlagen worden ist?«

Sie war eben doch nicht ganz so schlau gewesen, stel te Eve kopfschüttelnd fest. Vor lauter Zorn und Rachedurst hatte sie offenbar nicht richtig nachgedacht.

Es wäre klug gewesen, einen von ihnen oder gleich sie beide unter irgendeinem Vorwand aus dem Haus an einen Ort zu locken, an dem sie ohne Zeugen gewesen wären. Stattdessen hatte sie anscheinend einfach blind darauf vertraut, dass sie keine Alibis aufweisen könnten.

Was dumm und nachlässig gewesen war.

Eine Erinnerung stieg in ihr auf, wol te gleich wieder verblassen, doch Eve kniff die Augen zu und konzentrierte sich darauf.

Es war dunkel. Sie konnte nicht schlafen. Bekam vor lauter Hunger wieder mal kein Auge zu. Aber die Tür zu ihrem Zimmer war von außen abgesperrt.

Weil es Trudy nicht gefiel, wenn sie durch die Wohnung lief - wenn sie in der Hoffnung, irgendetwas anstel en zu können, wieder einmal durch die Wohnung schlich.

Aber sie hatte sie sowieso bereits bestraft.

Sie hatte sich mit dem Jungen von gegenüber und ein paar von seinen Freunden unterhalten.

Etwas älteren Jungs. Hatte auf einem ihrer Skateboards fahren dürfen.

Aber Trudy mochte den Jungen von gegenüber und auch seine Freunde nicht.

Strolche. Taugenichtse. Vandalen. Und Schlimmeres.

Und du, du bist doch nichts als eine kleine Schlampe.

Gerade mal neun Jahre alt und treibst dich schon mit Jungs herum. Aber das ist für dich ja nichts Neues, stimmt's? Geh sofort in dein Zimmer, das Abendessen kannst du auch vergessen.

Abschaum füttere ich nämlich ganz sicher nicht.

Sie hätte nicht mit dem Jungen reden sol en. Aber er hatte gesagt, er würde ihr zeigen, wie man Skateboard fuhr, und das hatte sie noch nie ausprobiert. Sie konnten sogar Tricks damit vol führen - Loopings, Wheelies und Spins. Sie sah ihnen gerne dabei zu. Der Junge hatte gemerkt, dass sie ihm zugesehen hatte, hatte nett gegrinst und sie zu sich herangewinkt.

Sie hätte nicht zu ihm gehen sol en - jetzt bezahlte sie dafür den Preis. Aber er hatte ihr das bunte Skateboard hingehalten und gesagt, er würde ihr zeigen, wie man damit fuhr.

Als sie auf dem Brett davongeschossen war, hatte er gepfiffen. Seine Freunde hatten gelacht. Er hatte gesagt, sie hätte Mumm.

Es war der bis dahin glücklichste, befreiendste Moment in ihrem Leben gewesen, wurde ihr

bewusst. Sie konnte sich nach all der Zeit immer noch daran erinnern, wie seltsam sich das Lächeln angefühlt hatte, das in diesem Augenblick auf ihr Gesicht getreten war. Es hatte ihre Wangen eigenartig gedehnt, und das Lachen, das in ihrer Kehle aufgestiegen war, hatte ihr ein bisschen in der Brust geschmerzt. Aber es war ein guter Schmerz gewesen, anders als all es, was sie je zuvor empfunden hatte, dachte sie.

Er hatte gesagt, sie dürfte noch mal fahren, denn sie wäre ein Naturtalent.

Aber da war Trudy aus dem Haus gekommen, hatte diesen Dafür-wirst-du-bezahlen-Blick gehabt und sie angeschrien, dass sie von dem verdammten Ding herunter-kommen sollte.

Habe ich dir nicht gesagt, dass du im Garten bleiben solltest? Habe ich das nicht gesagt? Wer kriegt wohl die Schuld daran, wenn du dir deine blöden Gräten brichst?

Hast du darüber schon mal nachgedacht?

Das hatte sie natürlich nicht. Sie hatte nur daran gedacht, wie wunderbar die Fahrt auf dem Skateboard gewesen war.

Trudy hatte auch die Jungen angeschrien und gesagt, sie rief die Polizei. Sie wüsste, worauf sie es abgesehen hätten. Sie wären lauter Taugenichtse und obendrein pervers. Aber sie hatten nur gelacht, obszöne Geräusche gemacht, und der Junge, dessen Skateboard sie hatte benutzen dürfen, hatte Trudy mitten ins Gesicht gesagt, dass sie eine alte Hexe war.

Einen solchen Mut hatte Eve noch nie zuvor bei jemandem erlebt.

Er hatte Eve noch einmal grinsend angesehen, ihr fröhlich zugezwinkert und gezischt, sie könnte jederzeit noch einmal fahren, wenn es ihr gelänge, die alte Hexe abzuschütteln.

Doch sie hatte nie wieder auch nur mit ihm gesprochen. Hatte sich von ihm und seinen Freunden ferngehalten. Und für das kurze Vergnügen mit einem leeren Bauch bezahlt.

Später hatte sie mit knurrendem Magen am Fenster ihres Schlafzimmers gestanden und gesehen, wie Trudy aus dem Haus gegangen war. Hatte beobachtet, wie Trudy ein paar Steine von der Erde aufgehoben und damit die Windschutzscheibe und die Seitenfenster ihres Wagens eingeworfen hatte. Wie sie später noch mit Farbe etwas auf die Kühlerhaube gesprüht hatte, was, weil sie Leuchtfarben verwendet hatte, trotz der Dunkelheit deutlich zu erkennen gewesen war.

»Alte Hexe« hatte plötzlich auf dem Lack geprangt, und Trudy war über die Straße marschiert, hatte die Sprühdose mit einem Lappen abgewischt, in die Büsche vor dem Haus des Jungen geworfen, sich mit einem bösen, zähnebleckenden Lächeln wieder umgedreht und war in ihr eigenes Haus zurückgekehrt.

Vor Dienstende hatte Eve noch eine Sache zu erledigen, und zwar al ein.

Das Hotel, in dem Roarke ein Zimmer für Bobby und Zana besorgt hatte, war deutlich besser als ihre bisherige Unterkunft. Was keine große Überraschung war. Aber auch dieses Haus war eher bescheiden und ohne jeden Schnickschnack eingerichtet. Eben die Art von Haus, für die sich ein Tourist oder ein Geschäftsmann mit bescheidenem Budget entschied.

Die Überwachung war subtil, aber eindeutig vorhanden.

Denn als sie durch das saubere Foyer auf die Fahrstühle zumarschierte, trat ihr jemand höflich in den Weg.

»Verzeihung, Miss. Kann ich Ihnen viel eicht behilflich sein?«

Die Frau hatte ein freundliches Gesicht, ein durchaus nettes Lächeln - und eine leichte Beule dort, wo sie den Stunner unter der Achsel ihrer eleganten Jacke trug.

»Polizei.« Eve hob die rechte Hand, während sie mit ihrer Linken ihre Dienstmarke aus ihrer Jackentasche zog. »Lieutenant Eve Dal as. Meine Leute sind in Zimmer Nummer fünfhundertzwölf. Ich wil nur kurz nach ihnen und dem wachhabenden Beamten sehen.«

»Lieutenant. Ich habe Anweisung, sämtliche Ausweise zu prüfen. Wenn Sie also bitte ...«

»In Ordnung.« Schließlich hatte sie selbst diesen Befehl erteilt. »Prüfen Sie.«

Die Frau zog einen Handscanner hervor, der deutlich besser als die Dinger war, die die Polizei benutzte, drückte einen Knopf, rief Eves Foto auf dem kleinen Bildschirm auf, nickte mit dem Kopf und gab Eve ihre Dienstmarke zurück.

»Danke, Lieutenant. Sol ich den wachhabenden Beamten darüber informieren, dass Sie auf dem Weg nach oben sind?«

»Nein. Ich wil ihn überraschen.«

Zu seinem Glück stand der Beamte vor der Tür. Sie kannten sich vom Sehen, und deshalb nahm er, statt nach ihrer Dienstmarke zu fragen, eilig eine straffe Haltung an. »Lieutenant.«

»Bennington. Wie sieht's aus?«

»Bisher ist al es ruhig. Abgesehen von der Fünfhundertfünf und der Fünfhundertfünfzehn sind al e Zimmer in diesem Stock belegt. Die paar Leute, die ich bisher gesehen habe, hatten al e entweder Einkaufstüten oder Aktentaschen in den Händen, sahen also entweder wie Touristen oder wie Geschäftsleute aus. In der Fünfhundertzwölf hat sich seit meinem Dienstantritt noch nichts gerührt.«

»Machen Sie ruhig zehn Minuten Pause, während ich drinnen bin.«

»Danke, Lieutenant, aber ich werde sowieso in einer halben Stunde abgelöst. So lange halte ich problemlos aus.«

»Gut.« Sie klopfte an und wartete, während von innen jemand durch den Spion nach draußen sah. Dann machte Zana auf.

»Hi. Ich war mir nicht ganz sicher, ob wir Sie heute noch sehen würden. Bobby ist im Schlafzimmer und spricht gerade mit D.K. Wol en Sie, dass ich ihn hole?«

»Das ist nicht nötig.« Eve betrat den kleinen Salon.

Roarke hatte den beiden eine sogenannte »Executive Suite« mit einem gemütlichen Wohnbereich, einer kleinen Küche und einem augenblicklich hinter einer geschlossenen Flügeltür nicht sichtbaren Schlafzimmer zur Verfügung gestel t.

»Wie geht es Ihnen?« Sie sah Zana fragend an.

»Besser, danke. Besser.« Ein rosiger Hauch legte sich über ihre Wangen, und sie fuhr sich nervös durch ihr langes, gewelltes, goldfarbenes Haar. »Mir ist bewusst geworden, dass ich bei unseren bisherigen Begegnungen immer völlig hysterisch war. Aber das bin ich normalerweise nicht. Wirklich.«

»Schließlich hatten Sie auch einen Grund zu Hysterie.«

Eve sah sich in dem Zimmer um. Die Jalousien waren heruntergezogen. Das war gut. Im Fernsehen lief irgendeine mädchenhafte Talkshow. Kein Wunder, dass Bobby die Tür des Schlafzimmers geschlossen hatte, dachte sie.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten? Der Kühlschrank und der AutoChef sind gut gefüllt.« Sie setzte ein schwaches Lächeln auf. »Ich brauche also nicht extra aus dem Haus zu gehen, wenn ich Bagels haben will.

Ich kann Ihnen einen Kaffee holen oder -«

»Nein, schon gut.«

»Das Zimmer hier ist schöner als das andere. Auch wenn die Umstände, durch die wir es bekommen haben, schrecklich sind.«

»Es würde niemandem etwas nützen, wenn Sie es unbequem hätten und sich unwohl fühlen würden.«

»Nein. Nein, ich schätze, nicht.« Sie drehte ihren Ehering an ihrem Finger. Was anscheinend auch eine nervöse Angewohnheit war. An der rechten Hand trug sie einen Ring mit einem kleinen rosa Stein und hatte offenbar dazu gehörende Ohrringe mit gleichen Steinen angelegt. Sie passten farblich genau zu ihrem Lippenstift, bemerkte Eve. Wie - und vor allem, warum - stellen Frauen es nur an, solche Dinge zu registrieren und darüber nachzudenken, überlegte sie.

»Ich bin so froh, dass ich meine Handtasche zurück-bekommen habe. Schließlich hatte ich all meine Sachen darin, Fotos, meinen Ausweis und diesen neuen Lippenstift, den ich gerade erst gekauft habe, und ... Gott.« Sie fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht. »Wollen Sie sich vielleicht setzen?«

»Kurz. Sie kennen Bobby und D.K. schon eine ganze Weile.«

»Seit ich angefangen habe, für sie zu arbeiten. Bobby ist einfach unglaublich süß.« Sie nahm Platz und strich ihre Hosenbeine glatt. »Ich habe mich sofort in ihn verliebt. Wissen Sie, Frauen gegenüber ist er ein bisschen schüchtern. D.K. hat ihn deshalb immer aufgezogen.«

»Bobby hat erwähnt, dass D. K. und Trudy nicht besonders gut miteinander ausgekommen sind.« Oh, tja.« Wieder wurde Zana etwas rot. »D. K. ist ihr möglichst aus dem Weg gegangen. Ich schätze, die beiden waren einfach zu verschieden.

Trudy war immer sehr direkt, und manchmal, nun, waren die Leute deshalb ein bisschen beleidigt.«

»Sie nicht?«

»Sie ist - sie war - die Mutter des Mannes, den ich liebe. Und sie hat ihn all eine großgezogen.« Ihre Augen fingen an zu glänzen. »Das hat sie wirklich gut gemacht. Er ist ein wunderbarer Mann. Es hat mich nicht gestört, wenn sie mir Ratschläge gegeben hat. Schließlich war ich noch nie verheiratet und habe auch noch nie einen richtigen Haushalt geführt. Außerdem wusste Bobby ganz genau, wie er mit ihr umgehen muss.«

»Ach ja?«

»Er hat gesagt, dass ich einfach nicken und dann machen soll, was ich will.« Zana stieß ein leises Lachen aus, warf sich dann aber die Hand vor den Mund. »So hat er es selbst auch meistens gemacht, und zwischen den beiden gab es kaum jemals ein böses Wort.«

»Aber manchmal schon.«

»Ab und zu haben sie miteinander gestritten, aber das ist in Familien ja wohl normal. Eve - ist es in Ordnung, wenn ich Eve zu Ihnen sage?«

»Kein Problem.«

»Glauben Sie, dass wir bald nach Hause fliegen können?« Ihre Lippen zitterten, doch sie presste sie zusammen und fuhr leise fort: »Ich war so aufgeregt, als Bobby von dieser Reise geredet hat. Ich habe mich so darauf gefreut, New York zu sehen, ich habe an kaum noch etwas anderes gedacht. Aber jetzt wil ich nur noch heim.«

»Aufgrund der Ermittlungen wäre es für uns praktischer, wenn Sie und Bobby noch ein bisschen blieben.«

»Das hat er auch gesagt.« Zana stieß einen Seufzer aus.

»Und dass er Weihnachten nicht daheim verbringen wil . Er meint, dass er die Feiertage dort nicht ertragen würde. Das kann ich verstehen. Nur ist es einfach so ...«

In ihren Augen sammelten sich Tränen, doch sie hielt sie tapfer zurück. »Ach, ich bin wahrscheinlich einfach egoistisch.«

»Warum?«

»Dies ist unser erstes Weihnachten als Ehepaar. Und statt zusammen zu feiern, sitzen wir in einem Hotelzimmer herum. Es ist egoistisch, dass ich das so sehe.« Sie schluckte die Tränen herunter und schüttelte den Kopf.

»Ich sol te nicht so denken, nachdem seine Mama ...«

»Das ist doch vol kommen normal.«

Zana blickte schuldbewusst auf die Tür des Schlafzimmers. »Erzählen Sie ihm bitte nicht, dass ich das gesagt habe. Bitte. Er hat schon genug im Kopf.«

Als die Tür geöffnet wurde, sprang sie wieder auf. »Hi, Schätzchen. Sieh nur, wer hier ist.«

»Eve. Danke, dass du vorbeigekommen bist. Ich habe gerade fnit meinem Partner telefoniert.«

Seiner Frau zuliebe setzte er ein Lächeln auf. »Wir haben das Geschäft gemacht.«

Sie klatschte in die Hände und hüpfte auf und ab. »Das große Haus?«

»Das große Haus. D. K. hat den Vertrag und die Anzahlung des Käufers heute Morgen bekommen.«

»Oh, Schätzchen! Das ist ja wunderbar. Gratuliere.«

Eilig lief sie um das Sofa und schlang ihm die Arme um den Hals. »Aber schließlich habt ihr euch auch unheimlich ins Zeug gelegt.«

»Wir haben einen Superdeal gemacht«, erklärte Bobby Eve. »Verdammt, mit dem Kasten hatten wir uns etwas aufgeladen, was so gut wie unverkäuflich war. Wir wol ten schon aufgeben, als es plötzlich letzte Woche doch noch einen Interessenten gab. Mein Partner hat den Vertrag heute Morgen unter Dach und Fach gebracht.«

»In Texas.«

»Ja. Er hat die Leute am Wochenende noch dreimal durch das Haus geführt. Sie wol ten sich einfach nicht festlegen. Heute Morgen wol ten sie sich das Haus ein viertes Mal ansehen, also ist er noch mal mit ihnen hin-gefahren, und da haben sie endlich Ja gesagt. Wie gesagt, es ist ein Superdeal.«

Durch den sein Partner aus dem Schneider war, wenn er nicht einen Weg gefunden hatte, um an zwei Orten gleichzeitig zu sein, erkannte Eve. »Gratuliere.«

»Mama wäre vor Freude außer sich gewesen.«

»Schätzchen.« Zana nahm seine Arme. »Sei nicht traurig. Sie hätte nicht gewol t, dass du traurig bist. Sie wäre furchtbar stolz auf dich. Deshalb sol ten wir den Deal auch feiern. Das meine ich

ernst.« Sie schüttelte ihn sanft. »Ich bestelle eine Flasche Sekt, und du entspannst dich etwas und bist stolz auf dich. Trinken Sie ein Gläschen mit, Eve?«

»Danke, aber ich muss langsam wieder los.«

»Ich dachte, du hättest vielleicht irgendwelche Neuigkeiten. Von meiner Mutter, meine ich.«

»Die Ermittlungen kommen voran. Das ist alles, was ich dir augenblicklich sagen kann. Ich komme morgen wieder vorbei. Falls sich vorher etwas ergibt, gebe ich dir Bescheid.«

»Okay. Danke. Ich bin froh, dass du dich dieser Sache angenommen hast. Irgendwie macht es das für mich ein bisschen leichter.«

Sie konnte nach Hause fahren, dachte Eve und zwängte ihren Wagen in eine kleine Lücke im Verkehr.

Das konnte Bobby augenblicklich nicht. Sie konnte nach Hause fahren, wo alles normal war, zumindest für sie selbst normal.

Während sich die Schlange langsam weiterschob, studierte sie die leuchtende, bewegliche Reklametafel, die für besondere Rabatte auf Urlaubsreisen nach Aruba warb.

Alle wollten immer woanders sein, überlegte sie. Leute aus Texas und sonst wo strömten nach New York, und die New Yorker selbst krochen über die Autobahn in Richtung Hamptons oder stiegen in ein Shuttle, das sie auf irgendeine südliche Insel trug.

Und wohin begaben sich die Leute von der Insel?

Wahrscheinlich in irgendeine laute, übervolle Stadt.

Warum konnte nicht einfach jeder bleiben, wo er war?

Weil das niemand tat, waren die Straßen, Gehwege und selbst der Luftraum überfüllt. Trotzdem gab es keinen Ort, an dem sie augenblicklich lieber wäre.

Schließlich fuhr sie durch das Tor des Grundstücks auf die Lichter ihres Hauses zu.

Hinter allen Fenstern brannten helle Lampen, und mit allen den Kerzen und den festlich geschmückten Bäumen, die man durch die Scheiben sah, kam ihr das Haus wie ein Gemälde vor. Seine elegante Form hob sich im Licht des aufgehenden Mondes deutlich vom dunklen Abendhimmel ab.

Sie konnte nach Hause fahren.

Warum also war sie trotzdem deprimiert? Das Gefühl trübte ihre Gedanken, und sie hatte einen Kloß im Magen, als sie ihren Wagen parkte, müde ausstieg und in Richtung Haustür ging. Sie wollte sich hinlegen, und zwar nicht, weil sie müde war, sondern weil sich dann vielleicht wenigstens für fünf Minuten ihr Hirn ausschalten ließ.

Wie immer stand Roarkes Butler wie ein säuerliches Skelett in dem festlich geschmückten Foyer.

»Roarke ist in seinem Arbeitszimmer und erledigt wieder einmal irgendwas für Sie.«

Durch seinen missbilligenden Ton wurde ihre gedrückte Stimmung noch verstärkt. »Es hat ihm niemand eine Waffe an den Kopf gehalten, damit er mir behilflich ist«, schnauzte sie ihn an.

»Aber ich träume jede Nacht davon, das endlich einmal zu tun.«

Ohne sich auch nur die Mühe zu machen, ihren Mantel auszuziehen, stürmte sie die Treppe in den ersten Stock, hinauf

Obwohl sie wusste, dass es falsch und kleinlich war, ging sie nicht zu Roarke, sondern direkt ins Schlafzimmer und warf sich, immer noch in ihrem Mantel, bäuchlings auf das breite Bett.

Fünf Minuten, dachte sie. Sie hatte ja wohl das verdammte Recht auf fünf Minuten Ruhe. Wenn sie doch nur ihr Hirn ausschalten könnte ...

Ein paar Sekunden später hörte sie das schnelle Trippeln kleiner Füße und spürte, wie das Bett vibrierte, als der dicke Kater schwerfällig neben sie auf die Decke sprang.

Sie drehte ihren Kopf, starrte in seine zweifarbigen Augen. Er starrte zurück.
Dann drehte er sich ein paar Mal gemächlich um sich selbst, rollte sich neben ihrem Kopf zusammen und starrte sie weiter an.
Sie versuchte, ihn dazu zu bringen, dass er als Erster blinzelte, als sie verlor, hatte sie den Eindruck, er sähe sie hämisch grinsend an.
»Wenn du ein Bule wärst, würdest du Verdächtige wie Nüsse knacken«, stellte sie anerkennend fest, streckte einen Arm aus, um ihn hinter dem Ohr zu kraulen, und blickte, während der Kater wie ein frasierter Motor schnurrte, auf die Lichter des Weihnachtsbaums.
Sie hatte es nicht schlecht getroffen. Lag in einem großen Bett, kraulte einen netten Kater und blickte auf einen hübschen Baum. Was war nur mit ihr los?
Sie hörte ihn nur deshalb kommen, weil sie darauf gelauscht hatte, ob er - hoffentlich - kam.

Als er sich auf den Rand des Bettes setzte, wandte sie sich ihm zu und starrte dieses Mal in Augen von einem wilden, lebendigen Blau.
Sie hatte es sogar sehr gut getroffen, dachte sie.
»Ich wäre gleich zu dir gekommen«, murmelte sie. »Ich brauchte nur einen kurzen Augenblick für mich.«
»Kopfweh?«, fragte er.
»Nein. Ich bin nur ... ach, ich weiß nicht.«
Er strich ihr sanft über das Haar. »Traurig?«
»Wäre ich für einen Grund, traurig zu sein? Ich habe dieses Riesenhaus. Ist dir schon aufgefallen, wie es aussieht, wenn hinter allen Fenstern Lichter brennen?«
»Ja.« Er ließ seine Hand in ihren Nacken gleiten, der verspannt war.
»Ich habe diesen fetten Kater, der sich an mich schmiegt. Ich finde, wir sollten ihn Weihnachten quälen und ihn zwingen, eins dieser Geweihe anzuziehen. Du weißt schon, wie von einem der Rentiere, die den Schlitten des Weihnachtsmannes ziehen.«
»Du willst also seine Würde untergraben. Eine ausgezeichnete Idee.«

»Und ich habe dich. Den Zuckerguss auf meinem ganz privaten Kuchen. Ich weiß wirklich nicht, was mit mir los ist.« Sie schmiegte sich enger an ihn. »Ihr Tod berührt mich nicht einmal, was also ist mit mir los?«
»Du bist wieder einmal zu streng mit dir, das ist mit dir los.«
Sie atmete seinen Geruch ein, weil das tröstlich für sie war. »Ich war im Leichenschauhaus und habe sie mir angesehen. Sie war einfach eine tote Frau, sonst nichts. Ich habe gesehen, was sie sich selbst angetan hat, nur um uns zu schaden. Obwohl es mich angewidert hat, hat es mich nicht weiter überrascht. Dann habe ich auf das gesehen, was ihr von jemand anderem angetan worden ist, und ich habe gedacht: Tja, das hattest du verdient.
Obwohl ich so etwas nicht denken soll.«
»Was hast du sonst noch alles getan?«
»Heute? Ich habe Whitney Bericht erstattet, und er hat mir einen kleinen Rüffel erteilt, weil ich nicht gleich zu ihm gegangen bin. Dann habe ich mit Nadine Mittag gegessen, damit sie einen Bericht über die Sache bringt, in dem sie auch meine Beziehung zu dem Opfer erwähnt.

Dann war ich im Labor, und danach habe ich die Spur der Fasern zu einem Geschäft verfolgt, in dem Trudy den Strumpf gekauft hat, den sie als Beutel verwendet hat. Ich habe eine Liste der Banken zwischen dem Geschäft und dem Hotel erstellt. Irgendwo hat sie sich schließlich die Münzen für den Beutel besorgt. Der Sache gehe ich morgen weiter nach. Außerdem war ich noch

in der Bar, in die Zana verschleppt worden ist, habe mich mit dem Besitzer unterhalten und die Überwachungsdisketten durchgesehen. Um ... dann habe ich noch meinen Bericht aktualisiert und nach Bobby und Zana gesehen. Die Security in dem neuen Hotel ist wirklich gut. Die Frau unten in der Lobby ist echt auf Zack.«

»Gut zu wissen.«

»Dann bin ich heimgekommen. Zwischendurch habe ich noch ein paar Kleinigkeiten erledigt, aber die wichtigsten Sachen habe ich dir erzählt.«

»Mit anderen Worten, du hast deinen Job gemacht.

Ungeachtet der Frage, ob dich ihr Tod betroffen macht, hast du die Arbeit erledigt, die dich zu ihrem Mörder führen wird.«

Sie rollte sich wieder auf den Rücken, starrte unter die Decke und stellte sich tonlos fest: »Ich habe einfach keinen Schwung.«

»Was hast du im Scentsational gegessen?«

Sie stieß ein halbes Lachen aus. »Versuchst du etwa, mich von meinem Selbstmitleid abzulenken? Dieses Nu-delgericht mit irgendwelchen Kräutern. Es war wirklich gut. Ich habe zwar keine Ahnung, was Nadine und Peabody gegessen haben, aber sie haben jede Menge typischer Mädchen- Lecker- Lecker- Geräusche dabei gemacht. Der Laden war proppenvoll, ich gehe also davon aus, dass du wieder einmal einen Volltreffer gelandet hast. Auch wenn mich das nicht wirklich überrascht.«

»Wie war der Service?«

»Geradezu gespenstisch. Man brauchte bloß daran zu denken, dass man irgendetwas will, und schon ist der Ober aus dem Nichts vor einem aufgetaucht. Nadine kriegt eine eigene Sendung.«

»Das habe ich gestern schon gehört. Schön für sie.«

»Und sie schreibt mit an einem Buch und einem Drehbuch über den Icove-Fall. Hast du vielleicht etwas damit zu tun?«

»Wenn du mich so fragst...«

»Sie will ein Interview mit mir, das ist für mich okay.

Und sie will hier bei uns drehen, was aber ganz eindeutig nicht in Frage kommt.«

»Da hast du völlig recht.«

Sie wandte sich ihm wieder zu. Wie konnte ein Mann nur Tag für Tag so wunderschön aussehen?

»Ich habe mir schon gedacht, dass du das genauso siehst.«

»Das hier ist unser Zuhause.« Er streichelte ihr sanft die Hand. »Es ist unser Privatbereich.«

»Ich bringe ständig Arbeit mit nach Hause. Gehe von hier aus ständig meiner Arbeit nach.«

»Das tue ich auch.«

»Aber du bringst nicht auch noch Polizisten mit.«

»Das habe ich noch nie getan und werde es auch weiterhin nicht tun. Aber wenn ich ein Problem damit hätte, dass du die Leute mitbringst, würde ich dir das sagen.«

»Ich habe mich heute an etwas erinnert.«

Ah, dachte er. Jetzt kamen sie zur Wurzel des Problems. »Woran?«

»Ich habe an die Art gedacht, in der sie sich verletzt hat, daran, dass sie extra Socken kaufen gegangen ist, um auf ihr eigenes Gesicht und ihren eigenen Körper einzuschlagen.

Daran,

wie

bösartig

und

selbstzerstörerisch sie vorgegangen ist. Und plötzlich fiel mir etwas ein ...«

Sie erzählte ihm, woran sie sich in ihrem Büro erinnert hatte und was ihr später noch zu der Geschichte eingefallen war. Dass es heiß gewesen war und dass sie Gras gerochen hatte. Was für sie, da sie nur selten vor die Tür gekommen war, ein geradezu exotischer Geruch gewesen war.

An den CD-Spieler, den einer von den Jungs gehabt hatte, und an die Musik.

Daran, wie der Streifenwagen an dem Abend beinahe lautlos vorgefahren war. An die Knöpfe an den Uniformen der Beamten, die im Licht des Mondes geglitzert hatten, als die beiden über die Straße gegangen waren. Es war spät gewesen, musste spät gewesen sein, denn nirgends hatte Licht gebrannt. Dann waren die Lichter angegangen, in dem Gebäude auf der anderen Straßenseite, und der Vater von dem Jungen hatte den beiden Polizisten die Haustür aufgemacht. Als Eve plötzlich verstummte, blickte Roarke sie fragend an. »Was ist dann passiert?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich nehme an, der Junge hat ihnen gesagt, dass er nichts verbochen hat. Dass er geschlafen hat. Was sich natürlich nicht beweisen ließ. Ich kann mich noch daran erinnern, dass die Polizisten wieder rausgekommen sind, sich umgesehen und die Spraydose gefunden haben. Ich kann immer noch deutlich vor mir sehen, wie einer von den beiden die Dose eingetütet und den Kopf geschüttelt hat. Dummer Junge, Rotzgör, hat er wahrscheinlich gedacht. Dann ist sie rübergelaufen, hat angefangen rumzu-schreien und auf die Dose, ihr Auto und das Nachbarhaus gezeigt. Ich stand einfach da und habe zugesehen, dann bin ich ins Bett gegangen und habe mir die Decke über den Kopf gezogen.«

Sie klappte die Augen zu. »Als ich in der Schule hörte, wie die anderen darüber sprachen, dass er mit seinen Eltern auf die Wache musste, habe ich einfach die Ohren zugemacht. Ich wollte es nicht hören. Es war einfach zu schlimm. Ein paar Tage später hatte Trudy einen neuen Wagen. Einen todschicken, glänzenden neuen Wagen.

Kurz darauf bin ich davongelaufen. Bin von dort getürmt.

Ich hielt es einfach nicht mehr bei ihr aus. Ich hielt es einfach nicht mehr aus, in ihrem Haus zu leben und täglich auf das Haus auf der anderen Straßenseite zu sehen.«

Jetzt machte sie die Augen wieder auf und starrte auf das dunkle Fenster über ihrem Kopf. »Erst heute ist mir klar geworden, dass ich deswegen davongelaufen bin.

Dass ich nicht damit leben konnte, dass sie so etwas getan hatte und dass ich einfach zugesehen hatte, ohne irgendwas zu tun. Der Junge hatte mir den bis dahin schönsten Augenblick in meinem Leben geschenkt, und als er in Schwierigkeiten war, habe ich es tatenlos mit angesehen. Ich habe niemandem erzählt, was sie getan hatte. Ich habe einfach zugelassen, dass der Junge die Sache ausbaden musste.«

»Du warst damals noch ein Kind.«

»Ist das viel eicht eine Entschuldigung?«

»Oh ja.«

Sie setzte sich auf, wandte sich ihm zu und sah ihn böse an. »Oh nein, das ist es sicher nicht. Sie haben ihn aufs Polizeirevier gezerzt, und auch wenn es abgesehen von der blöden Dose keine Beweise gab, haben sie ihn wahrscheinlich bestraft und seine Eltern für den Schaden bezahlen lassen, den er nicht angerichtet hat.«

»Für so was gibt es Versicherungen.«

»Als ob das etwas daran ändern würde, dass das al es furchtbar ungerecht gewesen ist.«

Jetzt setzte auch er sich auf, legte eine Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen. »Du warst neun Jahre alt und hattest eine Heidenangst. Jetzt blickst du zwanzig Jahre zurück und gibst dir die Schuld an dem, was damals vorgefallen ist. Als ob das irgendetwas ändern würde, Eve.«

»Ich habe nichts getan, um ihm zu helfen.«

»Was hättest du machen sollen? Hättest du vielleicht zur Polizei gehen und erklären sollen, dass du gesehen hat, wie diese Frau - die offiziell vom Jugendamt als Pflegemutter zugelassen war - die Windschutzscheibe ihres eigenen Wagens eingeworfen hat, um dem Kind von gegenüber die Schuld in die Schuhe schieben zu können?

Das hätten sie dir garantiert niemals geglaubt.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum geht es denn wohl sonst? Außerdem hat dieser Junge das Erlebnis sicher überlebt. Schließlich hatte er Eltern, ein Haus, Freunde und genug Charakter, um einem kleinen Mädchen eine Fahrt auf seinem Skateboard anzubieten. Ich nehme also an, dass er relativ problemlos über diese Sache hinweggekommen ist. Und du bringst dein Erwachsenendasein damit zu, dein Leben zu riskieren, um andere Menschen zu beschützen, hör also bitte auf, dir Vorwürfe zu machen, weil du dich damals wie das verängstigte Kind benommen hast, das du schließlich auch warst.«

»Verdammt.«

»Ich meine es ernst. Und zieh endlich deinen Mantel aus. Himmel, bist du nicht schon halb erstickt?«

Es kam nicht gerade häufig vor, dass sie beschämt oder verlegen war. Jetzt aber war sie beides, und so zog sie ihren Mantel aus, ließ ihn auf die Matratze gleiten und erklärte mürrisch: »Ein Mensch hat ja wohl das Recht, mal in seinem eigenen Bett zu liegen und sich in Selbstmitleid zu ergehen.«

»Das hier ist auch mein Bett, und ich bin der Ansicht, dass du dich lange genug in Selbstmitleid ergangen hast.

Also probier doch einfach mal was anderes aus.«

Sie schnappte sich den Kater und setzte ihn sich auf den Schoß. »Nein.«

»Spiel ruhig die beleidigte Leberwurst, das ist auf alle Fälle schon mal besser als das lächerliche Selbstmitleid.«

Er rollte sich vom Bett. »Ich trinke währenddessen ein Glas Wein.«

»Vielleicht hat er von der Sache einen Schaden fürs Leben davongetragen.«

»Bitte.«

Er trat entschlossen vor die Bar, und sie sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an. »Vielleicht ist er kriminell geworden, und das alles nur, weil er damals zu Unrecht beschuldigt worden ist.«

»Das ist natürlich möglich.« Er nahm einen feinen Weißwein aus dem Kühlregal. »Vielleicht hast du ihn ja sogar schon mal eingesperrt. Wäre das nicht wunderbar ironisch?«

Ihre Lippen zuckten, doch sie unterdrückte das aufsteigende Gelächter und blickte ihn weiter böse an. »Oder vielleicht hast du in deiner unrühmlichen Vergangenheit Geschäfte mit ihm gemacht. Denn wahrscheinlich hat er sich inzwischen als Gangsterboss irgendwo in Texas etabliert.«

»Was er nur dir zu verdanken hat.« Er kam zum Bett zurück, drückte ihr ein Weinglas in die Hand und sah sie fragend an. »Fühlst du dich ein bisschen besser?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht. Weißt du, ich hatte diese Sache vollkommen vergessen, so wie man eben altes Zeug vergisst. Als es mir wieder eingefallen ist, hat es fürchterliche Schuldgefühle in mir geweckt. Er war damals vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, und er hat mich auf seinem Skateboard fahren lassen, weil er Mitleid mit mir hatte. Das war ihm deutlich anzusehen. Aber gute Taten bleiben eben nicht ungesühnt«, erklärte sie und prostete Roarke zu.

»Ich kann ihn finden, wenn du willst. Dann kannst du gucken, was aus ihm geworden ist.«

»Vielleicht. Ich werde es mir überlegen.«

»Bis du dich entschieden hast, hätte ich noch eine kleine Bitte.«

»Was?«

»Ich habe keine Bilder von dir aus der Zeit, bevor ich dir begegnet bin.«
Wegen des abrupten Themenwechsels brauchte sie einem Moment, bis sie verstand. »Bilder?«
»Ja, aus der Zeit, als du noch ein junges Mädchen oder eine kleine Polizistin in Uniform warst. Hoffentlich ziehst du das Ding bald wieder an. Ich habe nämlich einfach eine Schwäche für Frauen in Uniform. Ich könnte mir natürlich alte Passfotos von dir besorgen, aber es wäre mir lieber, wenn du etwas fändest, was du mir geben wil st.«
»Ich denke drüber nach. Viel eicht. Wahrscheinlich.
Warum wil st du ein altes Bild von mir?«

»Unsere Leben haben nicht erst angefangen, als wir uns begegnet sind.« Er strich federleicht mit seinen wundervol en Fingern über ihr Gesicht. »Obwohl ich mir gerne einrede, dass die Zeit, seit wir zusammen sind, der beste Teil von unseren Leben ist, hätte ich einfach gerne ein oder Zwei Bilder von dir aus der Zeit davor.«
»Ich wusste gar nicht, dass du eine derart rührselige Ader hast.«
»Ich bekenne mich schuldig. Am schönsten wäre es, wenn du ein Foto von dir finden würdest, auf dem du um die achtzehn und möglichst spärlich bekleidet bist.«
Jetzt konnte sie das Lachen nicht verhindern. »Du bist einfach pervers.«
»Ich bekenne mich nochmals schuldig.«
Sie nahm ihm sein Weinglas aus der Hand, stel te es mit ihrem Glas auf dem Nachttisch ab und schob ihren butterweichen schwarzen Ledermantel achtlos über den Rand des Betts.
»Mir steht der Sinn nach etwas Action.«
»Oh?« Er legte seinen Kopf ein wenig schräg. »Und welcher Art?«

Sie war unglaublich gelenkig und vor al em flink. Mit einer blitzschnel en Bewegung rol te sie ihn über sich, schlang ihm die Beine um die Tail e, vergrub die Hände tief in seinem Haar und zog seinen Mund zu sich herab.
»Dieser Art«, erklärte sie, als sie ihn wieder zu Atem kommen ließ.
»Dann nehme ich mir besser etwas Zeit für dich.«
»Oh ja.« Sie öffnete die Knöpfe seines Hemdes, biss ihn zärtlich in den Kiefer und erklärte knurrend: »Nach Withney bist du heute schon der Zweite, der mir die Le-viten gelesen hat.«
Ihre Hände glitten heiß an ihm herab, und bis sie den Reißverschluss von seiner Jeans erreichten, war er bereits stahlhart. »Ich hoffe, auf die Predigt des Commanders hast du anders reagiert.«
»Er ist durchaus attraktiv, wenn einem der breitschult-rige, gramerfül te Typ gefäl t. Ich stehe mehr auf hübsche Jungs.« Sie knabberte an seinem Ohr und rol te sich mit ihm herum, bis sie auf ihm saß.
Galahad war viel eicht fett, aber er war auch erfahren, und so wich er eilig aus.

»Du bist einfach unglaublich hübsch. Manchmal würde ich dich am liebsten einfach aufschlecken wie eine Portion von meinem Lieblingseis.« Sie öffnete sein Hemd und legte ihm die Hände auf die Brust. »All die straffen Muskeln, al das feste Fleisch. Alles für mich al ein.« Sie glitt mit ihren Zähnen über seinen Torso, spürte, dass er zitterte, und stel te zufrieden fest: »Es ist kein Wunder, wenn einem Mädchen bei dem Anblick das Wasser im Mund zusammenläuft.«
Seine Hände glitten über ihren schlanken Leib und riefen dort dasselbe Zittern wie in seinem eigenen Körper wach. Trotzdem überließ er ihr die Führung und pass- te sich - zumindest für den Augenblick - dem von ihr vorgegebenen Tempo an. Nicht zu wissen, wann genau er die Führung übernahme, trug noch zu ihrer Erregung bei.
Sie riss an ihrem eigenen Hemd, packte seine Hände, führte sie in Richtung ihrer Brust und wiegte sich unter dem Druck der langen, starken Finger hin und her. Dann warf sie ihren Kopf

zurück und schloss die Augen, als er seine Hände abermals an ihr herunter bis zu ihrer Hose wandern ließ.

Wieder beugte sie sich über ihn, stützte sich auf beiden Ellenbogen ab und schwelgte, während ihre Herzen aneinanderschlügen, in einem nur von einer Reihe schnell er, leichter Bisse unterbrochenen langen, feuchten Kuss. Als sie ihm ihre Brust anbot und er begierig daran sog, hielt sie erst den Atem an und stieß ihn dann erschauernd wieder aus.

Sie gehörte ihm so, wie er ihr gehörte, und dieses Wissen trieb sie immer weiter an. Er rollte sich mit ihr herum, drückte ihre Hände links und rechts von ihrem Kopf auf die Matratze und sah sie unter schweren Lidern hervor herausfordernd aus seinen dunklen Augen an.

»Ich wil dich nackt. Lieg still, bis ich dich ausgezogen habe.«

Er strich mit seinen Lippen über ihren Mund bis zu dem kleinen Grübchen in der Mitte ihres Kinns und bahnte sich dann küssend einen Weg über ihren Hals und ihre Brüste bis hinab auf ihren Bauch.

Er schob ihre Jeans an ihr herab, glitt mit seiner Zunge zwischen ihre Beine, zog sich, als sie sich ihm bebend entgegenreckte, mit einem leisen »Pst« zurück, trieb sie dann aber weiter an und schob sich, als sie matt in sich zusammensank, noch ein Stück an ihr herab, um ihr erst die Stiefel und danach die Hose auszuziehen.

Dann bahnte er sich quälend langsam wieder einen Weg an ihr herauf.

»Roarke.«

»All die straffen Muskeln, all das feste Fleisch«, griff er ihre Worte auf. »Alles für mich allein.« Wieder fing ihr Körper an zu kribbeln, wieder baute sich ein solcher Druck in ihrem Innern auf, dass sie blind nach seinen Schultern tastete und ihn erneut auf sich herunterzog.

Dann war er endlich in ihr, stark und tief. Endlich lag sein Mund auf ihren Lippen, endlich waren ihrer beider Hände fest verschränkt. Schmeckend, fühlend, haltend stürmten sie das Paradies. Sie dachte, blind vor Liebe, ja, sie konnte nach Hause kommen, heim zu diesem wunderbaren Mann.

Einen Augenblick lagen sie ermattet da, bis er sich wieder auf den Rücken rollte, ihren Kopf auf seine Schulter zog und ihre Hand auf seine Brust, in der sein Herz noch immer deutlich schnell er als gewöhnlich schlug.

»Ich sollte öfter mit dir schimpfen«, stellte er zufrieden fest.

»Gewöhn es dir besser gar nicht erst an. Viel eicht tört es mich beim nächsten Mal ja ab. Ich war schon den ganzen Tag leicht neben der Spur. Ich habe meinen Job gemacht, so wie du gesagt hast, aber es hat sich irgendwie nicht richtig angefühlt. Fast als sähe ich mir selber bei der Arbeit zu. Passiv oder so. Ich muss meinen Rhythmus wieder finden. Ich muss wieder in Stimmung kommen.«

Er rieb ihr sanft den Bauch. »Ich hatte eben den Eindruck, als ob du durchaus in Stimmung wärst.«

»Sex bringt mich immer in Stimmung. Zumindest Sex mit dir.« Sie richtete sich auf. »Ich muss endlich einen klaren Kopf bekommen und das Ganze noch mal von vorn durchgehen.«

Er streckte eine Hand nach seinem Weinglas aus.

»Dann tu das.«

Sie nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Erst mal werde ich unter die Dusche springen und mich anziehen, dann gehe ich meine Notizen, die Berichte und die Aussagen der Zeugen durch. Danach nehme ich mir etwas Zeit und ordne alles in Gedanken um.«

»Okay. Dann mache wohl auch ich mich besser wieder an die Arbeit und gucke, ob ich dieses

Konto finden kann.«

»Kann ich die Fakten mit dir durchgehen, wenn ich sie neu geordnet habe?«

»Wenn du das nicht tätest, wäre ich enttäuscht. Warum treffen wir uns nicht einfach in einer Stunde wieder, und ich höre mir beim Abendessen an, was du herausgefunden hast?«

»Das wäre tol .« Sie drückte ihm die Hand. »Schließlich sind wir beide auch ein tol es Paar.«

Er küsste ihren Handrücken und sah sie lächelnd an.

»Das sind wir auf jeden Fal .«

Sie ging in ihr Büro und fing noch einmal von vorne an.

Ging Schritt für Schritt die Aufnahmen vom Tatort, ihre eigenen Notizen, den Laborbericht, den Bericht der Spurensicherung und des Pathologen durch.

Sie hörte sich die Aussagen noch einmal an und achtete dabei genauso auf den Ausdruck und den Ton der Leute wie auf ihre Worte selbst.

Dann stellte sie sich vor die Pinnwand und sah sich die Fotos von allen Seiten an.

Als Roarke aus seinem Arbeitszimmer kam, drehte sie sich zu ihm um, er ging mit einem Grinsen und mit einer hochgezogenen Braue auf das Leuchten ihrer Augen ein.

»Lieutenant.«

»Allerdings. Ich habe mich den ganzen Tag wie ein Cop verhalten und die Arbeit eines Cops gemacht, ohne mich wie ein Cop zu fühlen. Aber jetzt bin ich wieder okay.«

»Das hatte ich gehofft.«

»Lass uns etwas essen. Worauf hast du Appetit?«

»Da du gerade in Arbeitslaune bist, schätze ich, dass du am liebsten eine Pizza willst.«

»Da hast du völlig recht. Wenn ich dich nicht schon gevögelt hätte, würde ich es jetzt wahrscheinlich einfach deshalb tun, weil du mich so gut kennst.«

»Schreib mir das Mal einfach zugute, ja?«

Mit Pizza und zwei Gläsern Wein nahmen sie an ihrem Schreibtisch Platz. Selbst hier in ihrem Arbeitszimmer stand ein Weihnachtsbaum. Verglichen mit den anderen Bäumen überall im Haus war er ziemlich klein, aber, Himmel, sie betrachtete ihn wirklich gern, wie er neben dem Fenster stand und sein helles Licht in die Dunkelheit des Gartens warf.

»Irgendwie ergibt das alles keinen Sinn«, begann sie das Gespräch.

»Ah.« Er prostete ihr zu und trank einen Schluck von seinem Wein. »Gut, dass das geklärt ist.«

»Im Ernst. Auf den ersten Blick sieht's aus, als hätten wir ganz einfach eine tote Frau, die durch mehrere Schlä-

ge mit einem stumpfen Gegenstand auf den Hinterkopf getötet worden ist. Die älteren Verletzungen weisen darauf hin, dass sie bereits am Vortag angegriffen und/oder

zusammengeschlagen worden ist. Die Tür war von innen abgesperrt, das Fenster nicht.«

Da sie in der Rechten ein Stück Pizza hielt, wies sie mit der Linken auf die Pinnwand und fuhr fort: »So, wie es aussieht, ist der Eindringling durchs Fenster eingestiegen, hat sie niedergeschlagen und sich auf demselben Weg wieder aus dem Staub gemacht. Da es keine Abwehrverletzungen gibt, muss angenommen werden, dass sie ihren Mörder kannte oder dass sie auf jeden Fall nicht erwartete, dass er ihr gefährlich wird.

Wenn man aber von jemandem verprügelt wird, ist man doch wohl zumindest leicht in Sorge, wenn derselbe Typ am nächsten Tag wieder erscheint.«

»Angeblich hat sie sich die älteren Verletzungen doch selber zugefügt.«

»Ja* aber woher hätten wir das wissen oder auch nur in Erwägung ziehen sollen, als wir die Leiche fanden?

Zumindest die Gesichtverletzung muss dem Mörder aufgefallen sein. Sie war schließlich nicht zu übersehen.

Und er hat dieselbe Waffe verwendet wie sie selbst.

Wenn wir die Sache unter Einbeziehung dieser Dinge noch einmal durchgehen, haben wir es mit einem Mord zu tun, der so aussehen sollte, als hätte derjenige sie umgebracht, von dem sie auch

vorher schon so übel zugerichtet worden ist.«

Sie biss in ihre Pizza und genoss den würzigen Geschmack. »Der Mörder hat also die vorherigen Verletzungen als Tarnung benutzt. Nicht schlecht. Wirklich nicht schlecht. Genauso gut wie der Umstand, dass er ihr Handy mitgenommen hat.«

»Er hat also die Gier und die Gewaltbereitschaft seines Opfers ausgenutzt.«

»Ja. Nur, dass es ein paar Kleinigkeiten gibt, die einfach nicht zu der Geschichte passen, die er uns aufzählt. Wie gesagt, sie weist keine Abwehrverletzungen auf. Es gibt kein Anzeichen dafür, dass sie gefesselt war, als sie geschlagen wurde, und es gibt auch keinen Hinweis darauf, dass sie sich gewehrt hat oder wenigstens versucht hat, sich zu schützen.

Wenn man dazu noch die Winkel nimmt, in denen die Waffe aufgekommen ist, kommt man unweigerlich zu dem Ergebnis, dass sie selber auf sich eingedroschen hat.«

»Und schon sieht alles völlig anders aus.«

»Genau. Dann sind da noch der Tatort selbst, die Position der Leiche und der Todeszeitpunkt.

Wenn jemand Fremdes mitten in der Nacht durchs Fenster gekrabbelt kommt und man noch sein Bett verlassen kann, läuft man doch wohl laut schreiend davon. Sie hat aber nichts Derartiges getan. Weshalb der Mörder eindeutig zur Tür hereingekommen ist. Er muss von ihr hereingelassen worden sein.«

»Ich würde immer noch nicht ausschließen, dass er durchs Fenster kam. Falls sie und ihr Partner wirklich Differenzen hatten, ist er vielleicht lieber durchs Fenster bei ihr eingestiegen, statt das Risiko einzugehen, dass sie ihn einfach vor der Tür stehen lässt.«

»Das Fenster war ganz sicher abgesperrt. Das ist das Problem mit der Erinnerung.« Sie biss abermals in ihre Pizza und spülte den Happen mit einem Schluck Wein herunter. »Das ist das Problem daran, dass die Ermittlungsleiterin das Opfer kannte und dass sie sich gut daran erinnern kann, dass das Opfer immer alle Türen und Fenster abgeschlossen hat. Trudys Evangelium zufolge war die Welt voller Diebe, Betrüger und Vergewaltiger.

Selbst tagsüber, wenn wir zu Hause waren, war immer alles abgesperrt. Sie hätte in einer gefährlichen Großstadt wie New York niemals ein Fenster aufgelassen. Das hätte einfach nicht zu ihr gepasst.«

»Sie hat ihren Mörder also reingelassen«, wiederholte Roarke. »Zu einem nächtlichen Besuch.«

»Ja. Es muss schon ziemlich spät gewesen sein. Sie hat sich nicht mal die Mühe gemacht, einen Bademantel anzuziehen. Es hing einer im Schrank, aber sie hat auf ihn verzichtet und einfach im Nachthemd aufgemacht.«

»Was auf eine gewisse Vertrautheit zwischen ihr und ihrem Mörder schließen lässt. Vielleicht war er ja ihr Geliebter oder so?«

»Vielleicht. Auszuschließen ist das nicht. Sie hat sehr auf ihr Äußeres geachtet. Hat sich das Gesicht und auch den Körper fit halten lassen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es damals einen Mann in ihrem Leben gab«, murmelte Eve, während sie versuchte, in die Vergangenheit zu sehen. »Ich war nur sechs Monate dort, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass jemals ein Mann in ihrem Haus gewesen wäre oder dass sie mit einem Typen ausgegangen ist.«

»Zwanzig Jahre ohne Mann wären eine ziemlich lange Dürrezeit.«

»Es ist nicht auszuschließen, dass sie ein Verhältnis hatte«, fuhr Eve fort. »Aber ich habe mir das Zimmer gründlich angesehen, nirgends gab es irgendwelches Sexspielzeug, Reizwäsche, Kondome oder irgendeinen anderen Schutz gegen Geschlechtskrankheiten. Vielleicht hatte sie ja eine langfristige Beziehung - zwar habe ich bisher noch keinen Hinweis dafür gefunden, aber auszuschließen ist das nicht. Obwohl der Typ bestimmt kein echter Partner für sie war. Gleichberechtigt war diese Beziehung sicher nicht.«

Gleichberechtigt war diese Beziehung sicher nicht.«

»Nein?«

»Sie musste immer die Kontrolle über alles haben. Sie musste diejenige sein, die die

Anweisungen gab. Es hat ihr Spaß gemacht, Menschen herumzukommandieren und zu sehen, wie sie für sie gesprungen sind. Guck dir doch nur die Liste ihrer Arbeitsstellen an. Sie hatte im Verlauf der Jahre jede Menge Jobs, ist aber nirgendwo lange geblieben. Sie hat Befehle nicht angenommen, sondern immer nur gegeben.«

»Weshalb ihr ihrer Meinung nach die Rolle der Pflegemutter wie auf den Leib geschneidert war.« Roarke nickte mit dem Kopf. »Sie war der Boss, sie hatte die Kontrolle, die vollkommene Autorität.«

»So hat sie es bestimmt gesehen«, stimmte Eve ihm zu. »Sie ging auf die sechzig zu, war nie verheiratet und hatte nur einmal eine eingetragene Partnerschaft. Nein, sie war kein Teamspieler, eine Partnerschaft hätte für sie bestimmt nicht funktioniert. Vielleicht hat sie also dieses Individuum über ihr Handy angerufen. Komm rüber, wir müssen miteinander reden. Sie hatte etwas Wein getrunken, ein paar Tabletten eingeworfen. Wahrscheinlich gerade genug, um ein bisschen zu schweben und noch überzeugter als sonst von sich zu sein.«

»Was vielleicht noch ein Grund für ihre mangelnde Vorsicht war.«

Eve nickte zustimmend. »Sie ist entspannt und steht unter dem Einfluss von Medikamenten. Außerdem hat sie die Hoffnung, dass sie dich um zwei Millionen erleichtern kann. Schließlich hat sie sich extra zu dem Zweck selbst das Gesicht zertrümmert. Ja, sie ist vollkommen überzeugt von sich. Aber wie will sie an die zwei Millionen kommen, wenn sie sich in ihrem Hotelzimmer verbarrikadiert?«

»Darüber habe ich schon nachgedacht. Du warst neben der Spur«, erinnerte er sie, als sie die Stirn in Falten legte. »Ich nehme an, sie hat die Verletzungen dokumentiert und mit zitternder, wahrscheinlich tränenerstickter Stimme von dem Überfall erzählt. Einem Überfall, bei dem sie entweder von einem von uns beiden, von uns beiden zusammen oder - wenn sie clever war - von einem unbekannten Angreifer zusammengeschlagen worden und davor gewarnt worden ist, dass es für sie noch schlimmer kommen wird, wenn sie nicht tut, was man ihr sagt.«

Er füllte Eves Weinglas auf. »Sicher hat sie noch hinzugefügt, dass sie diese Aufnahme nur macht, um sich zu schützen, damit ihr nicht noch einmal etwas passiert.

Denn falls ihr etwas passieren würde, würde diese Aufnahme sowohl an die Medien als auch an die Polizei geschickt. Eine Kopie davon hätte sie sicher mir geschickt und darauf vertraut, dass ich verstehe, was sie wirklich damit sagen will. Nämlich, wenn du nicht bezahlst, gehe ich auf jeden Fall an die Öffentlichkeit.«

»Tja, nun.« Sie griff nach dem nächsten Pizzastück.

»Bist du mit deinen Überlegungen vielleicht auch darauf gekommen, wo die Aufnahme geblieben ist?«

»Ohne Zweifel hat ihr Mörder die Diskette eingesteckt.«

»Ja, bestimmt. Aber warum hat Zanas Entführer nicht die Sprache drauf gebracht? Und warum hast du noch keine Kopie?«

»Vielleicht hat der Mörder ja gedacht, dass es nicht nötig ist, darüber zu sprechen. Vielleicht war er dumm genug und hat der normalen Post vertraut.«

»Siehst du.« Sie fuchtelte mit ihrer Pizza durch die Luft und biss einen großen Happen davon ab.

»Dieser Wechsel von Cleverness und Schlampigkeit haut für mich einfach nicht hin. Für mich sieht es so aus, als würde der Eindruck von Schlampigkeit absichtlich geweckt. Das angebliche Verbrechen aus Leidenschaft, bei dessen Vertuschung dem Mörder lauter kleine und auch größere Fehler unterlaufen sind. Vielleicht hat er ja ein paar der Fehler absichtlich gemacht.«

Sie blickte wieder auf die Pinnwand. »Aber vielleicht drehe ich mich auch nur im Kreis.«

»Nein, mach weiter. Mir gefällt die Theorie.«

»Sie war ein schwieriger Mensch. Das hat selbst ihr Sohn gesagt. Und, nein«, fügte sie hinzu, als

sie die Miene ihres Gatten sah. »Ich habe ihn noch nicht von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Aber ich komme gleich drauf zurück, warum er nicht ganz oben auf der Liste steht. Du machst also die Drecksarbeit für eine schwierige Person. Dafür kriegst du einen Anteil am Gewinn, aber ganz sicher nicht die Hälfte. Viel eicht hat sie dir erzählt, sie hätte eine Mil ion verlangt und du bekämost für deine Mühen zehn Prozent. Das ist nicht gerade schlecht für ein bisschen Drecksarbeit. Viel eicht hat sie etwas in der Art behauptet und gibt dir die Aufnahme, damit du sie ihrem Opfer überbringst oder sie ihm schickst.«

»Das hätte durchaus zu ihr gepasst.«

»Ja, denn schließlich hat sie ihren Handlanger ihrer Meinung nach total im Griff. Und vor al em ist der Handlanger ein guter Puffer, fal s die Sache nicht so läuft.

Passt genau zu ihrem Profil.«

»Nur, dass du als Handlanger nicht so gehorsam bist, wie sie es angenommen hat«, führte Roarke ihre Gedanken weiter aus. »Statt die Diskette brav zu übergeben, siehst du sie dir erst mal an. Und kommst auf den Gedanken, dass sie viel mehr wert ist, als du bisher angenommen hast.« Sie hatte ihren Rhythmus wiedergefunden, merkte Eve. Warf sich mit Roarke die Bäl e zu, ging mit ihm zusammen al die Schritte, al die Puzzleteile, al die Möglichkeiten durch.

»Ja, viel eicht gehst du noch einmal zu ihr zurück und erklärst ihr, dass du einen größeren Anteil an der Beute haben wil st. Viel eicht machst du ihr deutlich, dass bei dem Typ, den ihr am Haken habt, viel mehr als eine lächerliche Mil ion zu holen ist.«

»Was sie sicher sauer macht.«

»Ja.« Eve sah ihn lächelnd an. »Aber sie ist entspannt.

Hat etwas getrunken und Medikamente eingeworfen.

Viel eicht verplappert sie sich also und erzählt, dass sie es sowieso auf zwei Mil ionen abgesehen hat. Huch.«

»Oder sie weigert sich rundweg, dein Stück vom Kuchen zu vergrößern.«

»Was dich so oder so erbost. So oder so, bist du in der Nacht zum Sonntag wieder bei ihr im Hotel. Sie dreht dir den Rücken zu. Du hast die Aufnahme, die Waffe, du hast ein Motiv und hast eine Gelegenheit. Also ziehst du sie aus dem Verkehr, steckst ihr Handy, ihre Kopie der Aufnahme, al ihre Disketten sowie al es andere ein, was dich belasten könnte oder was dir viel eicht nützlich ist.

Dann machst du das Fenster auf und türmst.«

»Wodurch du den ganzen Kuchen kriegst.« Roarke blickte auf den Rest der Pizza, der noch zwischen ihnen lag. Sie hatten ziemlich gut gegessen. Arbeit machte eben hungrig, dachte er.

»Und dann geht es weiter.« Eve leckte ihren mit Sauce bekleckerten Daumen ab. »Früh am nächsten Morgen bist du wieder da, um dir Zana zu schnappen, wenn sie ihr Hotelzimmer verlässt. Und - was für ein glücklicher Zufal - sie kommt ganz al ein aus dem Hotel, weil sie ein paar Bagels holen wil .«

»Viel eicht war ja nicht Trudy diejenige, die ein Verhältnis hatte.«

»Das wäre zumindest eine Überlegung wert.« Eve schob die Pizza von sich fort, denn wenn sie noch weiter-

äße, würde ihr wahrscheinlich schlecht. »Also sehen wir uns Bobbys hübsche kleine Frau am besten noch etwas genauer an.«

»Bobby selber nicht?«

»Ich werde auch ihn noch genauer unter die Lupe nehmen, nur ist es einfach so, dass es für gewöhnlich viel hässlicher abläuft, wenn jemand seine eigene Mutter umbringt. Denn schließlich ist dabei normalerweise jede Menge Wut im Spiel.«

Genau wie wenn man seinen eigenen Vater tötete. Sie hatte regelrecht in Blut geschwommen, als sie ihren Vater abgestochen hatte, überlegte sie.

Da die Erinnerung daran jedoch weder erwünscht noch hilfreich war, konzentrierte sie sich weiter auf das Hier und Jetzt. »Dann ist da noch die Frage nach dem möglichen Motiv. Wenn es ihm um das Geld gegangen wäre, weshalb hätte er nicht einfach warten sollen, bis sie es eingestrichen hat? Dann hätte er zu Hause einen Unfall arrangieren können und sowieso alles geerbt. Natürlich hätte er sie auch aus einem Impuls heraus ermorden können, aber ...«

»Es ist einfach so, dass du eine leichte Schwäche für ihn hast«, erklärte Roarke.

»Das ist es nicht.« Zumindest war das nicht der ausschließliche Grund, aus dem sie ihn nicht für den Mörder hielt. »Falls sein Entsetzen, als wir sie gefunden haben, nur gespielt war, verschwendet er als Immobilienmakler eindeutig sein Talent. Und ich war mit ihm zusammen, als Zana ihr kleines Abenteuer hatte. Er müsste also einen Partner haben. Oder er und Zana haben sich das alles gemeinsam ausgedacht. Da keins von beidem ausgeschlossen ist, sehe ich ihn mir auf alle Fälle noch genauer an. Aber ich glaube nicht, dass er dahintersteckt.«

Roarke sah ihr forschend ins Gesicht. »Du glaubst, dass es um etwas völlig anderes geht. Das sehe ich dir an.«

»Sehen wir uns noch einmal das Opfer an. Sie hat gern alles unter Kontrolle, und es macht ihr Spaß, andere zu knechten. Du hast eben festgestellt, dass sie nicht nur des Geldes wegen Pflegekinder angenommen hat. Sie hat sie bei sich aufgenommen, um sie zu beherrschen.

Hat sie schikaniert und ihnen Angst gemacht. Angeblich hat sie über jedes dieser Kinder Buch geführt, und vielleicht hat sie sich ja neben mir auch noch an andere herangemacht.«

»Dann würden wir keinen Partner suchen, sondern einen ihrer Schützlinge.«

»Das ist ein schönes Wort, nicht wahr?« Eve lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und drehte sich nachdenklich hin und her. »Einen Schützling. Dieser Ausdruck hätte ihr bestimmt gefallen. Nach allem, was ich bisher herausgefunden habe, hat sie ausschließlich Mädchen bei sich aufgenommen. Wozu durchaus passen würde, dass sie ihren Gast im Nachthemd empfangen hat. Weshalb hätte sie sich die Mühe machen sollen, sich einen Bademantel anzuziehen, wenn sie eine andere Frau erwartet hat?

Man hat keinen Grund zu Sorge oder Angst, wenn man jemanden erwartet, den man schon als Kind geknechtet und, aus welchem Grund auch immer, selbst nach Jahren noch unter Kontrolle hat.«

»Wenn wir Zana glauben, wurde sie von einem Mann entführt.«

»Dann wären, unserer neuen Theorie zufolge, zwei Täter im Spiel. Oder Trudy hatte einen Partner, der die Sache fortführt. Ich werde mir erst mal genauer ansehen, wer alles als Pflegekind bei ihr gewesen ist.«

»Und ich werde weiter mit meinen Zahlen spielen.«

»Hast du schon irgendwas herausgefunden?«

»Noch nicht, aber es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Feeney hat uns einen Durchsuchungsbefehl besorgt, sodass ich nicht mal mehr auf die Computerüberwachung Rücksicht nehmen muss.«

»Was für dich wahrscheinlich nicht mehr halb so lustig ist.«

»Manchmal muss man sich eben bescheiden.« Er stand entschlossen auf. »Dann fahre ich wohl besser mit der Arbeit fort.«

»Roarke. Das, was ich vorhin darüber gesagt habe, dass ich häufig meine Arbeit und vor allem andere Polizisten mit nach Hause bringe. Ich hätte noch hinzufügen sollen, dass ich dich ständig in diese Arbeit einbeziehe.«

»Genauso häufig habe ich mich einfach ungebeten eingemischt«, räumte er mit einem leichten Lächeln ein.

»Inzwischen habe ich gelernt zu warten, bis du mich darum bittest.«
»Ich erbitte immer al es Mögliche von dir. Ich habe nicht vergessen, dass du deshalb bei meinen beiden letzten großen Fäl en ernsthaft verwundet worden bist.«
»Genau wie du«, erinnerte er sie.
»Das ist Teil meines Vertrags.«

Jetzt lächelte er derart breit, dass ihr Herz bei seinem Anblick einen Salto schlug, trat zu ihr hinter den Schreibtisch, griff nach ihrer Hand und strich mit einem Finger über ihren Ehering.

»Meines Vertrages auch. Und jetzt mach dich wieder an die Arbeit, Lieutenant, ja?«

»Okay, okay. Fangen wir an, unser Gehalt zu verdienen.« Sie sah ihm hinterher, als er zurück in sein eigenes Arbeitszimmer ging, wandte sich ihrem Computer zu, rief die Liste von Trudys Pflegekindern auf und ging deren Lebensläufe durch. Eine saß zum dritten Mal wegen schwerer Körperverletzung im Knast. Sie wäre eine gute Kandidatin, säße sie nicht gerade in Mobile, Alabama, ihre Strafe ab. Um ganz sicherzugehen, rief Eve das Gefängnis an, dort wurde ihr bestätigt, dass die junge Frau sicher in ihrer Zelle saß.

Eine andere hatte sich als Tänzerin in einem il egalen Club in Miami ihren Lebensunterhalt verdient, eines Tages war eine Horde von verrückten Selbstmordattentätern

-«die, wie sich Eve erinnerte, mit ihren eigenen und mit über hundert fremden Leben gegen das, was sie als Ausbeutung von Frauen sahen, protestieren wol ten - in das Lokal gestürmt und hatte es gesprengt.

Die Nächste lebte in Des Moines, war zum ersten Mal verheiratet, arbeitete als Grundschullehrerin und hatte einen Sohn. Ihr Mann war Buchhalter, da sie zusammen nicht gerade schlecht verdienten, hatte Trudy sich vielleicht ja auch an sie herangemacht.

Eve wählte die Nummer in Iowa, eine erschöpft wirkende Frau kam an den Apparat und stöhnte angesichts des Höllenslärms im Hintergrund. »Ich verstehe wirklich nicht, weshalb man Weihnachten die Zeit der Besinnung nennt. Wayne, bitte, mach mal fünf Minuten leise, ja? Entschuldigung.«

»Kein Problem. Carly Tween?«

»Jawohl.«

»Ich bin Lieutenant Dallas von der New Yorker Polizei.«

»New York. Ich muss mich setzen.« Sie stieß einen lauten Seufzer aus und hielt die Kameras des Links zufällig auf ihren kugelrunden Bauch. Wenn sie hochschwanger war, kam auch sie als Täterin kaum in Frage, dachte Eve, fuhr aber trotzdem mit der Unterhaltung fort.

»Worum geht's?«

»Trudy Lombard. Sagt Ihnen der Name was?«

Carlys Miene wurde angespannt. »Ja. Sie war während einiger Monate meine Pflegemutter, als ich noch ein Mädchen war.«

»Wann haben Sie zum letzten Mal Kontakt zu ihr gehabt?«

»Warum? Wayne. Ich meine es ernst. Warum?«, wiederholte sie.

»Ms Lombard wurde ermordet, und ich ermittle in dem Fall.«

»Ermordet? Warten Sie, einen Moment, ich muss in ein anderes Zimmer gehen. Bei al dem Lärm kann ich Sie einfach nicht verstehen.« Stöhnend hievte sich die Frau wieder auf die Füße, schleppte sich durch das Wohn- in das angrenzende kleine Arbeitszimmer und zog die Tür hinter sich zu.

»Sie wurde ermordet? Wie?«

»Mrs Tween, ich wüsste gern, wann Sie das letzte Mal mit ihr gesprochen haben oder anderweitigen Kontakt zu Ms Lombard hatten.«

»Bin ich etwa verdächtig?«

»Zumindest ist es komisch, dass Sie mir keine Antwort auf eine Routinefrage geben.«

»Ich war damals zwölf«, fuhr Carly sie ungehalten an.

»Ich war acht Monate in ihrem Haus. Dann hat meine Tante das Sorgerecht für mich bekommen, und ich bin zu ihr gezogen. Womit der Fal für mich erledigt war.«

»Warum sind Sie dann so wütend?«

»Weil eine New Yorker Polizistin mich zu Hause anruft und mir Fragen im Zusammenhang mit einem Mordfall stellt. Um Gottes willen, ich habe eine Familie, bin im achten Monat schwanger und bin Lehrerin.«

»Sie haben mir meine Frage immer noch nicht beantwortet.«

»Ich habe nichts zu diesem Fall oder zu dieser Frau zu sagen. Nichts. Nicht ohne meinen Anwalt, also lassen Sie mich in Ruhe, ja?«

Der Bildschirm wurde schwarz. »Na, das ist ja wirklich toll gelaufen«, murmelte Eve und ließ Carly Tween, auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, dass sie durch New York gewatschelt war, um Trudy den Schädel einzuschlagen, weiter auf der Liste stehen.

Als sie die nächste Nummer wählte, traf sie auf die von zwei Stimmen besprochene Mailbox und auf zwei so strahlende Gesichter, dass sie wünschte, sie hätte vor dem Anruf ihre Sonnenbrille aufgesetzt.

Hi! Hier spricht Pru!

Und hier spricht Alex!

Wir können gerade nicht ans Telefon, weil wir auf unserer Hochzeitsreise in Aruba sind!

Sie wandten sich einander zu und brachen in wahnsinniges Kichern aus. Wir rufen euch zurück, wenn wir wieder nach Hause kommen. Falls das je passiert.

Anscheinend nutzte jemand die niedrigen Preise auf den Inseln, dachte Eve. Falls Pru und Alex geheiratet hatten, dann vor so kurzer Zeit, dass es noch nicht in ihren offiziellen Lebensläufen stand.

Sie überprüfte die Akten des Standesamts in Novi, Michigan, und tatsächlich hatten Pru und Alex dort eine Heirats Erlaubnis beantragt und sie am letzten Samstag genutzt.

Auf dem Weg in Richtung Sonne, Meer und Sex hatten sie wohl kaum extra einen mörderischen Umweg über New York gemacht.

»Also gut, dann kommt jetzt Maxi Grant aus New Los Angeles. Wollen wir doch mal sehen, was aus dir geworden ist. Eine Anwältin, so, so. Sogar mit einer eigenen Kanzlei. Dir geht es also sicher ziemlich gut. Ich wette, davon hätte Trudy gerne etwas abgehabt.«

Da es in New Los Angeles noch früher war, wählte sie die Nummer der Kanzlei.

Schon nach dem zweiten Klingeln wurde abgehoben, und Eve sah auf dem Bildschirm eine Frau mit jeder Menge roter Locken, dunkelgrünen Augen und einem scharfkantigen Gesicht. »Maxi Grant, was kann ich für Sie tun?«

»Lieutenant Dallas von der New Yorker Polizei.«

»New York? Sie arbeiten aber ganz schön lange, Lieutenant.«

»Sie gehen selbst ans Link, Ms Grant.«

»Leider viel zu oft. Wie kann ich New York behilflich sein?«

»Trudy Lombard.«

Maxi lächelte, wobei ihr Lächeln alles andere als freundlich war. »Sagen Sie mir, dass Sie von der Mordkommission sind und dass das Weib im Leichenschauhaus liegt.«

»Genau das wollte ich Ihnen erzählen.«

»Ohne Scheiß? Tja, dann rufen Sie die Band zusammen und reichen mir die Tuba. Wie ist es passiert?«

»Sie scheinen kein al zu großer Fan von ihr gewesen zu sein.«

»Ich habe sie gehasst. Ich habe jede Faser von dem Weib gehasst. Wenn Sie den Kerl erwischen, der sie aus dem Verkehr gezogen hat, hätte ich gerne seinen Namen, damit ich ihm persönlich gratulieren kann.«

»Warum erzählen Sie mir nicht, wo Sie von letztem Samstag bis Montag gewesen sind?«

»Sicher. Ich war hier. Ich meine, in New L. A. Nicht mal ich verbringe jede Minute in diesem Büro.« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und spitzte nachdenklich die Lippen. »Okay, am Samstagmorgen war ich in St. Agnes.

Ungefähr von acht bis zwölf. Ich trainiere dort die Mädchen-Volleyballmannschaft. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen zur Überprüfung eine Liste mit den Namen geben. Danach habe ich zusammen mit einer Freundin Weihnachtseinkäufe gemacht. Ich habe zu viel ausgegeben, aber schließlich ist Weihnachten auch nur einmal im Jahr. Ich kann Ihnen den Namen meiner Freundin und die Quittungen schicken. Am Samstagabend war ich auf einer Party. Ich bin erst nach zwei heimgekommen, und zwar nicht allein. Ich hatte wirklich guten Sex, und nach einem Frühstück im Bett am Sonntagmorgen war ich erst im Fitnessstudio und habe dann in meiner Wohnung abgehängt. Wofür es keine Zeugen gibt. Sonntagabend bin ich von meinem Computer zu Hause aus noch ein paar Akten durchgegangen. Wie wäre es mit ein paar Einzelheiten? Hat sie sehr gelitten? Bitte erzählen Sie mir, dass sie gelitten hat.«

»Warum erzählen Sie mir nicht, warum Sie das so freuen würde?«

»Sie hat mir das Leben neun Monate lang zur Hölle gemacht. Wenn Sie keine totale Nieten sind - und so sehen Sie nicht aus -, haben Sie meine Akte vor sich liegen, wissen also über mich Bescheid. Als ich acht war, hat mein Alter meine Mutter totgeschlagen und kam dafür in den Knast. Da mich niemand haben wollte, haben sie mich bei dieser sadistischen Hexe untergebracht. Sie hat mich dazu gezwungen, die Fußböden mit einer Zahnbürste zu schrubben und mich jede Nacht in meinem Zimmer eingesperrt. Manchmal hat sie extra noch die Sicherung herausgedreht, damit ich im Dunkeln saß, sie hat mir erzählt, wahrscheinlich hätte meine Mutter verdient, was ihr passiert ist, und ich würde irgendwann so enden wie sie.«

Sie atmete tief ein, griff nach der Flasche Wasser, die auf ihrem Schreibtisch stand, und trank einen großen Schluck. »Ich habe angefangen zu klauen und Geld für meine Flucht zu sparen. Aber sie hat mich erwischt. Dann hat sie den Bullen die blauen Flecken an ihren Armen und Beinen gezeigt und ihnen erzählt, dass sie von mir angegriffen worden ist. Ich habe dieses Weib nie angerührt, aber trotzdem bin ich in den Jugendknast gewandert, und dort habe ich das Prügeln erst gelernt. So was haben Sie bestimmt schon des Öfteren gehört.«

»Hin und wieder.«

»Als ich zehn war, habe ich zum ersten Mal mit Drogen gedealt. Ich war wirklich schlimm«, gab sie mit einem verschämten Lächeln zu. »Bis ich fünfzehn war, war ich mehr im Knast als draußen, dann aber lief ein Deal schief, und der Typ ist mit einem Messer auf mich losgegangen. Das war das Beste, was mir je passiert ist. Da war dieser Priester ... Klingt wie aus dem Video der Woche, aber so war es nun einmal. Er hat sich um mich gekümmert, hat einfach nicht locker gelassen, bis ich sauber geworden bin.«

»Und dann haben Sie Jura studiert.«

»Das passte irgendwie zu mir. Diese sadistische Hexe hatte mich unter der Fuchtel, als ich ein kleines Mädchen und total verängstigt war. Ich hatte mit angesehen, wie meine Mutter starb. Das hat sie benutzt, um mich zu ruinieren, beinahe hätte sie's geschafft. Statt also Blumen zu ihrer Beerdigung zu schicken, Lieutenant, werde ich mir rote Schuhe anziehen und französischen

Champagner trinken, wenn sie endlich unter die Erde kommt.«

»Wann haben Sie sie zum letzten Mal gesehen?«

»Vor vier Jahren.«

»Vor vier Jahren?«

Maxi trank noch einen Schluck von ihrem Wasser und stellte die Flasche wieder ab. »Ich bin Anwältin und gut genug, um zu wissen, dass ich ohne Rechtsbeistand nicht weiter mit Ihnen reden sollte. Aber ich werde es trotzdem tun, denn ich bin einfach verdammt glücklich über ihren Tod. Vor vier Jahren war ich Junior-Partnerin in einer äußerst angesehenen Kanzlei. Ich war mit einem Kerl verlobt, der sich um einen Sitz im Senat beworben hatte, habe mich bei der Arbeit krummgelegt und wirklich gut verdient. Da tauchte sie plötzlich auf. Und zwar an meinem Arbeitsplatz. Sie hat wie ein Honigkuchenpferd gestrahlt und erklärt, dass sie sich freut, weil aus mir etwas geworden ist. Das hat mich total krank gemacht.«

Maxi griff erneut nach ihrer Wasserflasche, hob sie an den Mund und knallte sie wieder auf den Tisch. »Ich hätte sie rauswerfen sollen, aber sie hat mich kalt erwischt.

Dann hat sie mir erzählt, dass sie Kopien meiner Akten hat, in denen alles über die Drogendeals, die Zeiten im Gefängnis, die Diebstähle und Schlägereien steht. Sie meinte, sie könnte sich nicht vorstellen, dass mir etwas daran liegt, dass das alles rauskommt. Denn schließlich hätte ich einen tollen Job bei dieser angesehenen Firma und wäre mit einem Mann verlobt, der nach East Washington will.«

»Sie hat Sie also erpresst.«

»Ich habe mich erpressen lassen. Ich war unglaublich dumm. Ich habe ihr fünfzigtausend bezahlt, drei Monate später war sie wieder da und wollte mehr. So läuft es nun einmal. Ich bin nicht naiv, mir war vollkommen klar, dass sie mich nie in Ruhe lassen würde. Trotzdem habe ich noch mal bezahlt. Obwohl meine Beziehung schon den Bach hinuntergegangen war. Das war meine Schuld.

Ich war derart gestresst und fest entschlossen, zu verhindern, dass er je etwas von der Sache erführe, dass kein Raum mehr für etwas anderes blieb.«

Als sie nach einer kurzen Pause weitersprach, hatte ihre Stimme einen anderen, wehmütigen Klang. »Das tut mir noch heute leid. Aber wie dem auch sei, ich habe sie zwei Jahre lang bezahlt. Insgesamt eine Viertelmillion.

Dann hielt ich es nicht mehr aus und kündigte meinen Job. Als sie sich das nächste Mal bei mir gemeldet hat, habe ich ihr erklärt, sie könnte mit den Akten machen, was sie will. Los, du alte Hexe, tu, was du nicht lassen kannst. Ich habe nichts mehr zu verlieren. Weil bereits alles verloren war«, fügte sie mit rauem Ton hinzu.

»Wie hat sie es aufgenommen?«

»Sie hat vor Wut gekocht. Wenigstens diese Genugtuung wurde mir zuteil. Sie hat geschrien und getobt, als hätte ich ihr glühende Stäbe in die Augen gerammt. Das war wirklich schön. Ich könnte meine Karriere ein für alle Mal vergessen, hat sie mir erklärt. Damit hatte sie natürlich recht. Ich bekäme nie mehr einen Job in einer Kanzlei. Aber das war mir inzwischen vollkommen egal.

Ich blieb eisern, und schließlich gab sie auf. Und jetzt, den Göttern sei Dank, kommt sie auch nie wieder zurück.«

»Sie hätten zur Polizei gehen sollen.«

»Ja, vielleicht. Hätte, könnte, sollte. Ich habe die Sache auch so für mich geklärt. Inzwischen habe ich meine eigene Kanzlei, mit der ich durchaus glücklich bin. Ich habe sie nicht umgebracht, aber ich würde die Person, die es getan hat, sofort umsonst verteidigen. Sie hat mich jeden Abend gezwungen, in kaltem Wasser zu baden.

Meinte, das wäre gut für mich, denn dadurch würde mein heißes Blut ein bisschen abgekühlt.«

Eve erschauerte, denn an die kalten Bäder erinnerte auch sie sich noch genau.

»Ich hätte gern die Namen der Leute, die bezeugen können, dass Sie letztes Wochenende in L. A. gewesen sind, Maxi.«

»Kein Problem. Erzählen Sie mir, wie sie umgekommen ist.«

»Jemand hat ihr mit einem stumpfen Gegenstand den Schädel eingeschlagen.«

»Oh, ich hatte mir etwas Exotischeres erhofft. Aber ich muss mich wohl damit zufriedengeben, dass sie über den Jordan ist.«

Maxi war eiskalt gewesen, dachte Eve nach dem Gespräch. Eiskalt und auf brutale Weise ehrlich. Davor hatte sie Respekt.

Und was noch besser war, sie hatte einen ersten Hinweis darauf, dass sie nicht als Einzige von Trudy angegangen worden war.

Die nächsten beiden Frauen gaben zwar nicht offen zu, erpresst worden zu sein, doch war es ihren Augen deutlich anzusehen. Ihre Alibis sowie die Alibis der beiden Frauen, die sie nicht erreichen konnte, würde sie noch überprüfen, nahm sie sich vor, stand dann aber erst mal auf, um sich einen Kaffee zu holen, und machte dabei einen Umweg über Roarkes Büro.

»Hast du schon irgendwelche Fortschritte gemacht?«

»Ich lande immer wieder in einer Sackgasse.« Er stieß sich erbost von seinem Schreibtisch ab.

»Bist du sicher, dass die Nummern richtig sind?«

»Sie stand unter Schock und hat die Zahlen deswegen viel eicht verdreht. Aber sie hat mir die Nummer zweimal genannt, und zwar beide Male in der Reihenfolge, die du hast. Sie hat auch nicht gezögert oder lange überlegt.«

»Ich finde einfach nichts. Am besten lasse ich die Kiste die Zahlen in verschiedenen Reihenfolgen prüfen. Vielleicht kommt dabei etwas raus. Und wie steht es mit dir?«

»Eine Frau hat mir bestätigt, dass Trudy sie erpresst hat. Eine Anwältin aus Kalifornien. Ich glaube nicht, dass sie Trudy ermordet hat, aber angeblich hat sie über einen Zeitraum von zwei Jahren eine glatte Viertelmillion geblecht, bevor sie Trudy endlich abblitzen lassen hat.

Das ist ziemlich viel aus einer einzigen Quelle, und ich bin mir sicher, dass es auch noch andere Quellen gab.

Genau, wie ich mir sicher bin, dass Trudy ein paar versteckte Konten hatte, von denen keine Steuern abgegangen sind.«

»Das herauszufinden, ist nicht schwer.«

»Ich habe die Nummern von zwei Konten, auf die die Anwältin die Kohle überwiesen hat. Aber das ist ein paar Jahre her, und viel eicht hat Trudy dieses Geld inzwischen woanders hingeschafft.«

»Das ist die beste Möglichkeit, um zu verhindern, dass einem die Steuerfahndung auf die Schliche kommt. Ich fange einfach mit den beiden Konten an und arbeite mich von dort aus weiter vor.«

»Wenn du das tust, und wenn es Überweisungen auf die Konten gegeben hat, müssten wir doch auch die Quellen finden, oder nicht?«

»Das ist das reinste Kinderspiel, und vor allem lenkt es mich ein bisschen von dem Frust hier ab.«

»Willst du einen Kaffee?«

»Wie fürsorglich von dir. Ja, gerne. Vielen Dank.«

»Ich wollte mir sowieso einen Kaffee holen.«

Unter seinem fröhlichen Gelächter ging sie wieder in ihr eigenes Arbeitszimmer und blieb auf

dem Weg zur Küche noch einmal vor der Pinnwand stehen. Wenn Trudy über Jahre derart hohe Summen durch Erpressung eingenommen hatte, wie viel würde Bobby dann wohl erben?

Wahrscheinlich auf jeden Fall genug, um angenehm davon zu leben.

Sie dachte flüchtig an den Jungen, der ihr heimlich ein Sandwich ins Schlafzimmer geschmuggelt hatte, wenn sie hungrig und allein gewesen war. Daran, wie er sie wortlos angelächelt und zur Warnung einen Finger an den Mund gehoben hatte, damit sie ihn nicht verriet.

Dann holte sie den Kaffee und bereitete sich darauf vor, herauszufinden, ob Bobby der Mörder seiner eigenen Mutter war.

Sie stand in einem hell erleuchteten Raum und trank teuren Champagner mit einer Gruppe Frauen. Sie erkannte die Gesichter. Die Anwältin aus Kalifornien trank direkt aus der Flasche und tänzelte auf hochhackigen roten Schuhen gut gelaunt um sie herum. Carly saß auf einem hochlehnigen Stuhl, nippte vorsichtig an ihrem Glas und rieb sich mit der freien Hand den dicken Bauch.

Die anderen - die anderen, die wie sie gewesen waren

- plauderten, wie Frauen es auf Mädchenpartys taten. Sie hatte die Sprache, in der es ausschließlich um Mode, Essen, Aussehen und Männer ging, noch nie wirklich beherrscht, weshalb sie einfach schweigend trank, während alle anderen sich fröhlich unterhielten.

Alle hatten sich extra schick gemacht. Sie trug dasselbe Outfit wie auf ihrer Weihnachtsparty, und obwohl sie wusste, dass es nur ein Traum war, taten ihr die Füße weh.

Ein Teil des Raums war abgetrennt, und dort saßen die Kinder und sahen ihnen beim Feiern zu.

Sie trugen abgelegte Kleider, hatten hungrige Gesichter, hoffnungslose Augen - und waren durch die Glaswand von der Musik, der Helligkeit und dem Gelächter abgetrennt.

Bobby servierte diesen Kindern Sandwiches, und sie stopften sie sich gierig in den Mund.

Sie gehörte nicht wirklich hierher, weil sie nicht wirklich eine von ihnen war. Die anderen sahen sie verstohlen von der Seite an und wisperten einander hinter vorgehaltenen Händen irgendetwas zu.

Trotzdem war sie es, die als Erste zu der Leiche ging, die inmitten der fröhlichen Runde auf dem Boden lag.

Trudy lag in einer Lache leuchtend roten Bluts, und auch ihr Nachthemd wies an ein paar Stellen leuchtend rote Flecken auf.

»Sie ist ziemlich unpassend gekleidet«, stellte Maxi lächelnd fest, bevor sie abermals aus der Champagnerflasche trank.

»Bei allem Geld, das sie uns abgenommen hat, sollte man meinen, dass sie sich ein hübsches Outfit hätte leisten können.

Schließlich ist das hier eine Party, oder etwa nicht?«

»Sie hatte nicht die Absicht, daran teilzunehmen.«

»Sie wissen doch, was man über Pläne sagt.« Sie stieß Eve mit dem Ellenbogen an. »Werden Sie ein bisschen lockerer. Schließlich sind wir alle eine große Familie.«

»Meine Familie ist nicht hier.« Sie blickte durch die Glaswand in die Augen der Kinder. Und war sich gar nicht mehr so sicher, ob nicht vielleicht doch ein Teil ihrer Familie auf der Feier war.

»Ich muss meine Arbeit machen.«

»Halten Sie das, wie Sie wollen. Ich für meinen Teil bringe diese Party erst einmal in Schwung.«

Maxi drehte die leere Flasche um, nahm den Hals in beide Hände und schlug sie Trudy lachend auf den bereits eingeschlagenen Kopf.

Eve machte einen Satz nach vorn und stieß Maxi zurück, doch alle anderen Frauen kamen angeschwärmt, warfen sie um, schoben sie mit den Füßen an die Seite und fielen wie eine Meute wilder Hunde über die Leiche her.

Sie krabbelte in Sicherheit, rappelte sich mühsam wieder auf. Sah, dass die Kinder jubelten. Und dass ein Schatten in Gestalt von ihrem eigenen Vater hinter ihnen stand.

Na, habe ich es nicht gesagt? Habe ich dir nicht gesagt, dass sie dich zu den Spinnen in die Grube werfen würden?

»Nein.« Sie schlug verzweifelt um sich, als jemand sie in die Arme nahm.

»Ganz ruhig«, murmelte Roarke. »Ich bin ja da.«

»Was? Was?« Mit wild klopfendem Herzen schlug sie die Augen auf und sah, dass sie in seinen Armen lag.

»Was ist los?«

»Du bist an deinem Schreibtisch eingeschlafen. Was nicht weiter überraschend ist. Schließlich ist es schon fast zwei. Du hattest einen Albtraum.«

»Es war kein ...« Sie brauchte einen Augenblick, bis sie wieder völlig bei sich war. »Es war kein echter Albtraum.

Es war seltsam. Ein seltsamer Traum. Du kannst mich runterlassen, ich kann durchaus selber laufen.«

»So ist es mir aber lieber.« Er trug sie zum Lift. »Wir sollten längst schon in der Falle liegen, aber ich hatte einfach noch zu tun.«

»Ich bin immer noch nicht richtig wach.« Sie fuhr sich mit beiden Händen durchs Gesicht, doch die Erschöpfung blieb. »Hast du was gefunden?«

»Was für eine Frage. Bisher habe ich drei Konten ausfindig gemacht, aber ich gehe davon aus, dass das noch nicht alle sind. Feeney kann morgen weitermachen.

Ich habe nämlich ein paar andere Dinge, die ich erledigen muss.«

»Was -«

»Warte bis morgen Früh. Auf alle Fälle haben wir es fast geschafft.« Er stieg aus dem Lift, trug sie direkt zum Bett, als er ihr aber die Jeans ausziehen wollte, schlug sie seine Hände fort.

»Das kann ich auch alleine. Wenn du das tust, kommst du vielleicht auf irgendwelche komischen Ideen.«

»Selbst ich komme gelegentlich an meine Grenzen.«

Trotzdem zog er sie, als er zu ihr unter die Decke glitt, eng an seine warme Brust.

Sie öffnete den Mund, um ihm noch ein paar Informationen zu entlocken, klappte jedoch gleichzeitig die Augen zu. Und schlug sie erst am nächsten Morgen wieder auf.

Er saß mit einer Tasse Kaffee auf dem Sofa und sah sich gleichzeitig die Frühenachrichten und die Aktienkurse an. Was ihr wie immer vollkommen schnuppe war.

Knurrend stapfte sie an ihm vorbei ins Bad, als sie wiederkam, lockte der Duft von frisch gebratenem Speck sie zu ihm an den Tisch.

Sie kannte dieses Spiel. Er würde ihr nicht eher etwas erzählen, als bis sie bei ihm saß und aß; um das Verfahren zu beschleunigen, nahm sie ihm gegenüber Platz, trank einen Schluck Kaffee und sah ihn fragend an.

»Und?«

»Ich wünsche dir ebenfalls einen guten Morgen. Das heißt, so gut er werden kann. Sie haben Schneeregen gemeldet, der sich vielleicht im Lauf des späten Vormittags in echten Schneefall verwandeln wird.«

»Der Spaß hört einfach nicht auf. Die Konten, Roarke.«

Er wies mit einem Finger auf den Kater, der sich bäuchlings in Richtung der vollen Teller schob. Als er merkte, dass er aufgefallen war, hielt Galahad in der Bewegung inne und kratzte sich betont gleichgültig am Ohr.

»Die Konten, die dir die Anwältin genannt hat, wurden inzwischen aufgelöst. Und zwar genau zu dem Zeitpunkt, in dem die Zahlungen aus Kalifornien eingestellt worden sind. Aber ich habe noch andere ausländische und extraterrestrische Konten aufgetan. Natürlich lauter Nummernkonten, aber mit etwas Geschick habe ich die Namen der Besitzerinnen trotzdem ausfindig gemacht.

Roberta True und Robin Lombardi.«

»Nicht besonders einfal reich.«

»Ich glaube nicht, dass Einfal reich tum eine ihrer Stärken war. Habgier hingegen schon. Sie hatte fast eine Mil ion auf jedem dieser Konten hinterlegt. Ich habe die Spur des Geldes bis zu den Überweisungen der Anwältin zurückverfolgt. Und bis zu einem Konto auf die Namen Thom und Carly Tween.«

»Ich habe mir bereits gedacht, dass sie auch die beiden ausgenommen hat.«

»Außerdem kam eine hübsche Stange Geld von einer gewissen Marlee Peoples.«

»Peoples - das ist die Kinderärztin aus Chicago, die gestern nicht erreichbar war.«

»Es tauchen noch andere Namen auf. Ich habe eine Liste für dich erstel t. Die ersten Überweisungen, die ich gefunden habe, liegen circa zehn Jahre zurück.«

»Das dürfte in der Zeit gewesen sein, in der sie ihren professionel en Mutterstatus verloren hat. Wenn man ein Kind am Col ege hat, behält man diesen Status, bis es mit dem Col ege fertig oder aber bis es vierundzwanzig ist.«

»Dann hat sie den Einkommensverlust also auf praktische Weise wettgemacht.«

»Aber sie hat sich kein hübsches Outfit für das Fest besorgt.«

»Wie bitte?«

»Ich habe gerade an den blöden oder viel eicht gar nicht mal so blöden Traum von letzter Nacht gedacht.«

Eve schüttelte den Kopf. »Was zum Teufel hat sie mit dem Geld gemacht? Schließlich ist sie hier in New York in einer Bil igbleibe abgestiegen.«

Roarke drückte ihr ein Stückchen Speck von ihrem Tel er in die Hand. »Für manche geht es nur ums Anhäufen von Geld. Nicht um das, was man sich davon kaufen kann.«

Da sie es in der Hand hielt, schob sie sich das Speck-stück in den Mund. »Tja, Morris meint, dass sie sich liften lassen hat, sie hat also einen Teil von ihrer Kohle für ein jugendliches Aussehen bezahlt. Und die Schwiegertochter hat erzählt, dass Trudy ihren guten Schmuck daheimgelassen hat. Es sieht also so aus, als ob sie auch etwas für Klunker ausgegeben hat. Schnickschnack für sich selbst«, überlegte Eve, »und ein gutes Aussehen.

Das passt durchaus zu ihr. Viel eicht hat sie einen Teil des Geldes investiert. Schließlich handelt Bobby mit Immobilien, viel eicht hat sie sich also irgendwo ein nettes Häuschen zugelegt. Etwas fürs Altenteil, wenn sie ihre Schützlinge von damals ausgeblutet hat.«

»Ist es denn von Bedeutung, was sie mit dem Geld gemacht hat?«

»Das kann ich noch nicht sagen. Ich würde einfach gerne wissen, wie reich das Weibsbild war und wer von den Konten wusste und viel eicht sogar Zugriff darauf hatte. Könnte wichtig sein.«

Sie schob sich die nächsten Bissen in den Mund und dachte kurz darüber nach. »Ich habe mir Bobbys und Zanas Finanzen, ihre Krankenakten, ihre Lebensläufe und vor al em ihre Strafregister angesehen. Bisher weist nichts auf sie als Täter hin. Aber wenn einer oder beide wussten, dass die Alte zwei Mil ionen auf diversen Konten hatte, und wenn Sie sich eingebildet haben, dass die Möglichkeit bestand, diese Summe zu verdoppeln, hat sie das viel eicht gereizt.« Sie spielte einen Moment mit der Idee. »Wenn wir die Konten einfrieren und beweisen könnten, dass das Geld auf unredliche Weise dorthin gekommen ist, könnten wir den Kil er dadurch viel eicht dazu bringen, in Trudys Fußstapfen zu treten. Vor al em würden wir ihn furchtbar auf die Palme bringen, am Ende könnte es uns sogar gelingen, das Geld dorthin zurückzuüberweisen, woher es ursprünglich gekommen ist.«

»Und dann wären al e glücklich.«

»In einer perfekten Welt, die unserer Welt nicht mal ansatzweise ähnlich ist. Aber es wäre eine Möglichkeit, die Sache anzugehen. Wenn es um Geld gegangen ist, könnte es die Dinge in Bewegung bringen, wenn man die Konten räumt.«

Da sie zu ihrer eigenen Überraschung al es aufgegessen hatte, stand sie entschlossen wieder auf.

»Ich ziehe mich jetzt an und fahre dann mit meiner Arbeit fort. Viel eicht sol ten wir es so aussehen lassen, als würde die Überwachung von Bobby und Zana gelockert.

Ich brauche einfach einen Köder, und die beiden bieten sich für diese Rol e an.«

Sie trat vor ihren Schrank, erinnerte sich an den pro-phezeiten Schneeregen und Schnee, machte einen Umweg an der Kommode vorbei und zog sich einen dicken Pul over an. »Heute ist der dreiundzwanzigste, oder?«

»Nur noch zwei Einkaufstage bis Weihnachten.«

»So nah vor den Feiertagen sol ten wir die Zügel wirklich etwas lockerer lassen, findest du nicht auch? Die beiden sind zum ersten Mal hier in New York, wenn sie nicht endlich das Hotel verlassen dürfen, fangen sie bestimmt zu jammern an. Also lassen wir sie ziehen. Und sehen, ob uns das weiterbringt.«

Auf dem Revier bestel te sie als Erstes Feeney, Peabody, McNab, Detective Baxter und Officer Trueheart zu einer Besprechung ein.

Sie brachte die Kol egen auf den neuesten Stand und wies ihnen anschließend verschiedene Aufgaben zu.

»Feeney, du folgst weiter der Spur des Geldes. Mir ist klar, dass das im Augenblick nicht vordringlich ist, also investier nur so viel Zeit und Leute, wie du erübrigen kannst.«

»Bei uns ist augenblicklich nicht viel los. In den nächsten ein, zwei Tagen verliere ich die meisten meiner Jungs, darunter auch ihn.« Er wies mit dem Daumen auf McNab.

»Aber das ist kein Grund, sich nicht die Ärsche aufzurei-ßen, bis der Urlaub beginnt.«

»Das ist nett. Außerdem brauche ich zwei Peilsender«, erklärte sie. »Sie sol ten möglichst klein und unauffäl ig sein. Ich werde mir nämlich die richterliche Erlaubnis holen, die beiden Personen, die wir momentan in ihrem Hotelzimmer bewachen, damit zu versehen.«

»Dafür brauchst du eine richterliche Erlaubnis?« Er raufte sich das drahtige, rot-grau melierte Haar. »Glaubst du denn nicht, dass sie damit einverstanden sind, wenn du sie fragst?«

»Ich wil sie nicht fragen, deshalb möchte ich etwas, was ich ihnen unauffäl ig an die Jacken klemmen kann.

Wenn du was in deiner Wundertüte hast, mit dem man sie auch hören kann, wäre das nicht schlecht.«

»Das dürfte schwierig werden.« Er rieb sich nachdenklich das Kinn. »Du bräuchtest entweder einen ausrei-chenden Verdacht gegen einen von den beiden oder ihre Zustimmung, damit du so etwas verwenden kannst.«

Das hatte sie bereits bedacht. »Nach Meinung der Ermittlungsleiterin stehen die betroffenen Personen bereits ziemlich unter Stress. Da die weibliche Person angeblich bereits einmal gekidnappt worden ist, dient ihre Überwachung einzig ihrer Sicherheit.«

»Angeblich?«, wiederholte Peabody.

»Wir haben nur ihre Aussage, sonst nichts. Bisher ist noch nicht klar, ob die beiden wirklich Opfer oder vielleicht eher Verdächtige in diesem Mordfal sind. Die Verwendung der Peilsender ist eine Möglichkeit, herauszufinden, was genau die beiden sind. Ich werde mir die Erlaubnis dafür holen und spanne, wenn nötig, auch Mira dafür ein. Wir werden die beiden verkabeln, dann öffnen wir die Käfigtür und sehen, was passiert.«

Sie wandte sich an Baxter. »Dabei kommen Sie und Ihr Partner ins Spiel. Ich wil , dass Sie die beiden unauffäl ig verfolgen und mir berichten, wo sie hingehen und was für einen Eindruck ihr Verhalten auf Sie macht.«

»Sie schicken uns einen Tag vor Weihnachten noch auf die Straße? Finden Sie das nicht selbst

ein bisschen hart?«

»Deshalb habe ich ja extra Sie für diese Arbeit ausgewählt. Wenn die beiden sich trennen, trennen Sie beide sich auch. Aber Sie bleiben ständig in Kontakt, und zwar nicht nur miteinander, sondern auch mit mir. Obwohl die Sache sicher nicht gefährlich ist, seien Sie auf der Hut. Viel eicht macht sich irgendwer an die beiden heran. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihnen was passiert, beträgt gerade mal zwanzig Prozent. Aber halten Sie die Augen auf, und sorgen Sie dafür, dass sie sich noch weiter reduziert.«

»Lieutenant?« Gewohnheitsmäßig hob Trueheart die Hand. Unter Baxters Führung war er zwar gereift, aber als Eve ihn fragend ansah, stieg ihm wie in seiner Anfangszeit noch immer eine leichte Röte ins Gesicht.

»Sol en wir dazwischengehen, wenn die beiden angesprochen werden?«

»Das beurteilen Sie am besten selbst. Ich wil auf keinen Fal , dass Sie Jagd auf irgendjemand machen, den Sie dann viel eicht verlieren. Gehen Sie also nur dazwischen, wenn Sie nah genug sind, um kein Risiko bei der Verhaftung einzugehen. Wenn das nicht möglich ist, beschatten Sie den Kerl und geben uns die Koordinaten durch. Allem Anschein nach wurde das Opfer nicht wil kürlich ausgewählt. Es besteht also keine Gefahr für die Öffentlichkeit, und ich wil , dass es so bleibt.«

Sie wies auf Trudys Bild, das an der Pinnwand hing.

»Sie ist tot, wir haben es also mit jemandem zu tun, der wil ens und in der Lage ist zu töten, wenn er einen Grund dafür bekommt. Und ich wil , dass jeder hier im Raum Weihnachten zu Hause feiern kann.«

Als die anderen den Raum verließen, hielt sie Peabody zurück. »Ich gehe kurz zu Mira, um sie über mein Vorhaben zu informieren und zu bitten, dass sie mir beim Richter Rückendeckung gibt. Hier ist eine Liste mit den Pflegekindern. Diejenigen, die ich bisher nicht erreichen konnte, habe ich markiert. Rufen Sie noch mal bei ihnen an. Aber kontaktieren Sie als Erste Carly Tween. Mit mir hat sie nicht gesprochen. Sie ist im achten Monat schwanger, verängstigt und gereizt. Versuchen Sie es also auf die sanfte Tour. Es wäre wirklich gut, wenn sie Ihnen sagen würde, wo ihr Mann zum Zeitpunkt des Mordes war.«

»Hat sie viel eicht auch noch einen Vater oder Brüder?«

»Scheiße.« Eve rieb sich den Nacken. »Das weiß ist nicht. Ich wage zu bezweifeln, dass es einen Vater gibt, wenn sie in einer Pflegefamilie war, aber gehen Sie der Sache trotzdem nach.«

»Okay. Viel Glück beim Richter.« Damit wandte sich auch Peabody zum Gehen.

Eve war schockiert und überrascht, als Miras Sekretärin sich ihr nicht wie sonst vor der Tür des Sprechzimmers entgegenwarf. Stattdessen rief sie einfach ihre Chefin an, bekam deren Okay und winkte sie freundlich durch.

»Oh, frohe Weihnachten, Lieutenant, fal s wir uns vorher nicht noch einmal sehen.«

»Ah, danke. Ihnen auch.«

Eve warf einen Blick über die Schulter, denn sie konnte es einfach nicht glauben, als aus dem Mund des alten Drachens ein gesummtes »Jingle Beils« an ihre Ohren drang.

»Sie sol ten Ihre Sekretärin untersuchen«, sagte sie zu Mira und zog die Tür des Sprechzimmers hinter sich zu.

»Sie ist plötzlich richtiggehend nett und summt sogar fröhlich vor sich hin.«

»Das liegt daran, dass bald Weihnachten ist. Ich habe ihr gesagt, dass sie Sie, wenn ich nicht gerade in einer Sitzung bin, jederzeit zu mir vorlassen sol . Es ist mir nämlich wichtig, nicht nur über die Ermittlungen, sondern auch über Ihren emotionalen Zustand auf dem Laufenden zu

sein.«

»Es geht mir gut. Ich bin okay. Ich brauche nur -«

»Setzen Sie sich, Eve.«

Mira trat vor ihren AutoChef, doch obwohl Eve hinter ihrem Rücken mit den Augen rollte, nahm sie in einem der hübschen blauen Schalensessel Platz. »Ich lande mit meinen Ermittlungen immer wieder in irgendwelchen Sackgassen, deshalb gehe ich jetzt in die Offensive. Ich will -«

»Trinken Sie erst mal einen Tee.«

»Ich habe wirklich -«

»Ich weiß, aber tun Sie mir den Gefallen, ja? Ich sehe Ihnen an, dass Sie nicht viel geschlafen haben. Haben Sie wieder Albträume?«

»Nein. Nicht wirklich. Ich habe gestern lange gearbeitet.« Da ihr keine andere Wahl blieb, nahm sie die angebotene Tasse an. »Dabei bin ich kurz eingenickt. Ich habe etwas Seltsames geträumt. Auch wenn es bestimmt nicht weiter wichtig ist.«

»Erzählen Sie mir trotzdem, worum es ging.«

Verdammt, sie war nicht zu einer Sitzung hier. Aber ihr war bewusst, dass ein Streit mit Mira auf deren eigenem Terrain ebenso erfolgversprechend war, wie den Kopf gegen einen Felsen zu schlagen.

Deshalb beschrieb sie schulterzuckend ihren Traum.

»Wie gesagt, es war vor allem seltsam. Ich fühlte mich weder ohnmächtig noch bedroht.«

»Nicht mal, als Sie von den anderen Frauen umgetrampelt worden sind?«

»Nein, das hat mich nur genervt.«

»Sie haben sich selbst als Kind hinter der Glasscheibe gesehen.«

»Ja. Ich habe ein Sandwich gegessen. Ich glaube, mit Schinken und Käse.«

»Und hinter all den Kindern stand Ihr Vater.«

»Er ist immer da. Das lässt sich einfach nicht vermeiden. Hören Sie, ich weiß, was all das zu bedeuten hatte.

Er stand auf der einen Seite, sie auf der anderen, und ich stand in der Mitte. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Ich bin dazwischen eingequetscht, aber das ist kein Problem. Wenigstens hat in dem Traum niemand versucht, mir ans Leder zu gehen.«

»Fühlen Sie sich wirklich derart anders, fühlen Sie wirklich eine solche Distanz zu den anderen Frauen?«

»Ich fühle mich anders als die meisten Frauen, die ich kenne. Ich habe keine Ahnung, weshalb ich überhaupt mit ihnen befreundet bin, obwohl sie mir die meiste Zeit wie eine völlig fremde Spezies vorkommen. Okay, ich konnte durchaus nachempfinden, was Maxi mir erzählt hat. Ich weiß, warum sie so empfunden hat. Jemand, der ihr das Leben schwermacht hat, wurde umgebracht. Trotzdem empfinde ich nicht so wie sie. Mir ist nicht danach, Champagnerkorken knallen zu lassen oder so. Wenn ich jedem den Tod wünschen würde, den ich nicht leiden kann, wäre die ganze Stadt in Blut getränkt. Ich kann ihr ihre Gefühle nicht verdenken, aber trotzdem sehe ich es anders. Der Tod ist keine Lösung, sondern immer nur ein Ende. Und Mord ist ein Verbrechen. Weshalb ich für Trudy zuständig bin, auch wenn sie mir in höchstem Maße unsympathisch war. Wer auch immer ihr Leben vorzeitig beendet hat, muss dafür bezahlen.« Sie zögerte einen Moment, beschloss dann aber auszusprechen, was ihr durch den Kopf gegangen war. »Ich wünschte, ich hätte die Gelegenheit gehabt, ihr die Dinge zu sagen, deretwegen ich zu ihr gegangen bin. Ihr ins Gesicht zu sagen, was ich von ihr hielt. Vor allem wünschte ich, sie wäre noch am Leben, damit ich dabei helfen könnte, sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen, dass sie diese Frauen über all die Jahre ausgenutzt und ihnen ihr Geld und ihren

Seelenfrieden genommen hat.«

»Was jetzt nicht mehr möglich ist.«

»Nein. Das Leben hält immer wieder Enttäuschungen parat.«

»Was für ein aufbauender Gedanke«, stellte Mira fest.

»Aber jetzt kommt noch etwas Positives: Sie kann mir nicht nehmen, was ich habe. Das ist mir bewusst. Sie hat sich eingebildet, dass sie mich noch mal ausnutzen kann.

Aber das hätte sie niemals geschafft. Es hilft mir, das zu wissen. Ein Teil dessen, was sie mir nicht nehmen konnte, ist das, was ich inzwischen bin. Und zwar der Cop, der diesen Fall zum Abschluss bringen wird.«

»Okay. Wie kann ich Ihnen dabei helfen?«

Eve berichtete von ihrer Hoffnung, die Erlaubnis zu bekommen, Trudys Sohn und Schwiegetochter ohne deren Wissen mit Peilsendern zu versehen.

Mira wirkte alles andere als überzeugt. Sie nippte vorsichtig an ihrem Tee und stellte zweifelnd fest: »Damit begeben Sie sich auf ein gefährliches Terrain.«

»Ich lasse die Konten einfrieren, an Trudys Geld kommt also niemand mehr heran. Und solange die beiden im Hotel sind, kommt auch an sie niemand heran. Früher oder später muss ich sie auf alle Fälle laufen lassen.

Vielleicht wartet der Täter einfach ab, bis sie wieder in Texas sind, aber vielleicht versucht er auch, sich hier in New York an sie heranzumachen, wenn sie schutzlos sind. Bisher hat er keinen Grund, ihnen etwas anzutun.

Sich an sie heranzumachen, ja, aber nicht, um ihnen etwas anzutun. Nicht, wenn es ihm um die Kohle geht.«

»Worum könnte es ihm sonst noch gehen?«

»Vielleicht um Rache. Auch wenn es darauf bisher keinen konkreten Hinweis gibt. Tatsache ist, dass sie jede Menge Leute, von denen wir noch gar nichts wissen, verärgert haben könnte und wahrscheinlich hat. Aber bei der Entführung ihrer Schwiegetochter ging es offenbar um Geld. Deshalb konzentrieren wir uns erst mal darauf.«

»Ich werde Sie bei Ihrem Ersuchen unterstützen, weil ich ebenfalls der Ansicht bin, dass die beiden nicht wirklich gefährdet sind. Man könnte argumentieren, dass es den emotionalen Zustand der beiden noch verschlechtert, wenn sie noch länger unter Bewachung in ihrem Hotelzimmer verbleiben müssen. Ein gewisses Maß an Normalität täte den beiden sicher gut und brächte obendrein möglicherweise die Ermittlungen voran.«

»Das klingt gut. Dann hole ich jetzt erst mal die Erlaubnis ein.« Damit stand sie auf. »Peabody und McNab brechen morgen nach Schottland auf.«

»Nach Schottland? Oh, natürlich, dort lebt ja seine Familie. Sie sind sicher furchtbar aufgeregt.«

»Peabody ist das reinste Nervenbündel. Weil sie seine Familie kennenlernen soll. Wenn es heute nicht den großen Durchbruch bei den Ermittlungen gibt, kühlen die Spuren über Weihnachten wahrscheinlich noch mehr ab.

Deshalb sind die Peilsender die beste Möglichkeit für mich, Bewegung in den Fall zu bringen, solange er noch heiß ist.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Falls wir uns nicht noch einmal sehen, frohe Weihnachten für Sie und Roarke.«

»Ja, danke. Auch wenn ich vorher noch ein paar Dinge erledigen muss.«

»Ah, dann kaufen also auch Sie noch in letzter Minute irgendwelche Geschenke ein.«

»Nicht wirklich.«

Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um und blickte Mira an. Sie trug heute ein rostrotes Kostüm mit dazu passenden Schuhen, eine kurze, dicke Goldkette mit vielen kleinen, dreieckigen Glitzersteinen und hatte dicke, goldene Ohrringe ebenfalls in Form von Dreiecken angelegt.

»Ist noch etwas?«

»Nur ein flüchtiger Gedanke«, begann Eve. »Wie viel Zeit und wie viel Mühe haben Sie heute Morgen auf Ihr Aussehen verwandt?«

»Auf mein Aussehen?« Mira sah an sich herab.

»Sie wissen schon, auf die Auswahl der Garderobe und des Schmucks, auf Ihre Frisur und Ihr Make-up. All das. Damit alles zueinander passt.«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das ein Kompliment ist oder nicht. Wahrscheinlich eine knappe Stunde. Warum fragen Sie?«

»Nur so.«

»Warten Sie.« Bevor Eve den Raum verlassen konnte, hob Mira die Hand. »Wie lange haben Sie gebraucht?«

»Ich. Keine Ahnung. Zehn Minuten?«

»Ach, hauen Sie ab«, scheuchte Mira sie lachend aus ihrem Büro.

Eve brauchte über eine Stunde und zahllose gute Argumente, bis sie endlich die Erlaubnis zum Einsatz der Peilsender bekam. Sie sollte es als Weihnachtsgeschenk betrachten, rief ihr der Richter hinterher.

Zufrieden kehrte sie in ihre eigene Abteilung zurück und wies Baxter an: »Machen Sie sich bereit, schnappen Sie sich den Jungen, und beziehen Sie in einer halben Stunde Ihren Posten vor dem Hotel.«

»Es soll bald anfangen zu schneien. Haben Sie gewusst, dass es heute schneien soll?«

»Ziehen Sie einfach warme Stiefel an.«

Ohne weiter auf sein Jammern einzugehen, trat sie vor den Schreibtisch ihrer Partnerin, doch die winkte sie zurück. »Verstehe, Carly.«

Peabody hatte ein Headset aufgesetzt, weshalb Eve Carlys Part der Unterhaltung nicht verstand.

»Sie brauchen sich nur um eins Gedanken zu machen, und zwar um Ihre Familie. Bringen Sie einfach noch einen wunderschönen, gesunden kleinen Jungen auf die Welt. Es ist uns eine große Hilfe, dass Sie mit uns zusammengearbeitet haben. Und jetzt denken Sie nicht mehr daran und genießen die Weihnachtstage, ja?«

Sie hörte kurz zu und antwortete lächelnd: »Danke. Ich werde mich wieder bei Ihnen melden, wenn es Neuigkeiten gibt. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie frohe Weihnachten.«

Sie setzte das Headset ab und polierte sich demonstrativ die Fingernägel mit ihrem leuchtend bunten Hemd. »Ich bin einfach gut.«

»Haben Sie ihr vielleicht auch noch ein Weihnachtsgeschenk geschickt? Meine Güte. Was haben Sie herausgekriegt?«

»Der Ehemann ist aus dem Schneider. Er war Samstag mit ihr im Krankenhaus. Sie hatte vorzeitige Wehen, sie waren mehrere Stunden dort. Das habe ich überprüft, während sie noch in der Leitung war. Es stimmt. Einen Vater oder Brüder gibt es nicht. Sie war ein Einzelkind. Himmel, Das, sie hat es wirklich nicht leicht gehabt.«

»Kommen Sie mit und erzählen im Gehen weiter. Wir haben die Erlaubnis für den Einsatz der Peilsender bekommen, und ich möchte sehen, was Feeney für uns hat.«

»Die Mutter war ein Junkie. Hat auch während der Schwangerschaft weiter Drogen eingeworfen,

weshalb Carly süchtig auf die Welt gekommen ist. Sie wurde zwischen diversen Verwandten rumgereicht, aber sie war zu teuer und zu schwierig, niemand kam auf Dauer mit ihr klar.« Sie sprangen auf ein Gleitband, das dank der bevorstehenden Feiertage herrlich unbevölkert war.

»Also
haben
sie
sie
abgeschoben.

Ihre gesundheitlichen Probleme haben sie in den Griff bekommen, aber sie war trotzdem schwer vermittelbar.

Sie war klapperdürr, und es musste damit gerechnet werden, dass ihre körperliche Entwicklung nicht normal verläuft. Dann war die Mutter angeblich plötzlich clean oder zumindest clean genug, dass man ihr das Kind wiedergegeben hat. Dann hat sie aber wieder mit den Drogen angefangen und, um das Zeug zu finanzieren, jede Menge krummer Dinger gedreht. Die Kleine war damals zehn und hatte es wirklich schwer. Irgendwann wurde die Mutter hochgenommen, aber vorher hatte sie es noch geschafft, mit der Kleinen einen Kinderporno zu drehen, den sie über das Internet verscherbelt hat. Also wurde ihr Carly wieder weggenommen und bei Trudy untergebracht.«

»Und die hat al es noch schlimmer gemacht.«

»Auf jeden Fal . Sie hat sie gezwungen, sich jeden Abend mit kaltem Wasser abzuschrubben und sie auch auf andere Art gequält. Die Kleine hat gejammert, aber kein Mensch hat ihr geglaubt. Schließlich war ihr nichts anzusehen. Es gab keine äußeren Anzeichen für Missbrauch, weshalb man die Dinge, die sie erzählte, auf ihre vorherigen Schwierigkeiten schob. Bis sie versucht hat, sich umzubringen. Sie hat sich mit einem Küchenmesser die Handgelenke eingeritzt.« Eve atmete hörbar aus. »Oh, verdammt.«

»Sie meinte, dass Bobby sie gefunden und einen Krankenwagen gerufen hat. Als sie im Krankenhaus wieder zu sich kam, haben sie ihr erzählt, sie hätte versucht, ihre Pflegemutter anzugreifen. Sie hat geschworen, dass das eine Lüge war, aber Trudy wies oberflächliche Stichwunden an beiden Unterarmen auf.«

»Die hatte sich die Hexe ganz sicher selber zugefügt.«

»Das glaube ich auch. Trotzdem kam die Kleine abermals ins Heim, wo sie bis zu ihrer Volljährigkeit blieb. Sie hat ihr Leben in den Griff bekommen, Dal as, das finde ich wirklich bewundernswert. Hat gejobbt, um aufs College gehen zu können, ein paar Stipendien bekommen und auf Grundschul ehramt studiert. Dann ist sie nach Iowa gezogen, um al es ein für al e Mal hinter sich zu lassen und einen endgültigen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Vor fünf Jahren traf sie dann ihren Mann, hat fast sofort geheiratet und bekam kurz darauf das erste Kind.«

»Und dann tauchte Trudy plötzlich wieder auf.«

»Sie hat ihr erzählt, dass es den Eltern ihrer Schüler viel eicht nicht gefallen würde, was für eine Vergangenheit sie hat. Und dass es etwas kosten würde, wenn diese Geschichte unter Verschluss bleiben sol . Sie sind keine reichen Leute, aber Carly hatte Angst, deshalb haben sie bezahlt. Als ich sagte, dass wir versuchen wol en, ihr Geld zurückzuholen, hat sie vor Dankbarkeit geweint.«

»Wie viel hat Trudy ihr abgeknöpft?«

»Im Verlauf der Jahre circa hundertfünfzigtausend.«

Es gab ein Konto, das Roarke bei ihrer Hochzeit auf ihren Namen eingerichtet hatte. Sie hatte das Geld bisher nicht angerührt und hatte auch nicht vorgehabt, es je zu tun. Aber, dachte sie, wenn

Carly Tween nicht durch das System Gerechtigkeit erführe, dann durch sie.

In der Abteilung für Elektronische Ermittlungen blickte sie skeptisch auf die Sender, die Feeney für sie ausgegraben hatte. Sie hatte sie sich kleiner vorgestellt, sie waren tatsächlich beinahe daumengroß.

»Wie soll ich den beiden diese Dinger anstecken, ohne dass sie etwas davon merken?«

Er runzelte die Stirn. »He, das ist dein Problem. Du wollest was mit Audio. Wenn du mit einem simplen Peilsender zufrieden wärst, hätte ich etwas für dich, was nicht größer als eine Fluse ist.«

»Ich muss aber wissen, was gesprochen wird. Ich komme schon irgendwie zurecht.«

»Du brauchst mir wirklich nicht zu danken. Ich arbeite schließlich immer gern für dich«, knurrte er erbost.

»Tut mir leid, Entschuldigung. Himmel. Du bist der Gott der Elektronik. Ich bin dir wirklich dankbar, dass du mir die Dinger rausgesucht hast. Ich weiß, dass du im Augenblick kaum Leute hast.«

»Wenigstens habe ich was Sinnvolles getan.« Er nickte in Richtung der Tür, durch die laute Musik und fröhliches Gelächter drangen, und runzelte die Stirn.

»Sie feiern eine kleine Party. Ich habe ihnen eine Stunde freigegeben, um Dampf abzulassen, zu wichtein und den ganzen Mist. Außer den paar Leuten, die offiziell zum Dienst eingetragen sind, taucht hier nämlich in den nächsten beiden Tagen keiner auf.«

»Obwohl das Verbrechen sicher keine Ferien macht.«

»Ja, ja. Ich habe ein paar Jungs in Rufbereitschaft und komme selber einen halben Tag, damit nicht alles zusammenbricht. Meine Frau bereitet in der Zeit das Weihnachtssessen vor, man könnte wirklich meinen, dass sie für die verdammte königliche Familie kocht. Sie hat sogar gesagt, dass ich mich für das Essen in Schale werfen muss.«

»Esst ihr denn normalerweise nackt?«

»In Schale, Dalas. Das heißt in einen schwarzen Anzug oder irgendeinen anderen Scheiß.« Sein bereits trauriges Gesicht wurde tatsächlich noch trauriger, und er fügte vorwurfsvoll hinzu: »Diese blöde Idee hat sie von dir.«

»Von mir? Von mir?« Ihre Stimme drückte aus, dass sie beleidigt und etwas erschrocken war.

»Schieb die Persionen deiner Frau bloß nicht mir in die Schuhe, ja?«

»Schuld ist die Party, die wir bei euch gefeiert haben.

Dass dort alles so aufgebrezelt waren und alles geglitzert hat. Jetzt will sie, dass es bei uns genauso ist. Ich muss in meinem eigenen Haus einen Anzug tragen. An meinem eigenen Tisch.«

Da sie leichte Schuldgefühle hatte, raufte sich Eve das Haar und überlegte krampfhaft, wie sich Feeney aus der Klemme helfen ließ. »Du könntest doch gleich zu Beginn Sauce drüber kippen oder so.«

Seine Augen fingen an zu leuchten. »Habe ich doch gewusst, dass du zu etwas nütze bist. Die Sauce meiner Frau ist einfach tödlich. Wenn ich die auf meinen Anzug kippe, frisst sie sich praktisch durch den Stoff. He, frohe, verdammte Weihnachten.«

»Wünsche ich dir auch.«

Sie nahm die Peilsender aus seinem Büro mit und musste sich auf die Wange schlagen, damit sie das Zucken ihres Muskels in den Griff bekam. Direkt in ihrem Blickfeld tauschten Peabody und McNab eine Reihe feuchter Küsse aus und ließen ihre Hüften kreisen, als wäre die Musik ein Grund für öffentliche, vertikale Vögelei.

»Aufhören! Hören Sie sofort aus, wenn ich Sie nicht wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses in zwei getrennte Zellen sperren soll.«

Sie marschierte weiter, und als Peabody ihr keuchend hinterhergelaufen kam, dachte sie erbost, dass das laute Schnaufen sicher nicht die Folge ihres flotten Tempos war.

»Wir haben nur -«

»Sagen Sie kein Wort. Halten Sie den Mund. Wir fahren jetzt zu dem Hotel, und ich mache die Sender an den Kleidern von den beiden fest. Sie klappern in der Zeit die Banken auf der Liste ab, die ich Ihnen gebe, und zeigen dort Trudys Foto herum. Viel eicht kann sich ja jemand daran erinnern, dass sie Donnerstag oder Freitag mit der Bitte um eine Tüte Kleingeld dort war.«

»Und was mache ich danach?«

»Das lasse ich Sie wissen, wenn es so weit ist.«

Sie setzte Peabody an einer Ecke ab, fuhr weiter zum Hotel und wandte sich an die Security.

»Ich möchte, dass es aussieht, als zöge ich meinen Beamten ab. Kann ich ihn irgendwo hier unterbringen, von wo aus er den fünften Stock über die Kameras im Auge behalten kann?«

»Kein Problem.«

»Den Lombards sage ich nichts davon.«

»Okay. Schicken Sie ihn einfach zu mir runter, wenn Sie so weit sind.«

»Danke.« Sie bestieg den Lift und ging auf der Fahrt nach oben noch einmal al es in Gedanken durch.

Nachdem sie den Beamten angewiesen hatte, sich bei der Security zu melden, klopfte sie an die Tür.

Diesmal machte Bobby auf.

»Du hast Neuigkeiten«, sagte er in hoffnungsvol em Ton.

»Wir haben Fortschritte gemacht. Allerdings kann ich noch nicht viel dazu sagen. Ist es okay, wenn ich herein-komme?«

»Sicher, sicher. Tut mir leid. Zana steht gerade unter der Dusche. Wir haben lange geschlafen. Sonst gibt es schließlich kaum etwas zu tun.«

»Genau darüber würde ich gerne mit euch reden Warum gehst du nicht ins Bad und sagst Zana, dass ich hier bin?«, begann Eve.

»Oh. Okay. Bin sofort wieder da.«

»Du brauchst dich nicht zu beeilen.«

Sobald die Tür des Badezimmers hinter Bobby zugefal en war, trat Eve vor den Schrank neben der Eingangstür. Die beiden schienen wirklich ordentlich zu sein und hatten ihre Mäntel wie erwartet sorgsam aufgehängt.

Sie nahm die beiden Sender in die Hand, schob sie unter die Mantelkragen, klemmte sie dort fest und schaltete sie ein. Außerdem hingen im Schrank zwei Jacken, sie dachte eilig nach.

Draußen war es kalt, und sie kamen aus Texas. Also zögen sie ganz sicher ihre dicken Mäntel an.

»Feeney, wenn du mich hörst, klingel kurz mein Handy an.«

Als ihr Handy schrillte, machte sie die Schranktür wieder zu, kehrte ins Wohnzimmer zurück, und einen Moment später war auch Bobby wieder da.

»Sie ist sofort fertig.«

»Ich nehme an, euch fällt langsam die Decke auf den Kopf.«

Er sah sie mit einem leichten Lächeln an. »Ich kann von hier aus arbeiten. Und ich habe die Überführung meiner Mutter organisiert. Zana war mir dabei eine große Hilfe. Ich weiß nicht, was ich ohne sie machen würde, und ich habe keine Ahnung, wie ich über Jahre ohne sie zurechtgekommen bin. Das wird ein lausiges Weihnachtsfest für sie. Ich dachte, dass ich viel eicht einen kleinen Baum bestellen könnte oder so.«

»Wenn ihr das Hotel verlassen wol t, ist das für mich okay.«

»Das Hotel verlassen?« Er blickte auf das Fenster, als wiese es dicke Gitterstäbe auf. »Wirklich?

Glaubst du denn nach al em, was passiert ist, dass wir draußen sicher sind?«

»Ich glaube, vor al em, wenn ihr zusammen seid, besteht kaum die Gefahr, dass jemand etwas von euch wil .

Außerdem kann ich euch beide nicht auf Dauer vierundzwanzig Stunden täglich schützen lassen, da ihr von dem Mord nichts mitbekommen habt und deshalb nicht mal echte Zeugen seid.

Natürlich sieht es anders aus, wenn euch noch irgendetwas einfäl t, wenn ihr euch an irgendetwas erinnert, was uns weiterhilft.«

»Ich bin die ganze Sache wieder und wieder in Gedanken durchgegangen. Ich kriege seit - seit das passiert ist, kaum ein Auge zu. Ich verstehe einfach nicht, weshalb meine Mutter Geld von dir haben wol te. Es geht - es ging ihr schließlich ziemlich gut. Auch mir und Zana geht es gut, vor al em, seit der große Deal abgeschlossen ist. Jemand muss sie aus irgendeinem Grund dazu gezwungen haben. Auch wenn ich keine Ahnung habe, wer.«

»Geht ein bisschen an die frische Luft. Dann bekommst du wieder einen klaren Kopf, viel eicht fäl t dir dann noch irgendetwas ein.« Wenn nicht, würde sie die beiden zu einer förmlichen Vernehmung aufs Revier holen. Um sie mit den Fakten zu konfrontieren, um zu sehen, ob viel eicht dadurch etwas in Bewegung kam.

»Wir könnten -« Er brach ab, als seine Frau den Raum betrat.

Sie trug einen weißen Jogginganzug mit winzig kleinen braunen Karos und hatte sich trotz des Besuchs noch die Zeit für Lippenstift und Rouge genommen, bemerkte Eve.

»Tut mir leid, dass ich Sie haben warten lassen. Wir sind heute erst spät aufgestanden.«

»Kein Problem. Wie fühlen Sie sich?«

»Okay. Inzwischen erscheint mir das al es wie ein langer, eigenartiger Traum.«

»Eve meint, dass wir das Hotel für kurze Zeit verlassen können«, erklärte Bobby ihr.

»Wirklich? Aber -« Wie zuvor ihr Mann blickte auch Zana erst Richtung Fenster, biss sich auf die Lippe und fuhr unsicher fort: »Aber was ist, wenn - viel eicht beobachtet der Kerl uns ja.«

»Ich werde bei dir sein.« Bobby trat auf Zana zu, legte einen Arm um ihre Schulter und meinte mit aufmunternder Stimme: »Wir spazieren durch die Gegend, kaufen einen kleinen Baum. Und, wer weiß, viel eicht bekommen wir ja sogar echten Schnee.«

»Das würde mir gefal en.« Sie wandte sich erneut an Eve. »Ich schätze, dass wir beide einen leichten Lagerkol er haben oder so.«

»Nehmen Sie Ihr Handy mit«, riet Eve. »Dann rufe ich Sie hin und wieder an.« Sie wandte sich zum Gehen, blieb in der Tür aber noch einmal stehen. »Es ist ziemlich kalt. Sie sol ten sich also warm anziehen, wenn Sie spazieren gehen.«

Als sie zum Fahrstuhl zurückging, zog sie ihr Handy aus der Tasche und rief Peabody an. »Wo sind Sie gerade?«

»Zwei Blocks westlich des Hotels. Was wir gesucht haben, habe ich sofort bei meinem ersten Stopp gefunden.«

»Treffen Sie mich vor dem Hotel.«

»Ist al es bereit?«

»Alles bereit«, antwortete Eve, drückte auf den Aus-Knopf und rief Baxter an. »Wir sind so weit. Haben Sie die Signale?«

»Ja.«

»Lassen Sie den beiden etwas Raum. Wol en wir doch mal sehen, wie sie den Tag verbringen.«

Draußen auf der Straße blickte sie sich um. Fal s Trudys Mörder wusste, wohin Bobby und Zana umgezogen waren - und ausgeschlossen war das nicht -, wo würde er dann warten, um zu

beobachten, ob sich etwas tat? Es gab immer irgendeinen Ort. Ein Restaurant, ein anderes Zimmer im Hotel, für eine gewisse Zeit reichte sogar die Straße aus.

Doch die Gefahr war nicht besonders groß. Er hätte Geschick, Intelligenz und Glück gebraucht, um sie bis hierher zu verfolgen. Und sehr viel Geduld, um einen Fleck zu finden, von dem aus sich der Eingang des Hotels tagelang im Blick behalten ließ.

Und zu welchem Zweck hätte er das tun sollen? Geld wäre von den beiden höchstens zu bekommen, wenn Trudy es an sie weitergegeben hätte. Ob das geschehen war, fände man viel einfacher heraus, wenn man den direkten Weg einer Erpressung ging.

Noch viel leichter wäre es gewesen, das Geld Trudy selber zu entlocken statt der jungen Frau von ihrem Sohn.

Eve lehnte sich auf ihren Wagen und wartete auf ihre Partnerin. Wenn Geld das Motiv für diesen Mord war, weshalb drängte dann der Mörder nicht viel stärker darauf, dass er es auch bekam? Mit von der Bewegung und der Kälte roten Wangen kam Peabody anmarschiert.

»Was, wenn das mit dem Geld nur Tarnung war?«

»Was für eine Tarnung?«

»Eine Tarnung für ein anderes Motiv. Was, wenn es nicht um die Kohle als solche, sondern um Bezahlung für etwas völlig anderes, also um Rache ging? Das erscheint mir viel wahrscheinlicher. Aber wenn es um Rache ging, warum hat der Täter dann gewartet, bis sie nach New York gekommen ist? Warum hat er ihr den Schädel eingeschlagen, nachdem sie Kontakt zu mir aufgenommen, aber bevor sie Geld von mir bekommen hat? Und warum hat er sie nicht einfach zu Hause in Texas umgebracht, wo es viel einfacher gewesen wäre, es wie einen Unfall aussehen zu lassen?«

»Viel eicht lebt der Mörder hier in New York. Vielleicht hat sie ja außer Ihnen noch jemand anderen hier erpresst.«

»Viel eicht. Aber bisher bin ich auf niemanden gestoßen, der hier lebt. Und wenn er sie im Affekt getötet hat, warum ist er dann noch hier geblieben und hat versucht, Zana durch Drohungen dazu zu bringen, Kohle auszuspuken, die sie gar nicht hat?«

»Weil er gierig geworden ist.«

»Ja, Gier ist für gewöhnlich ein fantastisches Motiv.«

Nur passte es ihr dieses Mal irgendwie nicht in den Kram.

Da sie nicht mehr vor dem Hotel gesehen werden wollte, wenn die Lombards kamen, stieg sie ein.

»Was haben Sie herausgefunden?«, wandte sie sich abermals an ihre Partnerin.

»National Bank, einen Block von dem Geschäft entfernt, in dem sie die Strümpfe erstanden hat. Eine der Kassiererinnen hat sie sofort auf dem Foto erkannt. Sie kam, als sie gerade schließen wollten, am Freitagnachmittag. Wollte zweihundert Dollar armünzen. Sie war dabei ganz schön schnippisch, meinte die Kassiererin. Wollte sie lose haben, weder in einer Tüte noch gerollt. Hat sie einfach in ihre Handtasche gekippt. Oh, sie wollten einen richterlichen Befehl, bevor sie uns die Überwachungsdisketten sehen lassen.«

»Dann besorgen Sie einen. Lassen Sie uns alle Fäden miteinander verknüpfen.«

»Wo fahren wir überhaupt hin?«

»Zurück zum Tatort. Ich habe alles noch mal am Computer durchgespielt, jetzt will ich vor Ort probieren, welche Theorie am wahrscheinlichsten ist.« Sie zog ihren Peilsender aus der Tasche und klemmte ihn ans Armaturrenbrett. »Baxter und Trueheart kommen bestimmt allein zurecht, aber es ist mit trotzdem lieber, wenn ich auf dem Laufenden bin.«

»Bisher haben sie sich noch nicht bewegt«, bemerkte ihre Partnerin.

»Aber das werden sie noch tun.«

Eve fand eine Lücke auf einer Parkrampe nahe des West Side Hotels. »Wie kann es überhaupt noch was zum Kaufen geben?« Sie marschierte von der Rampe und blickte stirnrunzelnd auf das Gedränge auf dem Bürgersteig. »Was können die Leute überhaupt noch wollen?«

»Ich für meinen Teil wil noch jede Menge haben.

Hoffentlich liegen für mich Dutzende Schachteln mit großen, bunt schimmernden Schleifen unter dem Weihnachtsbaum. Wenn McNab nicht irgendeinen Klunker für mich hat, bin ich leider gezwungen, ihm entsetzlich wehzutun. Viel eicht kriegen wir ja wirklich Schnee.« Sie schnupperte wie ein Hund. »Zumindest riecht es so.«

»Wie können Sie hier in der Stadt irgendetwas anderes riechen als die Stadt?«

>»Ich habe einfach eine hervorragende Nase. Zum Beispiel rieche ich ganz deutlich, dass hier in der Nähe irgendjemand Sojaburger grilt. Da unten, ein Stück den Block hinunter. Irgendwie wird es mir fehlen, dass ich Weihnachten nicht hier sein kann. Ich meine, es ist furchtbar aufregend und gleichzeitig beängstigend, dass ich nach Schottland fliege, aber es ist einfach nicht dasselbe wie New York.«

Hinter dem Empfangstisch des Hotels saß derselbe Droide wie beim letzten Mal. »He!«, winkte er sie zu sich heran. »Wann geben Sie das Zimmer endlich wieder frei?«

»Wenn der Gerechtigkeit gedient ist.«

»Der Geschäftsführer jammert mir schon die Ohren voll. Wir haben jede Menge Reservierungen, und in der Woche bis Silvester sind wir ausgebucht.«

»Wenn er ein Problem mit meinem Tatort hat, sagen Sie ihm, dass er sich bei mir melden soll.

Dann werde ich ihm sagen, was er an Silvester machen kann.«

Auf dem Weg nach oben zog sie abermals den Peilsender hervor. »Jetzt bewegen sie sich endlich. Baxter?«, sprach sie in ihr Handy. »Sie sind auf dem Weg.«

»Wir haben sie und hören jedes Wort. Sie sprechen davon, dass sie in die Fünfte wollen, um sich die Schaufenster anzusehen. Sie suchen einen kleinen Weihnachtsbaum für ihre Suite.«

»Das höre ich auch. Ich habe nämlich ebenfalls auf Audio gesteuert. Melden Sie sich, falls etwas passiert, von dem ich etwas wissen sollte.«

»Sie kommen gerade aus dem Fahrstuhl. Mein jugendlicher Begleiter und ich brechen jetzt zu einem Spaziergang auf. Bis dann.«

Eve steckte ihr Handy wieder ein, zückte ihre Schlüsselkarte, und als sie das Siegel brach, öffnete sich auf der anderen Seite eine Tür.

»Sind Sie von der Polizei?«

»Ja, Ma'am.« Eve zog ihre Dienstmarke hervor.

»Jemand hat gesagt, dass in dem Raum vor ein paar Tagen eine Frau ermordet worden ist.«

»Es gab einen Zwischenfall, aber es besteht kein Grund für Sie, deshalb besorgt zu sein.«

»Sie haben gut reden, Larry! Larry, ich habe doch gesagt, dass drüben jemand ermordet worden ist. Die Cops sind gerade da.« Sie streckte ihren Kopf wieder in den Flur. »Er wil nur schnell seine Videokamera holen. Dann haben wir etwas, was wir morgen unseren Kindern zeigen können.«

Lächelnd trat Larry durch die Tür und richtete die Kamera auf Eve. »Hi! Meinen Sie, Sie könnten viel eicht eine Hand an Ihre Waffe legen und die Dienstmarke ein bisschen höher halten? Machen Sie am besten ein möglichst grimmiges Gesicht. Die Kids werden begeistert sein.«

»Dies ist nicht der beste Zeitpunkt, Larry.«

»Es wird nicht lange dauern. Gehen Sie jetzt rein? Super. Dann mache ich noch eine schnelle Aufnahme vom Zimmer. Sieht man viel eicht irgendwo noch Blut?«

»Wie alt sind Sie, zwölf? Schalten Sie das Ding aus, und gehen Sie wieder in Ihr Zimmer, bevor ich Sie verhafte, weil Ihre Dummheit geradezu gemeingefährlich ist.«

»Super! Tol ! Machen Sie so weiter.«

»Himmel, woher kommen solche Leute? Welches dunkle Loch spuckt solche Typen aus? Peabody.«

»Sir, ich muss Sie bitten, sofort wieder in Ihren Raum zurückzukehren. Sie stören unsere Ermittlungen.« Sie senkte ihre Stimme auf ein Flüstern und baute sich so vor ihm auf, dass er nichts mehr sah. »Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass es für Sie sicher nicht von Vorteil ist, meine Partnerin zu reizen.«

»Können Sie mir viel eicht Ihren Namen nennen? Zum Beispiel: >Ich bin Officer Smith, und ich befehle Ihnen, umgehend den Rückzug anzutreten oder so.«

»Ich bin Detective, Sir, und Sie treten wirklich besser den Rückzug an, bevor -« Eve machte einfach einen Schritt nach vorn und schnappte sich die kleine Kamera.

»He!«

»Wenn ich sie nicht fal en lassen und aus Ungeschick-lichkeit zertreten sol , gehen Sie jetzt sofort wieder in Ihr Zimmer.«

»Lass es gut sein, Larry.« Die Frau zog ihn zurück.

»Ich nehme die Kamera.«

»Ich habe ein paar gute Sequenzen drauf«, erklärte Larry stolz, als er vor seiner Frau in seinem Hotelzimmer verschwand. »So was kriegt man nirgendwo zu kaufen.«

Damit fiel die Tür endlich hinter den beiden zu, und obwohl Eve sicher wusste, dass der blöde Larry weiter durch den Türspion verfolgte, was sie tat, brach sie das Siegel an der Tür von Raum 415, öffnete sie gerade weit genug, damit sich Peabody an ihr vorbei ins Zimmer quetschen konnte, schob dann sich selber durch den Spalt, drückte die Tür wieder ins Schloss und sperrte vorsichtshalber ab.

»Arschloch.« Eve sah sich im Zimmer um. »Sie war total wütend, als sie Freitagnachmittag hierher zurückgekommen ist. Aber sie hatte sich bereits den nächsten Plan zurechtgelegt. Dabei hat sie das Muster beibehalten, nach dem sie schon vor zwanzig Jahren vorgegangen ist. Sie hat kein Problem damit, sich selber wehzutun, damit sie es jemand anderem in die Schuhe schieben kann.

Damit sie das Leben anderer Menschen verkomplizieren oder sich für irgendwas an ihnen rächen kann. Sie hatte hier ein paar Vorräte angelegt. Wir werden noch versuchen rauszufinden, wohin genau sie einkaufen gegangen ist. Das wird bestimmt nicht leicht, aber sie hat auf al e Fäl e Wein, Suppe und ein paar andere leichte Sachen für den AutoChef besorgt.«

»Sie hat genau geplant, wie sie sich erholt, wenn sie verletzt in ihrem Zimmer liegt. Hat Schlaftabletten und Schmerzmittel besorgt«, fügte Peabody hinzu.

»Fal s sie nicht schon genug von zu Hause mitgebracht hat, ja. Auch das werden wir überprüfen. Aber erst mal trinkt sie was. Viel eicht ein Glas Wein. Viel eicht nimmt sie auch etwas feste Nahrung zu sich, während sie sich überlegt, wie sie weiter vorgehen sol .«

Eve lief durch das Zimmer und stel te sich al es bildlich vor. »Ruft sie ihren Kil er an? Ich habe keine Ahnung, ich weiß es einfach nicht. Aber warum sol te sie das tun?

Schließlich ist es ihr Geschäft. Schließlich hat sie das Heft in der Hand. Und vor al em ist sie heiß darauf, etwas zu unternehmen. Sie kocht nämlich vor Wut.«

»Das muss sie auch, denn sonst würde sie es ganz bestimmt nicht schaffen, sich so etwas anzutun.«

»Sie denkt darüber nach, wie es weitergehen wird.

Dass sie Roarke das Fürchten lehren wird. Er bildet sich doch wohl nicht ernsthaft ein, dass er sie so einfach in die Wüste schicken kann. Nein, denn sie wird es ihm zeigen.

Sie reißt die Strümpfe auseinander, wirft einen davon auf den Boden oder die Kommode, füllt den anderen mit den Münzen, wiegt ihn prüfend in der Hand. Vielleicht nimmt sie vorsorglich schon einmal eine Schmerztablette ein.«

Eve schlenderte ins Bad. »Hier drin. Sie tut es hier drin, für den Fall, dass ihr vor Schmerzen übel wird. Schließlich will sie nicht auf den Boden kotzen. Denn da wäre niemand, der ihn sauber macht.«

Eve trat vor die Spüle und blickte in den Spiegel. »Sie sieht sich noch mal genau an. Sie hat gutes Geld für das Gesicht bezahlt. Aber das ist kein Problem, das ist okay.

Schließlich hat sie bald noch mehr Geld. Und dieser verdammte Hurensohn wird erkennen müssen, dass er sie nicht ungestraft derart herablassend behandeln kann. Er hat ja keine Ahnung, mit wem er sich eingelassen hat.«

Eve holte mit der Rechten aus und rammte sich die Faust so schnell und dicht unter das eigene Kinn, dass Peabody erschreckt zusammenfuhr.

»Himmel, das hat mir bereits beim bloßen Zusehen wehgetan.«

»Sie sieht Sterne, und der Schmerz durchzuckt die Eingeweide. Sie ist voll kommen benommen, schon von dem ersten Treffer wird ihr schlecht. Aber sie muss weitermachen, sie muss weitermachen, solange sie noch stark und mutig genug ist.« Sie stellte sich die Schläge vor, ahmte sie nach, beugte sich vornüber und klammerte sich am Waschbecken fest.

»Sie haben doch ihre Fingerabdrücke am Waschbecken gefunden. Wissen Sie noch, wo genau?«

Peabody zog ihren Handcomputer aus der Tasche und rief die Akte auf. »Fast genau da, wo Sie im Augenblick die Hände haben. Gute Abdrücke, alle fünf Finger von der linken Hand.«

»Ja, weil sie in der Rechten immer noch die Socke hält und sich festhalten muss, damit sie nicht in sich zusammen-sackt. Sie hält das Waschbecken umklammert, deshalb sind auch alle Abdrücke so gut zu sehen.

Außerdem muss sie inzwischen etwas bluten, und zwar im Gesicht.«

Sie streckte ihre Hand nach einem Lappen aus. »Von den Dingen sollten hier zwei hängen.

Einen davon nimmt sie, feuchtet ihn vielleicht ein bisschen an und hält ihn sich vors Gesicht.

Deshalb haben wir Blutspuren im Waschbecken entdeckt. Nur, dass der Waschlappen verschwunden ist, als wir sie finden.«

»Hat ihn vielleicht der Mörder mitgenommen? Aber was wollte er damit?«

»Die Illusion aufrechterhalten, dass sie geschlagen worden ist. Trudy nimmt den Lappen, wickelt vielleicht ein paar Eiswürfel hinein und kühlt sich damit das Gesicht.

Alle ihre Kleider waren sauber, nur das Nachthemd wies Blutflecken auf. Wahrscheinlich hatte sie es an, als sie auf sich eingedroschen hat. Schließlich wollte sie sich kein teures

Kleidungsstück versauen. Vor allem wollte sie anschließend sicher sowieso ins Bett und schlafen, bis der Schmerz ein wenig besser wird.«

»Trotzdem ergibt das alles keinen Sinn.«

»Rufen Sie das Verzeichnis ihrer Sachen auf. Steht dort eine Videokamera?«

»Warten Sie.« Peabody schob sich das Haar aus dem Gesicht und rief erneut die Akte auf.

»Keine Kamera, aber

- he. Es war eine unbenutzte Aufnahmediskette da. Sie steckte in ihrer Handtasche.«

»Touristen kommen doch wohl nicht ohne Videokamera. Nehmen Sie nur unseren Kumpel Larry. Und sie hat auch vorher öfter Aufnahmen gemacht. Vielleicht wollte sie erst schlafen, denn schließlich musste sie ganz bei sich sein, wenn sie ihre Verletzungen dokumentiert.

Musste für die richtige Kulisse sorgen, ein paar Tränen produzieren und möglichst erschüttert wirken, wenn sie mit dem Finger auf Roarke, auf mich oder uns beide zeigt.«

Eve blickte auf das Bett und konnte deutlich vor sich sehen, wie Trudy mit geschundenem Gesicht und tränennassen Augen auf der Kante saß. »Das hier haben sie mir angetan. Ich fürchte um mein Leben.« Sie hätte nur den richtigen Text sprechen und uns eine Kopie davon zukommen lassen müssen, dann hätte sie uns in der Hand gehabt. Etwas wie: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Soll ich zur Polizei? Aber sie ist die Polizei. Gott steh mir bei. Und er ist so reich und mächtig. Wie wird es weitergehen, wenn ich mit den Bildern zu den Medien gehe?

Werde ich dann sicher sein?«

»Sie hätte sicher angenommen, dass sie die Bedeutung dieses Videos verstehen.«

»Wenn wir uns mit ihr in Verbindung gesetzt hätten, hätte sie darauf bestanden, dass einer von uns zu ihr kommt, damit es keine Aufzeichnung von unserem Gespräch gibt, die gegen sie hätte verwendet werden können. Sie hätte uns von Angesicht zu Angesicht damit gedroht, uns zu ruinieren, wenn sie nicht das Geld bekommt. Nur, dass es so weit niemals gekommen ist.«

»Weil ihr Botenjunge sie vorher aus dem Verkehr gezogen hat.«

»Er muss durch die Tür gekommen sein. Die Geschichte mit dem Fenster glaube ich angesichts dieses Szenarios einfach nicht. Das Hotel ist ziemlich schlecht gesichert. Hier kann jeder rein- und rausspazieren, wie er will. Viel eicht hat er ja sogar hier gewohnt. Dadurch hätte sie ihn in der Nähe und weiter unter ihrer Fuchtel gehabt.

Am besten sehen wir uns die Gästeliste noch mal an und graben etwas tiefer. Viel eicht finden wir ja irgendwen, der eine Verbindung zu ihr hatte. Schließlich ist es gut, wenn man seinen Handlanger in der Nähe hat. Sie bestell t ihn also in ihr Zimmer.«

»Selbst mit den Schmerztabletten und dem Alkohol hat sie sich sicher nicht besonders gut gefühlt.«

»Nein, und viel eicht braucht sie einfach jemanden, dem sie was vorjammern kann. Der ihr was zu trinken oder eine Suppe holt. Viel eicht meckert sie - falls sie ihm die Diskette schon geschickt hat - rum, weil er sie noch nicht abgeliefert hat. Fragt, wann er endlich in die Hufe kommt. Viel eicht rutscht ihr dabei heraus, welche Summe sie tatsächlich haben will, viel eicht drückt sie auch einfach den falschen Knopf. Trotzdem hat sie keine Angst. Läuft in ihrem Nachthemd rum. Sie steht da.«

Eve bedeutete Peabody, sich dorthin zu stellen, wo Trudy gestanden haben konnte. »Wendet ihm den Rücken zu. Er schnappt sich den Strumpf und schlägt sie damit nieder. Der Teppich verbrennt ihr dabei die Hände.

Los, knien Sie sich hin.«

»Cops haben einfach keine Würde.« Peabody tat wie ihr geheißen und stützte sich - wie Trudy nach dem ersten Schlag - mit beiden Händen auf dem Teppich ab.

»Dann schlägt er noch mal von oben zu. Und ein drittes Mal, um ganz sicherzugehen. Blut. Er muss Blutspritzer abbekommen haben. Jetzt muss er sich überlegen, wie er seine Spuren am geschicktesten verwischt. Er nimmt die Waffe, ihr Handy und die Kamera mit. Wenn sich jemand das Ding genauer angesehen hätte, hätte er schließlich die Aufnahme darauf entdeckt. Er will auf Nummer sicher gehen, deshalb steckt er auch den Waschlappen, das Handtuch und die Socke ein. Alles, was mit ihrem Blut in Berührung gekommen ist. Er wickelt alles in ein zweites Handtuch und verschwindet durch das Fenster. Dabei lässt er das Fenster offen stehen. Es wäre logisch anzunehmen, dass er auch auf diesem Weg hereingekommen ist.«

Eve blickte hinaus. »Es wäre kein Problem, einfach die Feuerleiter runterzuklettern und dann abzuhaufen. Oder -«

Sie maß die Entfernung zum Fenster des Nebenzimmers und betrachtete den schmalen Sims.

»Das Nach-barzimmer war leer. Viel eicht -«

Sie wandte sich wieder vom Fenster ab. »Schicken Sie die Spurensicherung dorthin und sagen, dass sie in den Abflüssen nach Blutspuren suchen sol . Rufen Sie sie sofort an. Ich gehe währenddessen runter und spreche mit dem Droiden am Empfang.«

Der al es andere als glücklich über ihr Ansinnen war.

Das Zimmer war belegt, und im Al gemeinen waren Gäste nicht gerade erfreut, wenn man sie plötzlich zu einem Umzug zwang.

»Sie werden noch viel weniger erfreut sein, wenn sie bleiben und mit ansehen müssen, wie ihr Zimmer aus-einandergenommen wird«, versicherte ihm Eve. »Und Sie werden noch viel unglücklicher sein, wenn ich mir die Mühe machen muss, das Hotel schließen zu lassen, bis meine Ermittlungen in dieser Sache abgeschlossen sind.«

Mit diesem Satz kam sie zum Ziel, und während der Droide das Zimmer räumen ließ, rief sie bei Baxter an.

»Wie sieht's aus?«

»Sie holen die verlorene Zeit in einem Affentempo nach. Wir laufen uns regelrecht die Füße platt. Und der blöde Schneeregen hört einfach nicht mehr auf.«

»Machen Sie einfach Ihre Jacke zu. Was haben die zwei bisher al es getan?«

»Vor al em eingekauft. Als Letztes einen kleinen Baum, nachdem sie sich wahrscheinlich al e kleinen Bäume im Bezirk Manhattan angesehen haben. Jetzt reden sie davon, wieder ins Hotel zurückzugehen. Wenn sie das wirklich tun, spreche ich ein Dankgebet. Und ich fresse einen Besen, fal s außer mir und meinem treuen Freund noch jemand anderes die zwei verfolgt.«

»Bleiben Sie trotzdem dran.«

»Wir kleben ihnen derart an den Fersen, dass wir ganz bestimmt nicht abzuschütteln sind.«

Baxter steckte sein Handy wieder ein. Inzwischen waren sie in Midtown, und er hörte über den Knopf in seinem Ohr, wie Zana von Mittagessen sprach. Sol ten sie sich viel eicht einfach ein paar Hotdogs holen und noch eine Weile draußen bleiben? Oder gingen sie besser wieder ins Hotel und äßen dort?

»Hotel«, murmelte er. »Geht wieder ins Hotel.

Schließlich gibt es direkt gegenüber ein herrlich warmes Cafe.«

Trueheart zuckte mit den Schultern. »Ich finde es schön, hier draußen rumzulaufen und mir al die Dekorationen anzusehen. Durch den Schnee wird die weihnachtliche Stimmung noch verstärkt.«

»Also bitte. Es ist eiskalt, windig und das Zeug, das vom Himmel kommt, ist eher Schneeregen als richtiger Schnee. Überal herrscht furchtbares Gedränge, und wir laufen uns die Sohlen unserer Schuhe ab. Scheiße. Verdammt. Sie entscheiden sich für Hotdogs.«

»Und für einen Kaffee vom Schwebegril .« Jetzt schüttelte auch Trueheart verständnislos den Kopf. »Das werden sie bestimmt bereuen.«

»Jetzt guckt sie sich weiter blöde Schaufenster an. Typisch Frau. Er schleppt die ganzen Tüten, kauft die Hotdogs und kann gucken, wie er al das Zeug jongliert, während sie sich seufzend irgendwelchen Schmuck ansieht, den sie sich sowieso nicht leisten kann.«

»Wenn sie die Erpresser sind, möglicherweise doch.«

Baxter bedachte Trueheart mit einem beifäl igen Blick.

»Das ist die Art von Zynismus, wie sie mir gefäl t. Gehen Sie rüber zu dem Schwebegril , wenn er seine Hotdogs hat, und bestel en ein paar für uns. Hier sind derart viele Leute, dass ich die zwei nur noch mit Mühe im Blick behalten kann. Aber ich bleibe in ihrer Nähe, fal s sie ihn dazu überredet, mit ihr in das Geschäft zu gehen.«

Baxter schlenderte auf das Gebäude zu und sah, dass Zana über ihre Schulter blickte und Bobby, der das Essen und die Tüten balancierte, lächelnd entgegensah.

»Tut mir leid, Schätzchen!« Lachend nahm sie ihm eine der Tüten sowie eins der Hotdogs ab.

»Ich hätte dich nicht al es tragen lassen sol en. Ich wol te mir nur kurz das Schaufenster ansehen.«

»Wil st du reingehen?«

Sie lachte erneut. »Ich höre deutlich den Schmerz in deiner Stimme. Nein, ich wol te mir die Sachen nur mal ansehen. Allerdings wünschte ich, ich hätte nicht vergessen, etwas auf den Kopf zu setzen. Meine Ohren sind nämlich entsetzlich kalt.«

»Wir können entweder zurückgehen, oder du kaufst dir einfach einen Hut.«

Sie strahlte wie ein Honigkuchenpferd. »Ich würde wirklich gern noch etwas draußen bleiben. Da drüben auf der anderen Straßenseite habe ich ein Hutgeschäft gesehen.«

»Das, an dem wir vorbeigelaufen sind, um die Straße zu überqueren?«

»Ich weiß, ich weiß«, räumte sie kichernd ein. »Sie hatten Hüte und Schals im Sonderangebot. Du könntest auch einen Hut gebrauchen, Schatz. Und viel eicht einen hübschen, warmen Schal. Außerdem würde ich es einfach nicht ertragen, schon wieder ins Hotel zurückzugehen. Ich habe das Gefühl, als ob ich eben erst aus dem Gefängnis entlassen worden wäre.«

»Ich weiß. Mir geht es genauso.« Er nahm die Tüte mit dem Bäumchen in die andere Hand.

»Also gehen wir Hüte kaufen. Dann könnten wir zum Rockefeller Center gehen, uns noch mal den großen Weihnachtsbaum angucken und den Schlittschuhläufern zusehen.«

»Klingt wie der perfekte Plan. Die Hotdogs von den Schwebegril s hier in New York schmecken einfach phä-

nomenal. Ich sage dir, nirgendwo sonst gibt es so gute Hotdogs wie in dieser Stadt.«

»Sie schmecken wirklich lecker«, stimmte er nach einem ersten Bissen zu. »Vor al em, wenn man nicht dran denkt, woraus sie bestehen.«

Sie stieß ein glückliches Lachen aus. »Dann denken wir einfach nicht dran!«

Während sie sich durch das Gedränge bis zur nächsten Ecke schoben, biss er wieder in sein Hotdog und stel te kauend fest: »Mir war gar nicht bewusst, dass ich einen solchen Hunger habe. Ich hätte mir am besten gleich zwei Hotdogs geholt.«

Sie traten an den Straßenrand, und er machte einen Schritt nach vorn, doch im selben Augenblick rang seine Frau erstickt nach Luft, er packte erschrocken ihren Arm

»Ich habe nur mit meinem Kaffee gekleckert, das ist al es. Mist.«

»Hast du dich verbrannt?«

»Nein. Nein.« Sie rieb mit ihrer Hand an dem Fleck auf ihrem Mantel. »Ich war einfach ungeschickt. Irgendjemand hat mich angerempelt. Gott, ich hoffe, den Fleck kriege ich wieder raus. Oh, jetzt haben wir auch noch die Grünphase verpasst.«

»Wir sind doch nicht in Eile.«

.»Sag das mal al den anderen«, murmelte sie. »Wenn die Leute nicht so drängeln würden, hätte ich jetzt keinen Kaffee auf dem Mantel.«

»Wir werden was besorgen, womit wir -«

Bevor er seinen Satz beenden konnte, stürzte er kopf- über auf die Straße.

Die Tüte, die er in der Hand gehalten hatte, flog in ho-hem Bogen durch die Luft. Das Letzte, was er hörte, bevor er auf die Straße krachte, waren Zanas spitze Schreie und das schrill e

Kreischen der Bremsen des Taxis, von dem er angefahren worden war.

Eve wartete noch auf die Spurensicherung und ging an ihrem Handcomputer Trudys letzte Kontoauszüge durch.

Am Freitag hatte sie ein paar Dol ar in einer Apotheke gelassen, und zwar kurz, nachdem sie in dem Strumpf-geschäft und auf der Bank gewesen war.

Sie hatte also al es vorbereitet.

Auch auf dem Markt war sie gewesen.

Wo waren die Tüten geblieben, mit denen sie vom Einkauf ins Hotel zurückgekommen war?

Während sie noch überlegte, klingelte ihr Handy.

»Dal as.«

»Wir haben ein Problem.« Baxters Stimme enthielt nichts von ihrem üblichen Sarkasmus. »Die männliche Zielperson wurde an der Ecke Fünfter und Zweiund-vierzigster von einem Taxi angefahren.«

»Himmel, verdammt. Wie schlimm ist es?«

»Keine Ahnung. Die Sanitäter sind vor Ort. Die Frau ist vol kommen hysterisch. Sie standen auf dem Bürgersteig und haben auf die grüne Ampel gewartet. Ich hatte sie auf Audio, und Trueheart hatte sie ziemlich gut im Blick. Aber es herrschte ein furchtbares Gedränge. Er hat nur gesehen, wie der Typ kopfüber auf die Straße gefallen ist.

Es hat ihn ziemlich heftig erwischt, Dal as. Um ein Haar wäre er überfahren worden. Ich habe den Taxifahrer hier.«

»Lassen Sie ihn von zwei Beamten auf die Wache bringen, damit wir seine Aussage aufnehmen können.

Bleiben Sie an den Zielpersonen dran. Wohin wird er gebracht?«

»In die Notaufnahme des Boyd-Gesundheitszentrums.

Ein Stück die Fünfte hinab.«

»Wir treffen uns dort. Einer von Ihnen fährt mit dem Krankenwagen in die Notaufnahme und bleibt bei ihm.

Lassen Sie die beiden ja nicht aus den Augen, bis ich in der Klinik bin.«

»Okay. Meine Güte, Dal as. Der Typ war gerade dabei, ein Hotdog zu essen und einen grausigen Kaffee zu trinken. Da flog er einfach auf die Straße. Die Sanitäter geben der Frau etwas, um sie zu beruhigen.«

»Sagen Sie ihnen, dass sie sie nicht zu stark betäuben dürfen, weil ich noch mit ihr reden muss. Verdammt, Baxter, verhindern Sie, dass sie nicht mehr mit mir reden kann.«

»Wird erledigt.« Damit legte er auf.

Sie wandte sich zum Gehen und wol te gerade die Hoteltür aufziehen, als Peabody von außen drückte und erklärte: »Die Spurensicherung ist unterwegs.«

»Wir weisen sie nur noch kurz ein, dann müssen wir los. Bobby wird nämlich gerade ins Krankenhaus gebracht. Er wurde von einem Taxi angefahren.«

»Von einem - was zum Teufel -«

»Fragen Sie mich nicht. Ich kann Ihnen nichts sagen.

Schicken wir die Leute an die Arbeit und machen uns auf den Weg.«

Sie schaltete die Sirenen ein, bahnte sich im Eiltempo einen Weg durch den dichten Verkehr.

Und kämpfte gegen die aufsteigenden Schuldgefühle an.

Hatte sie Bobby in eine Situation gebracht, aufgrund derer er zu Schaden gekommen war? Sie hatte ihn mit einem Peilsender mit Audio versehen und zwei Kol egen auf ihn angesetzt. Genügte das etwa nicht?

»Viel eicht war es ja einfach ein ganz normaler Unfall.«

Peabody versuchte Haltung zu bewahren, als Eve den Wagen zwischen einem Van und einem Taxi hindurch-manövierte, wobei es links und rechts höchstens noch einen Milimeter zwischen den Lackschichten der Fahrzeuge gab. »Schließlich haben jeden Tag irgendwelche Leute, vor allem Fremde, Verkehrsunfälle hier. Sie wagen sich zu weit auf die Straße oder gucken einfach nicht, wohin sie gehen, weil sie statt auf die Ampeln auf die Gebäude sehen.«

»Es ist völlig sinnlos, Bobby wehzutun. Es ergibt ganz einfach keinen Sinn.« Sie ließ die Faust aufs Lenkrad krachen. »Was bringt einem das? Roarke spuckt bestimmt nicht zwei Millionen aus, weil ein Typ, den er noch nicht mal kennt, vor ein Taxi gestoßen wird.

Weshalb sollte er das tun? Es ist völlig sinnlos, Bobby wehzutun.«

»Sie haben gesagt, Baxter hätte gemeldet, dass Bobby gegessen und getrunken hat, als er am Rand der Straße stand. Viel eicht wurde er ja angerempelt oder ist ausgerutscht. Das kommt bei dem Schneeregen schon mal vor. Das, manchmal passieren solche Dinge einfach.

Manchmal hat jemand einfach Pech.«

»Dieses Mal war es kein Pech. Dieses Mal war es kein schwachsinniger Zufall.« Ihre Stimme verriet Leidenschaft und Zorn. »Wir haben ganz eindeutig irgendetwas übersehen. Wir haben etwas oder viel eicht auch jemanden übersehen, und jetzt haben wir einen Zeugen im Krankenhaus.«

»Das ist nicht Ihre Schuld.«

»Ich habe die beiden gehen lassen, deshalb ist es meine Schuld. Machen Sie Kopien der Audio-Aufnahmen, und schicken Sie eine davon ins Labor. Ich will alles hören können, jede Stimme, jedes einzelne Geräusch.«

Sie fuhr vor der Notaufnahme vor. »Parken Sie den Wagen«, wies sie Peabody an, während sie selbst schon auf die Straße sprang. »Ich muss da rein.«

Sie marschierte durch die Tür an den Ort der Schmerzen und des Leids.

Opfer warteten darauf, dass man sie hörte und ihnen in ihrem Elend half. Kranke hockten zusammengesunken auf billigen Plastikstühlen, und Gesunde warteten ungeduldig darauf, dass der Mensch, mit dem sie hierhergekommen waren, behandelt und wieder entlassen oder aufgenommen wurde, weil eine intensivere Versorgung nötig war.

Sie entdeckte Trueheart, der in Jeans und Sweatshirt irgendwie noch jünger wirkte als in seiner Uniform. Er saß dicht neben Zana, hielt tröstend ihre Hand und sprach, während sie leise schluchzte, begütigend auf sie ein.

»Eve! Eve!« Zana sprang von ihrem Stuhl und warf sich der Polizistin an die Brust. »Bobby. Oh, mein Gott.

Es ist alles meine Schuld. Bobby ist verletzt. Er ist schwer verletzt. Ich weiß nicht -«

»Stopp.« Eve trat einen Schritt zurück und schüttelte die junge Frau. »Wie schlimm ist er verletzt?«

»Das haben sie mir nicht gesagt. Sie wollten es nicht sagen. Er hat geblutet. Sein Kopf. Sein Kopf und sein Bein. Er war bewusstlos.« Wieder brachen sich die Tränen Bahn. »Ich habe gehört, dass sie von einer Gehirnerschütterung gesprochen haben, von irgendeinem Bruch, und viel eicht -« »Okay, was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht.« Sie sank wieder auf ihren Stuhl.

»Wir haben an der Ampel gewartet. Wir hatten uns Hotdogs und Kaffee geholt. Es war kalt, aber es hat sich so gut angefühlt, endlich mal wieder draußen zu sein. Ich habe gesagt, ich hätte gerne einen Hut, wie es sie auf der anderen Straßenseite gab. Dann habe ich etwas von meinem Kaffee auf meinen Mantel verschüttet, wir haben die Grünphase verpasst und konnten noch nicht gehen.

Also haben wir auf die nächste Grünphase gewartet, und da ist er einfach gefallen. Oder vielleicht auch ausgerutscht. Ich weiß es nicht. Ich habe noch versucht, ihn an seinem Mantel festzuhalten. Ich habe ihn sogar noch berührt. Ich glaube, ich habe ihn sogar noch berührt.«

Sie starrte auf ihre Hand, und Eve bemerkte den leichten Verband. »Was ist mit Ihrer Hand passiert?«

»Als ich ihn packen wollte, habe ich meinen Kaffee noch mal verschüttet. Er ist über den Rand geschwappt, als ich ihn festhalten wollte. Dabei habe ich mir die Hand leicht verbrannt. Ich geriet ins Stolpern. Glaube ich. Jemand hat mich zurückgezogen. Aber Bobby -«

Zana schlang sich die Arme um den Bauch und wiegte sich vor und zurück. »Das Taxi hat ihn erwischt. Ich habe noch versucht, es anzuhalten, aber es war zu schnell, hat ihn erwischt, dann ist er durch die Luft geflogen und auf der Straße aufgeschlagen. Es hat fürchterlich geknallt.«

»Wo ist er?« Eve sah Trueheart an.

»Sie haben ihn in Behandlungsraum zwei gebracht.

Baxter steht vor der Tür.«

»Zana, Sie bleiben hier. Trueheart, passen Sie weiter auf sie auf.«

Sie marschierte durch den Wartebereich, an einer Krankenschwester vorbei, die ihr hinterherrief, dass sie stehen bleiben sollte, und bog nach rechts ab, als sie Baxter vor einer doppelten Schwingtür stehen sah.

»Verdammt, Dallas. Wir waren höchstens vier Meter entfernt. Jeder von uns auf einer Seite.«

»Die Frau glaubt, er wäre ausgerutscht.«

»Ja, ja, vielleicht. Wie groß stehen die Chancen, dass es so war? Er wird gerade behandelt. Der Arm ist gebrochen, das steht fest. Vielleicht auch die Hüfte. Und der Schädel hat was abgekriegt. Ich weiß nicht, wie viel, die Sanitäter haben es mir nicht gesagt.«

Eve fuhr sich mit der Hand durch das Gesicht. »Hatten Sie den Eindruck, dass ihn jemand vor das Taxi gestoßen hat?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher. Wir hatten sie wirklich gut im Blick und vor allem im Ohr. Aber da draußen herrscht das vollkommene Chaos, Dallas. Sie wissen, wie es um diese Jahreszeit ist. Horden von Menschen drängen sich auf den Bürgersteigen, alle sind entweder fürchterlich in Eile oder haben Kameras vor den Gesichtern und sehen sich mit großen Augen um. In dieser Woche verdienen die Taschendiebe mehr als sonst in einem halben Jahr. Wenn ich schwören müsste, dass uns niemand durch die Lappen gegangen ist, könnte ich das nicht. Die Sache ist die -«

»Was?«

»Einen Moment vorher hatte sie sich mit Kaffee bekleckert. Meinte, sie wäre angerempelt worden. Das hat mich irgendwie nervös gemacht, aber noch während ich mich näher an sie rangeschoben habe, flog der Kerl schon durch die Luft.«

»Verdammt.«

Eve schickte Baxter zu Trueheart in den Warteraum und lief, während ihr beißende Gerüche in die Nase stiegen und gequälte Laute an die Ohren drangen, vor dem Behandlungszimmer auf und ab.

Sie hatte Gesundheitszentren, Ambulanzen, Hospitäler immer schon gehasst. Es waren Orte der Krankheit und der Schmerzen, dachte sie. Des Todes und des Leids.

Der stundenlangen Warterei.

Lag Bobby ihretwegen hier? Hatte ihr Bedürfnis, die Dinge voranzubringen, ihn hierher gebracht? Ein persönliches Bedürfnis, merkte sie. Sie wollte die Tür zu diesem Teil ihrer Vergangenheit zuwerfen und wieder verschließen.

Nicht nur um ihres Seelenfriedens willen, gestand sie sich widerstrebend ein, sondern um sich zu beweisen, dass sie dazu in der Lage war. Deshalb war sie bewusst ein Wagnis eingegangen, ein - wenn auch kalkuliertes - Risiko.

Und Bobby Lombard zahlte dafür den Preis. Oder war es wirklich nur ein lächerlicher Unfall? Hatte es vielleicht nur daran gelegen, dass die Straße rutschig, überfüllt und alle Welt in Eile war? Unfälle gab es schließlich jeden Tag, nein, jede Stunde, dachte sie. Es war also nicht ausgeschlossen, dass es so simpel war.

Nur glaubte sie es einfach nicht. Selbst wenn der Computer eine hundertprozentige Wahrscheinlichkeit dafür errechnen würde, würde sie das nicht glauben.

Er war bewusstlos, blutig und verletzt, und sie hatte ihn losgeschickt, damit sie einen Mörder wittern konnte.

Vielleicht war er es selbst gewesen, vielleicht hatte Bobby seine Mutter umgebracht. Menschen brachten ihre Mütter um. Lebenslange Spannungen, Streitereien und möglicherweise Schlimmeres, vielleicht hatte es plötzlich einfach »Klick« gemacht. Manchmal reichte bereits ein gebrochener Knochen, und man brachte einen anderen Menschen um.

Sie hatte deshalb einen anderen Menschen umgebracht. Als er ihr den Arm in dem grauenhaften Zimmer in Dallas gebrochen hatte, hatte es bei ihr »Klick«

gemacht. Ihr Verstand hatte sich abgemeldet, und sie hatte ihm das Messer in den Bauch gerammt. Ein ums andere Mal. Sie konnte sich daran erinnern, an das Blut, an den Geruch - ätzend und gleichzeitig süß -, daran, wie es ihr nass und warm über die Hände und das Gesicht gelaufen war.

Selbst nach all den Jahren konnte sie sich noch daran erinnern, wie schlimm der Schmerz in ihrem Arm gewesen war, und wie sie beide geheult hatten, als er von ihr getötet wurde.

Die Leute hatten unrecht, wenn sie sagten, dieses Heulen wäre unmenschlich. Es war durch und durch menschlich. Menschlicher als beinahe jedes andere Geräusch.

Sie presste sich die Hände vor die Augen. Gott, sie hasste Krankenhäuser. Hasste es, sich daran zu erinnern, dass sie selbst in einem wach geworden war und nicht mal hatte sagen können, wer sie war. Ein Großteil ihres Wesens hatte sich ganz einfach aufgelöst.

Hasste den Geruch von ihrer eigenen Angst. Hasste all die Fremden, die auf sie herabgesehen und von ihr hatten wissen wollen: Wie heißt du? Wo wohnst du? Was ist mit dir passiert?

Woher hätte sie das wissen sollen? Und selbst wenn sie sich daran erinnert hätte, wenn ihr Hirn nicht einfach abgeschaltet hätte, wie hätte sie jemals erzählen sollen, was geschehen war?

Sie hatten ihr wehgetan, um sie gesund zu machen.

Auch daran erinnerte sie sich. Hatten den Knochen gerichtet und die Risse und die inneren Verletzungen von den wiederholten Vergewaltigungen letztendlich geheilt.

Aber die Geheimnisse hinter der dicken Mauer, die ihr Hirn errichtet hatte, hatten sie ihr nie entlockt.

Sie hatten nie erfahren, dass das kleine Kind, das sie in ihrem Krankenhaus versorgten, trotz des menschlichen Heulens, das es dabei ausgestoßen hatte, wie eine Bestie über seinen eigenen Vater hergefallen war.

»Das.«

Sie riss sich zusammen, drehte sich aber nicht um.

»Ich weiß noch nichts.«

Peabody trat schweigend neben sie. Durch die Glaswand konnte Eve verfolgen, wie das Team von Notärzten um Bobbys Leben rang. Warum, fragte sie sich, hatten solche Räume Wände aus Glas? Warum sollten Leute sehen, was sich in diesen Räumen abspielte?

Dass man darin Menschen wehtat, um sie gesund zu machen.

War es nicht schon schlimm genug, sich diese Dinge vorzustellen, ohne dass man all das Blut und all die piepsenden Geräte auch noch sah?

»Gehen Sie, und sprechen Sie mit Baxter«, bat sie ihre Partnerin. »Ich will alle Zeugenaussagen haben, die er bekommen hat. Außerdem brauche ich die Namen aller Zeugen. Lassen Sie die Lizenz des Taxifahrers überprüfen.

Dann schicken Sie ihn und Trueheart auf das Revier zurück und sagen, dass er die Audio-Aufnahme im Labor abgeben soll. Bleiben Sie selbst bei Zana und versuchen ihr alles zu entlocken, woran sie sich erinnern kann.«

»Sollten wir nicht ein paar Beamte herbestellen, die vor seinem Zimmer Position beziehen?

Wenn sie hier drinnen mit ihm fertig sind?«

»Ja.« Denk positiv, sagte sich Eve. Er würde sicher in ein anderes Zimmer kommen und nicht in die Pathologie.

Als sie wieder allein war, zwang sie sich, noch einmal durch die Glasscheibe zu sehen. Sie überlegte, was das Mädchen, das sie einst gewesen und das ebenfalls in einem Raum mit Glaswänden behandelt worden war, mit dem zu tun hatte, was hier geschah.

Endlich kam eine Schwester in den Flur, und Eve packte sie am Arm. »Wie geht es ihm?«

»Er ist halbwegs stabil. Der Arzt wird Ihnen genauere Informationen geben. Angehörige setzen sich bitte nach draußen in den Wartebereich.«

»Ich bin keine Angehörige.« Eve zog ihre Dienstmarke hervor. »Ihr Patient ist Hauptzeuge in einem Mordfall. Ich muss also wissen, ob er es schafft.«

»Sieht gut aus. Er hatte wirklich Glück. Wenn man es als Glück bezeichnen kann, zwei Tage vor Weihnachten von einem Taxi angefahren zu werden. Er hat ein paar gebrochene Knochen, Prellungen und Schürfwunden.

Außerdem ein paar innere Blutungen, aber die haben wir gestoppt. Sein Zustand ist halbwegs stabil, aber die Kopfverletzung macht uns Sorgen. Wie gesagt, sprechen Sie am besten mit dem behandelnden Arzt.«

»Seine Frau sitzt draußen mit meiner Partnerin. Sie muss erfahren, wie es ihm geht.«

»Gehen Sie ruhig zu ihr.«

»Wie gesagt, da drinnen liegt ein wichtiger Zeuge auf dem Tisch. Ich bleibe also hier.«

. Das Gesicht der Schwester drückte eine Spur von Ärger aus, dann aber winkte sie müde ab.

»Okay, okay.

Dann gehe ich also.«

Eve blieb weiter vor der Glaswand stehen. Hinter sich hörte sie die Hektik und das Durcheinander, die in jeder Notaufnahme herrschten, das Piepsen und Zischen der Geräte, die schnellen Schritte eines Menschen, der eilig durch die Gegend lief.

Irgendwann schrie jemand mit betrunkenen Stimme

»frohe Weihnachten!«, lachte und sang, während er sich auf einer Bahre durch die Gegend rollen ließ. Andere heulten und jammerten, als man eine Frau auf einer anderen Bahre eilig einen Gang hinunterschob. Ein Sanitä-

ter lief mit einem Eimer, aus dem es nach Erbrochenem stank, an ihr vorbei.

Jemand schlug ihr kräftig auf die Schulter, und als sie herumfuhr, wehte ihr der Geruch von selbst gebranntem Fusel und schlecht gepflegten Zähnen ins Gesicht. Der dafür verantwortliche Mann trug ein verschmutztes Weihnachtsmannkostüm und einen weißen Bart, der an der einen Seite abgerissen war.

»Frohe Weihnachten! Wollen Sie vielleicht ein Geschenk? Ich habe ein Geschenk für Sie dabei!«

Er griff sich in den Schritt und zerrte seinen Schwanz hervor. In irgendeinem nüchternen, aber nicht weniger verrückten Augenblick hatte er ihn wie eine Zuckerstange angemalt.

Eve betrachtete die roten und die weißen Streifen.

»Hm, sieht wirklich lecker aus, aber ich habe leider nichts für dich. Warte, ich habe doch was.« Sein breites Grinsen schwand, als er ihre Marke sah.

»Kommen Sie.«

»Ich schleife dich nur deshalb nicht wegen unzüchtigen Betragens, Erregung öffentlichen Ärgernisses - obwohl die Malerei nicht übel ist - und des wahrscheinlich fauligsten Atems im gesamten Universum aufs Revier, weil ich beschäftigt bin. Aber wenn ich zu dem Ergebnis komme, dass ich doch nicht zu beschäftigt bin, bringst du die Feiertage hinter Gittern zu. Also hau lieber ab.«

»Kommen Sie.«

»Und steck das Ding am besten wieder ein, bevor du irgendein Kind damit erschreckst.«

»He, Weihnachtsmann, ich habe dich bereits gesucht.«

Die Schwester, die vorhin aus dem Behandlungsraum gekommen war, rollte mit den Augen und packte den Weihnachtsmann am Arm. »Komm mit da rüber, ja?«

»Wollen Sie ein Geschenk? Ich habe was für Sie.«

»Ja, ja. Etwas Schöneres kann ich mir gar nicht wünschen.«

Als die Tür geöffnet wurde, drehte Eve sich wieder um und stürzte auf den ersten Mann im grünen Kittel zu.

»Wie geht es ihm?«

»Sind Sie seine Frau?«

»Nein, ich bin von der Polizei.«

»Bei einem Zusammenstoß mit einem Taxi zieht der Mensch meistens den Kürzeren. Aber sein Zustand ist stabil.« Der Arzt spreizte die Finger, glitt damit über seine Nase und rieb sich die müden Augen. »Hat einen gebrochenen Arm, eine gebrochene Hüfte und eine geprellte Niere. Das Schädeltrauma macht uns die größten Sorgen, wenn es keine Komplikationen gibt, müsste er es schaffen. Er hat wirklich Glück gehabt.«

»Ich muss mit ihm reden.«

»Er steht unter Beruhigungsmitteln. Wir haben ihn stabilisiert und schicken ihn noch zu ein paar Tests. Wenn alles gut läuft, ist er vielleicht in ein, zwei Stunden ansprechbar.« Plötzlich blitzte in seinen Augen Neugier auf.

»Kenne ich Sie nicht irgendwoher? Sie sind Polizistin, haben Sie gesagt? Ich habe meine Künste auch schon mal an Ihnen ausprobiert.«

»Lieutenant Dal as. Möglich, dass ich schon mal hier war.«

»Ja, Dal as. Bei Ihnen ist anscheinend immer etwas los. Hören Sie, ich muss mit seiner Frau reden.«

»Okay. Ich postiere einen meiner Leute hier. Ich wil nicht, dass irgendjemand mit ihm spricht, bevor er meine Erlaubnis dazu hat.«

»Worum geht es überhaupt?«

»Er ist ein wichtiger Zeuge. Ich bin von der Mordkom-mission.«

»Oh, ja. Ja, genau! Der Fal Icove. Diese wahnsinnigen Schweinehunde. Tja, Ihr Zeuge müsste lange genug leben, um aussagen zu können. Das kriege ich ganz sicher hin.«

Sie drehte den Kopf und sah, wie Bobby aus dem Raum geschoben wurde. Einen Teil von seiner Haut hatte er auf der Straße zurückgelassen. Das, was noch übrig war, war kreidebleich. Wenn sie die Medikamente runterführen, täte ihm wahrscheinlich jede Faser seines Körpers höl isch weh, aber er atmete al ein.

»Ich fahre mit ihm rauf, bis der Kol ege kommt.«

»Das können Sie halten, wie Sie wol en. Nur stehen Sie uns bitte nicht im Weg. Frohe Weihnachten und so«, fügte der Arzt hinzu und wandte sich zum Gehen.

Eve stand in einem anderen Stock vor einer anderen Tür und wartete darauf, dass endlich die letzte Untersuchung abgeschlossen war. Während des Wartens ging die Fahrstuhltür auf, und dicht gefolgt von Peabody kam Zana angestürzt.

»Der Arzt hat gesagt, er wird wieder ganz gesund.«

Tränen hatten ihr Make-up verschmiert, aber sie drückte Eve glücklich die Hand.

»Er wird wieder ganz gesund. Sie machen nur noch ein paar Tests. Ich hatte fürchterliche Angst - ich hatte Angst

-« Ihre Stimme brach. »Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn - Ich weiß es einfach nicht.«

»Ich möchte, dass Sie mir erzählen, was geschehen ist.«

»Ich habe es schon dem Detective erzählt. Ich habe ihr erzählt, dass ich -«

»Ich hätte gern, dass Sie es mir auch erzählen. Warten Sie.«

Als die Tür des Lifts erneut zur Seite glitt und sie den bestel ten Kol egen sah, trat sie eilig auf den Fahrstuhl zu.

»Bobby Lombard. Ein wichtiger Zeuge in einem Mordfal .

Ich möchte, dass Sie ihn nicht aus den Augen lassen.

Überprüfen Sie das Zimmer, in das sie ihn bringen, überprüfen Sie die Ausweise von al en - tatsächlich von al en -, die ihn sehen wol en. Wenn er auch nur seltsam brummt, wil ich davon hören. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

»Klar und deutlich, Ma'am.«

Zufrieden kehrte sie zu Zana und ihrer Partnerin zu-rück. »Okay, wir suchen uns ein Plätzchen, wo wir uns setzen können. Ich wil al es wissen. Jede noch so kleine Kleinigkeit.«

»In Ordnung, nur - verstehe ich das Ganze einfach nicht.« Zana biss sich auf die Lippe und blickte über ihre Schulter auf die Tür des Untersuchungsraums, als Eve sie mit sich zog. »Kann ich nicht so lange bleiben, bis -«

»Wir sind ganz in der Nähe.« Sie zückte ihre Dienst-marke und winkte einen Pfleger heran.

»Gut«, erklärte er. »Ich bin verhaftet. Das heißt, dass ich mich setzen kann.«

»Ich brauche Ihren Pausenraum.«

»Ich kann mich undeutlich erinnern, dass es so was gibt. Stühle, einen Tisch, Kaffee. Den Gang

hinunter und dann links. Sie brauchen eine Schlüsselkarte, sonst kriegen Sie die Tür nicht auf. Am besten bringe ich Sie einfach hin.«

Er ging voran, öffnete die Tür und streckte seinen Kopf in den kleinen, leeren Raum. »Okay. Ich habe den Kaffee wenigstens gerochen. Er riecht gar nicht mal so schlecht.« Damit ließ er sie al ein.

»Setzen Sie sich, Zana«, meinte Eve.

»Ich muss mich bewegen. Wenn ich stil irgendwo sitze, werde ich verrückt.«

»Kein Problem. Gehen Sie noch mal durch, was genau geschehen ist.«

»Das habe ich Ihnen doch bereits erzählt. Und dem Detective auch.«

»Erzählen Sie es trotzdem noch einmal.«

Während sie dies tat, ging Eve auf Einzelheiten ein.

»Sie wurden also angerempelt und haben etwas von Ihrem Kaffee verschüttet.«

»Ja, und zwar auf meinen Mantel.« Sie griff nach dem Kleidungsstück, das sie achtlos auf einen Stuhl geworfen hatte, und hielt es Eve hin. »Es war gar nicht so schlimm.

Zumindest nicht beim ersten Mal. Dann aber habe ich noch mehr Kaffee verschüttet, als Bobby - Gott, ich sehe es noch immer deutlich vor mir.«

»Wurden Sie angerempelt, oder hat man Sie geschubst?«

»Das weiß ich nicht. Ich schätze, dass ich einfach angerempelt wurde. Schließlich herrschte ein furchtbares Gedränge. Ich habe noch gedacht, wie aufregend das al es ist. Draußen herumzulaufen, al die Leute, die Schaufenster, der Lärm. Wir hatten unsere Hotdogs und die Einkaufstüten in den Händen. Wir hätten zum Hotel zurückgehen sol en. Ich weiß, dass Bobby gern zurückgegangen wäre. Aber -«

»Sie wol ten nicht. Hat Bobby irgendwas gesagt?

Haben Sie irgendwas gesehen, bevor er gefal en ist?«

»Nein, ich habe noch an meinem Mantel herumgerie-ben, an mir herabgesehen und gehofft, dass sich der Fleck entfernen lässt. Ich glaube, er hatte eine Hand in meine Richtung ausgestreckt, als ob er meinen Becher nehmen wol te, damit ich mich um den Fleck auf meinem Mantel kümmern kann. Dann fiel er plötzlich um. Ich - ich habe noch versucht, ihn festzuhalten«, stieß sie mit brechender Stimme aus. »Dann hat jemand gehupt und Bremsen haben gequietscht. Es war einfach entsetzlich.«

Ihre Schultern zitterten, als sie sich auf einen Stuhl und ihr Gesicht zwischen die Hände fal en ließ. Peabody bot ihr wortlos einen Becher Wasser an, und nach einem vorsichtigen Schluck atmete sie erschauernd ein. »Es sind sofort Leute stehen geblieben, um zu helfen. Es heißt immer, die New Yorker wären kalt und irgendwie gemein, aber das sind sie nicht. Die Leute waren nett und unglaublich bemüht. Sie haben versucht zu helfen. Dann kam die Polizei. Die beiden Männer, die den ganzen Tag hinter uns hergelaufen sind. Bobby hat geblutet und wurde einfach nicht wach. Dann kamen die Sanitäter. Glauben Sie, dass ich bald zu ihm kann?«

»Ich gehe mal fragen.« Peabody trat an die Tür, blieb aber noch einmal stehen und sah Zana fragend an. »Hätten Sie viel eicht gern einen Kaffee?« . »Ich glaube nicht, dass ich je wieder Kaffee trinken werde.« Zana wühlte in einer ihrer Taschen und zog ein Taschentuch heraus, in dem sie ihr Gesicht vergrub.

Eve ließ sie einfach sitzen und verließ zusammen mit Peabody den Raum.

»Mehr habe ich auch nicht aus ihr herausgekriegt«, begann ihre Partnerin. »Sie hat keine Ahnung, dass dies viel eicht ein vorsätzlicher Angriff war.«

»Wir werden ja sehen, was Bobby sagt. Was ist mit den Aufnahmen?«

»Baxter hat sie persönlich ins Labor gebracht, und ich habe die Peilsender von ihren Mänteln abgemacht.«

»Guter Gedanke.«

»Ich habe seine Liste mit Zeugen und ein paar Aussagen, die er am Ort des Geschehens entgegengenommen hat. Der Taxifahrer sitzt auf dem Revier. Er hat eine gültige Lizenz und hat in den sechs Jahren, seit er fährt, außer ein paar kleinen Blechschäden keine Unfälle gehabt.«

»Fahren Sie auf die Wache, nehmen Sie seine Aussage entgegen und notieren seine Adresse, falls es später noch irgendwelche Fragen gibt. Dann lassen Sie ihn gehen. Anschließend schreiben Sie alles auf und schicken eine Kopie an Whitney und eine an mich.« Eve sah auf ihre Uhr. »Scheiße. Mehr gibt es nicht zu tun. Ich bleibe noch so lange hier, bis ich mit Bobby reden kann.

Tun Sie, worum ich Sie gebeten habe, und dann fahren Sie heim. Frohe Weihnachten.«

»Sind Sie sicher? Ich kann auch noch warten, bis Sie auf die Wache kommen.«

»Das hätte keinen Sinn. Falls es noch irgendetwas gibt, gebe ich Ihnen Bescheid. Ansonsten packen Sie zu Ende, fliegen Sie nach Schottland und trinken Sie - was trinkt man dort noch mal?«

»Glühwein, ich glaube, dass man dort Weihnachten Glühwein trinkt. Okay, danke. Ich bin noch so lange in Rufbereitschaft, bis der Flieger morgen startet. Frohe Weihnachten, Dallas.«

Die hätte sie vielleicht tatsächlich, dachte Eve und blickte, während Peabody den Flur hinunterging, in Richtung Pausenraum. Für einige andere Leute würde es wohl eher ein grauenhaftes Fest.

Sie wartete noch eine Stunde, bis Bobby endlich in einem eigenen Zimmer lag. Als sie den Raum betrat, drehte er den Kopf und sah sie aus glasigen, rot geränderten Augen an. »Zana?«, fragte er mit einer Stimme, der deutlich anzuhören war, dass er unter dem Einfluss von Beruhigungsmitteln stand.

»Ich bin es, Dallas. Zana ist okay. Sie kommt sofort.«

»Sie haben gesagt -« Er leckte sich die Lippen. »- ich wäre von einem Taxi angefahren worden.«

»Ja. Wie ist das passiert?«

»Ich weiß nicht. In meinem Kopf geht alles durcheinander. Ich fühle mich total seltsam.«

»Das liegt an den Medikamenten. Der Arzt sagt, dass du wieder völlig gesund wirst. Du hast ein paar gebrochene Knochen und einen ziemlich harten Schlag auf den Schädel gekriegt. Davon hast du eine Gehirnerschütterung. Du hast darauf gewartet, dass die Ampel grün wird.

Um über die Straße zu gehen.«

»Ich habe auf das grüne Licht gewartet.« Er klappte seine geschwollenen Augen zu. »Am Straßenrand war es so eng wie in einer - einer Sardinenbüchse. Es war furchtbar laut. Zana hat ein Geräusch gemacht. Das hat mich erschreckt.«

»Was für ein Geräusch?« Er sah sie wieder an. »Wie, ah -« Er atmete zischend ein. »Ungefähr so. Aber sie hatte nur etwas von ihrem Kaffee verschüttet. Kaffee, Hotdogs und Tüten. Wir hatten beide die Arme voll. Wir wollten einen Hut kaufen.«

»Bleib bei mir, Bobby«, sagte sie, als er die Lider wieder flatternd schloss. »Was ist dann passiert?«

»Ich - sie hat mich mit diesem Lächeln angesehen. An das Lächeln kann ich mich erinnern - wie >Huch, sieh nur, was ich gemacht habe<. Und dann weiß ich nichts mehr.

Ich habe sie schreien gehört. Ich habe Leute schreien und lautes Hupen gehört. Dann bin ich gegen irgendwas gestoßen. Sie haben gesagt, das Taxi hätte mich gerammt, aber es war umgekehrt. Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern, bis ich hier wach geworden bin.«

»Bist du ausgerutscht?«

»So muss es wohl gewesen sein. Da waren entsetzlich viele Leute.«

»Hast du irgendjemanden gesehen? Hat irgendwer etwas zu dir gesagt?«

»Ich weiß nicht mehr. Ich fühle mich irgendwie seltsam, als stünde ich neben mir.«

Seine Haut war weißer als die Decke, unter der er lag, und die Schürfwunden und blauen Flecken sprangen sie richtiggehend an. Und riefen neue Schuldgefühle in ihr wach.

Trotzdem drang sie weiter in ihn: »Ihr habt Einkäufe gemacht. Ihr habt einen Baum gekauft.«

»Der Baum sollte uns ein bisschen aufmuntern. Was ist mit dem Baum passiert?« Er rollte unfreiwillig mit den Augen, sah sie dann aber wieder an. »Passiert das alles wirklich oder ist es nur ein Traum? Ich wünschte, ich wäre zu Hause. Ich wünschte nur, ich wäre zu Hause. Wo ist Zana?«

Es wäre sinnlos, ihn weiter mit Fragen zu bedrängen, merkte Eve. Sie vergeudete nur ihre Zeit und seine Energie. »Ich werde sie holen.«

Sie trat in den Flur hinaus, wo Zana stand und unglücklich die Hände rang. »Kann ich jetzt endlich zu ihm? Bitte? Ich rege ihn auch ganz bestimmt nicht auf. Ich habe mich beruhigt. Ich will ihn nur sehen.«

»Ja, gehen Sie ruhig rein.«

Zana straffte ihre Schultern, setzte ein Lächeln auf, und Eve sah ihr hinterher, als sie den Raum betrat und mit gut gelaunter Stimme sagte: »Himmel, wie siehst du denn aus? Findest du nicht auch, dass du ein bisschen übertrieben hast, nur, damit du mir keinen Hut zu kaufen brauchst?« Während Eve draußen auf Zana wartete, wählte sie die Nummer des Labors. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz, als man sie darüber informierte, dass mit den Ergebnissen der Untersuchung erst am sechszwanzigsten zu rechnen war. Anscheinend flößte Weihnachten den Menschen noch mehr Ehrfurcht ein als ihr unheiliger Zorn.

Aber auch wenn sie im Labor machtlos war, sah es auf der Wache anders aus. Sie rief dort an, teilte ein paar Beamte für Zanas und Bobbys Rund-um-die-Uhr-Bewachung ein und schnauzte, als es Widerworte gab, erbost:

»Ja. Auch an Weihnachten.«

Wütend rief sie Roarke auf seinem Handy an. »Bei mir wird es heute später.«

»Du klingst mal wieder wirklich gut gelaunt. Was machst du denn im Krankenhaus?«

»Ich bin nicht meinetwegen hier. Das erzähle ich dir alles später. Die Kacke hat angefangen zu dampfen, und ich muss noch etwas gegen den Gestank unternehmen, bevor ich Feierabend machen kann.«

»Ich habe selbst noch alle Hände voll zu tun, bevor ich nach Hause fahren kann. Warum treffen wir uns nicht irgendwo zum Abendessen? Ruf mich einfach wieder an, wenn die Luft bei dir ein bisschen frischer ist.«

»Ja, okay. Viel eicht.« Sie drehte den Kopf, als Zana wieder aus dem Krankenzimmer kam. »Ich muss los. Bis später.«

»Er ist müde«, meinte Zana. »Aber er hat mit mir ge-scherzt. Meinte, dass er bis an sein Lebensende nie mehr Hotdog isst. Danke, dass Sie hier geblieben sind. Es hilft, jemanden hier zu haben, den ich kenne.«

»Ich fahre Sie zu Ihrem Hotel zurück.«

»Viel eicht kann ich ja bei Bobby bleiben. Ich könnte auf dem Stuhl neben seinem Bett schlafen.«

»Es wäre sicher besser für Sie beide, wenn Sie etwas Ruhe fänden. Ich lasse Sie morgen Früh von einem Streifenwagen abholen, der Sie zu Bobby bringt.«

»Ich könnte auch ein Taxi nehmen.«

»Wir sollten lieber auf Nummer sicher gehen. Ich postiere auch wieder einen Kollegen vor Ihrer

Zimmertür.«

»Warum?«

»Eine reine Vorsichtsmaßnahme.« Zana packte Eve am Arm. »Sie denken, jemand hätte Bobby absichtlich wehgetan? Sie denken, dass er gestoßen worden ist?«

Ihre Stimme wurde schrill, und sie grub ihre Finger schmerzhaft in Eves Haut.

»Bisher gibt es dafür keinerlei Beweise. Ich gehe einfach lieber kein Risiko ein. Falls Sie noch irgendetwas brauchen, halten wir auf dem Weg zu Ihrem Hotel an einem Supermarkt.«

»Er ist ausgerutscht. Er ist ausgerutscht, das ist alles«, versuchte Zana sich selbst zu überzeugen.

»Sie sind einfach vorsichtig. Sie kümmern sich einfach um uns.«

»Genau.«

»Könnten wir vielleicht gucken, ob es hier einen Laden gibt? Dann könnte ich ein paar Blumen für Bobby kaufen.

Vielleicht haben sie ja sogar einen kleinen Baum. Wir haben heute einen Baum gekauft, aber ich glaube, der wurde zerdrückt.«

»Sicher, kein Problem.«

Sie unterdrückte ihre Ungeduld, ging mit nach unten in den Geschenkeladen und wanderte ziellos durch die Gegend, während Zana endlos überlegte, welches die passenden Blumen wären und welcher der mageren, kleinen Bäume wohl der Schönste war.

Dann ging es um die Auswahl einer Karte, auch die bereitete der armen Zana offenkundig eine fürchterliche Qual.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis das erledigt war, was sich nach Eves Meinung auch problemlos in dreißig Sekunden über die Bühne hätte bringen lassen. Aber zumindest hatte Zana wieder etwas Farbe im Gesicht, als man ihr versicherte, spätestens in einer Stunde hätte Bobby seine Blumen und natürlich auch den Baum.

»Er wird sich sicher freuen, wenn er aufwacht und die Sachen sieht«, meinte Zana, als sie mit Eve vor das Gebäude trat. Wegen des beißend kalten Windes knöpfte sie sich ihren fleckigen Mantel zu. »Glauben Sie, dass die Blumen vielleicht zu kitschig sind? Zu feminin? Es ist unglaublich schwer, Blumen für einen Mann zu kaufen, finden Sie nicht auch?«

Woher zum Teufel sollte sie das wissen? »Sie gefallen ihm bestimmt.«

• »Meine Güte, ist das kalt. Es schneit schon wieder.«

Zana blieb kurz stehen und blickte Richtung Himmel.

»Vielleicht kriegen wir ja weiße Weihnachten. Das wäre was. Bei uns in Texas schneit's so gut wie nie, und wenn, schmilzt das Zeug schneller, als man gucken kann. Als ich zum ersten Mal Schnee gesehen habe, wusste ich gar nicht, was ich davon halten sollte. Wie war das bei Ihnen?«

»Das ist so lange her«, sie hatte den Schnee durchs Fenster eines anderen schmuddeligen Hotelzimmers gesehen, vielleicht in Chicago, »dass ich mich gar nicht mehr daran erinnern kann.«

»Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich einen Schneeball geformt habe, und daran, wie kalt der war.«

Zana sah auf ihre Hände, bevor sie sie zum Schutz vor der neuerlichen Kälte in die Manteltaschen schob. »Wenn es nachts geschneit hat und man morgens einen Blick aus dem Fenster geworfen hat, hat alles so weiß und sauber ausgesehen.«

Sie wartete neben dem Wagen, während Eve die Türen öffnete. »Wissen Sie noch, wie sich einem der Magen vor Aufregung zusammengezogen hat, weil es an dem Tag möglicherweise schulfrei gab?«

»Nicht wirklich.«

»Hören Sie einfach nicht auf mich, ich plappere nur so vor mich hin. Das mache ich immer, wenn ich nervös bin.

Ich schätze, Sie haben schon alles für Weihnachten vorbereitet?«

»Das Meiste.« Eve lenkte den Wagen auf die Straße und ging mit einem innerlichen Seufzer weiter auf den Smaltalk ein.

»Bobby wollte die Gedenkfeier für seine Mama noch vor Ende des Jahres abhalten.« Da sie ihre Hände offenbar nicht still halten konnte, drehte sie an ihrem obersten Mantelknopf. »Ich weiß nicht, ob das jetzt noch möglich ist. Er dachte - wir dachten -, es wäre das Beste, die Sache noch in diesem Jahr hinter uns zu bringen. Damit das neue Jahr ohne all das Leid beginnt. Meinen Sie, dass wir bald nach Hause fliegen können?«

Sie konnte sie nicht daran hindern, dachte Eve. Sie konnte ihre Abreise etwas verzögern, aber konnte kaum verlangen, dass die beiden blieben, wenn Bobby erst wieder reisefähig war. »Wir werden sehen, was die Ärzte sagen.«

»Wir kommen sicher nicht noch mal hierher.« Zana blickte aus dem Seitenfenster auf die Straße. »Dafür ist hier einfach zu viel passiert. Dafür haben wir zu viele schlechte Erinnerungen an New York. Ich schätze, Sie werden ich auch nie wieder sehen, wenn wir erst wieder in Texas sind.« Sie schwieg einen Moment. »Wenn Sie herausfinden, wer Mama Tru ermordet hat, muss Bobby dann noch mal kommen?«

»Ich würde sagen, das kommt darauf an.«

Eve ging mit Zana ins Hotel und hinauf in ihr Zimmer, um sich zu vergewissern, dass dort alles unverändert war, ließ sich eine Kopie der Überwachungsdiskette aus der Lobby geben, postierte einen ihrer Leute vor der Zimmertür und floh.

Sie fuhr auf das Revier und fand dort zwei bunt verpackte Schachteln auf ihrem Schreibtisch vor. Ein Blick auf die Karten wies sie als Peabodys und McNabs Geschenke aus. Eins für sie und eins für Roarke.

Da sie jedoch einfach nicht in Weihnachtsstimmung war, schob sie die Pakete an die Seite, las Peabodys Report, zeichnete ihn gegen und schrieb auch noch ihren eigenen Bericht.

Während der nächsten halben Stunde genoss sie die relative Ruhe, betrachtete die Pinnwand, las noch einmal ihre eigenen Notizen und ging alles in Gedanken durch.

Bevor sie ihr Büro verließ, hängte sie noch Miras Prisma auf.

Viel eicht würde es ihr ja helfen.

Sie ließ es vor dem dunklen Fenster hängen, klemmte sich die Geschenke unter einen Arm, wandte sich zum Gehen, zog ihr Handy aus der Tasche und wählte die Nummer von Roarke.

»Ich mache jetzt Schluss.«

»Worauf hast du Appetit?«

»Das ist eine schwere Frage.« Sie hob eine Hand, bedeutete Baxter, dass er warten sollte, und blieb stehen.

»Am besten auf etwas möglichst Einfaches.«

»Das hatte ich mir schon gedacht. Dann also bei Sophia's«, meinte er, nannte ihr eine Adresse und fügte hinzu: »Ich bin in einer halben Stunde dort.«

»Okay. Wenn du vor mir dort bist, bestell schon einmal eine große Flasche Wein.«

»Wird bestimmt ein interessanter Abend. Bis gleich, Lieutenant.« Sie steckte ihr Handy wieder ein und sah Baxter an.

»Sie nehmen mich bestimmt nicht mit, damit ich auch was aus der großen Flasche trinken kann.«

»Ich teile nie.«

»Könnte ich dann viel eicht jetzt noch kurz mit Ihnen sprechen? Und zwar unter vier Augen?«
»In Ordnung.« Sie kehrte in ihr Büro zurück und machte noch mal Licht. »Wenn Sie wol en, gebe ich eine Runde Kaffee aus. Mehr gibt es nicht.«

»Okay.« Er trat selber vor den AutoChef.

Er trug immer noch Zivil, bemerkte Eve. Einen hel -

grauen Pul over und eine dunkelgraue Hose mit Flecken von Bobbys Blut.

»Ich weiß nicht, was ich von der ganzen Sache halten sol «, erklärte er. »Viel eicht war ich einfach zu locker.

Oder ich verliere meinen Instinkt. Ich bin die ganze Sache noch mal durchgegangen. Habe al es aufgeschrieben.

Irgendwie kommt mir das al es seltsam vor.«

Er nahm sich seinen Kaffee und wandte sich Eve wieder zu. »Ich habe den Jungen gehen lassen. Ihn trifft keine Schuld, ich habe ihm den Auftrag dazu erteilt. Himmel, ich habe ihm gesagt, dass er uns zwei Hotdogs holen sol .

Ich dachte, die beiden blieben erst mal stehen, um ihre Hotdogs aufzuessen, und habe ihn deshalb losgeschickt.

Ach, verdammt, Dal as, ich hatte einfach Hunger.«

Sie sah in seine schuldbewusste Miene und hatte einen Augenblick den Eindruck, als ob sie in einen Spiegel sah. »Sol ich Ihnen deshalb den Kopf abreißen?

Kein Problem.«

»Viel eicht.« Er blickte stirnrunzelnd auf seinen Kaffee, bevor er die ersten beiden Schlucke trank. »Ich hatte sie die ganze Zeit im Ohr, aber da war einfach nichts. Nur blödsinniges Geplapper. Gesehen habe ich die beiden nur zum Teil, aber er ist groß genug, dass sein Hinterkopf, und als er sich ihr zugewendet hat, auch sein Profil zu sehen waren. Ich habe mich sofort in Bewegung gesetzt, als sie den Kaffee verschüttet hat, aber dann habe ich mich wieder entspannt. Sie standen auf zwölf Uhr, Trueheart viel eicht auf zehn und ich selbst auf drei.

Dann hat sie mir plötzlich ins Ohr geschrien.«

Eve nahm auf der Kante ihres Schreibtischs Platz. »Sie haben nichts gehnt?«

»Nichts. Über unseren Köpfen haben irgendwelche Werbeflieger rumgelärmt. Einer der Weihnachtsmänner, die in diesen Tagen an fast al en Straßenecken stehen, hat mit seiner verdammt Glocke geklingelt. Jede Menge Leute sind an mir vorbeigeströmt und haben sich um die Ampel gedrängt, um über die Straße zu gehen.«

Er trank den nächsten Schluck Kaffee. »Ich bin sofort los, als sie geschrien hat. Ich habe niemanden weglaufen sehen. Viel eicht stand der Bastard einfach da. Nach al-lem, was ich weiß, könnte es sogar einer der Zeugen gewesen sein. Oder er ist im Gedränge abgetaucht. Auf der Fünften ging es heute zu wie bei einer verdammt Pa-rade. Immer wieder mal sind irgendwelche Leute in dem blöden Schneematsch ausgerutscht.«

Sie hob den Kopf und sah ihn forschend an. »Vor oder nach dem Unfal ?«

»Vorher, nachher, währenddessen. Wenn ich mich recht entsinne, stand da diese Frau - eine riesige Blondine mit einem roten Mantel. Sie ist leicht gestolpert.

Genau in die Richtung, in der Zana stand. Das war viel eicht der erste Rempler, bei dem sie ihren Kaffee verschüttet hat. Die männliche Zielperson hat sich zu ihr umgedreht und sie gefragt, was passiert ist. Er klang ernsthaft besorgt. Dann hat er sich wieder entspannt, als sie meinte, dass sie nur etwas von ihrem Kaffee auf den Mantel gekleckert hat. Also habe ich mich ebenfal s entspannt. Dann ist er plötzlich umgefal en, und von einem Augenblick zum nächsten war der Teufel los.«

»Viel eicht machen wir uns beide völ ig grundlos Vorwürfe, weil er einfach das Gleichgewicht

verloren hat.«

»Zufälle sind Quatsch.«

»Quatsch.« Wenigstens stieß sie ein kurzes Lachen aus. »Ja, das finde ich auch. Die beiden stehen also im Gedränge an der Ampel, ohne dass sich ihnen irgendjemand nähert. Am besten gehen wir die Aufnahmen noch einmal durch. Was allerdings erst möglich ist, wenn das verdammte Labor Weihnachten fertig gefeiert hat. Es wäre völlig sinnlos, uns oder Ihnen irgendwelche Vorwürfe zu machen, solange wir nicht sicher wissen, ob es sich nicht doch um den einen von einer Million Fällen handelt, in denen einfach etwas zufällig geschehen ist.«

»Wenn ich die Sache vermasselt habe, muss ich es wissen.«

Sie sah ihn mit einem schmalen Lächeln an. »Das werden Sie auf jeden Fall erfahren, Baxter. Das verspreche ich.«

Roarke sah, wie seine große, geschmeidige Polizistin in dem spektakulären schwarzen Ledermantel das Lokal betrat. Ihre Augen waren müde, der Stress war ihnen überdeutlich anzusehen, obwohl ihnen auch jetzt nicht die kleinste Kleinigkeit verborgen blieb.

Cops waren, wie er wusste, schließlich rund um die Uhr im Dienst. Wenn er sie danach fragen würde, könnte sie ihm sicher sagen, wie viele Personen in der Nische auf der anderen Seite saßen, wie die Leute gekleidet waren und was jeder Einzelne von ihnen aß. Und zwar, ohne erst noch einmal hinzusehen.

Wirklich faszinierend.

Sie gab ihren Mantel an der Garderobe ab, wies den Ober zurück, der ihr wahrscheinlich angeboten hatte, sie zu ihrem Tisch zu bringen. Und durchquerte den Raum alle mit den langen, lockeren Schritten, die er einfach herrlich fand.

»Lieutenant«, sagte er und stand zu ihrer Begrüßung auf. »Du hast mal wieder eine unglaubliche Ausstrahlung.«

»Was für eine Ausstrahlung?«

»Selbstbewusst und autoritär. Äußerst verführerisch.«

Er gab ihr einen leichten Kuss und zeigte auf das Glas, das er gefüllt hatte, als sie hereingekommen war. »Die Flasche hat zwar eine normale Größe, aber ich bestelle gerne nach.«

»Das ist gut.« Sie trank einen großen Schluck. »Ich hatte wirklich einen beschissenen Tag.«

»Das habe ich bereits vermutet. Warum bestellen wir nicht erst, und dann kannst du mir alles ganz genau erzählen?«

Sie hob den Kopf und blickte auf den Ober, der wie aus dem Nichts an ihrem Tisch erschienen war. »Ich möchte Spaghetti mit Hackfleischbällchen und roter Sauce.

Haben Sie so was?«

»Selbstverständlich, Madam. Und als Vorspeise?«

Sie prostete dem Mann mit ihrem Weinglas zu. »Die habe ich bereits.«

»Zwei gemischte Salate«, bat Roarke. »Und ich nehme das Hühnchen mit Parmesan.« Er tauchte etwas Brot in das Olivenöl mit Kräutern, das schon auf dem Tisch stand, und hielt ihr den Happen hin. »Saug damit etwas von dem Wein auf, ja?«

Sie schob sich den Bissen in den Mund.

»Und jetzt beschreib mir den Keller.«

»Was? Warum?«

»Weil es unterhaltsam ist. Los.« Und es würde sie beruhigen, dachte er.

Sie zuckte mit den Schultern und trank noch einen Schluck von ihrem Wein. »Weiß, männlich, Mitte dreißig.

Schwarze Hose, weißes Hemd, schwarze Slipper. Einen Meter siebenzig groß, circa achtundsechzig Kilo. Braune Augen, braune Haare. Glattes Gesicht. Volle Unterlippe, lange, gebogene Nase. Vom linken Eckzahn ist etwas abgebrochen. Gerade, dicke Brauen. Dem Akzent nach aus der Bronx, aber er gibt sich Mühe, es sich nicht anhören zu lassen. Kleiner Stecker im rechten Ohr läppchen - irgendein blauer Stein. Dicker Silberring am Ringfinger der linken Hand. Schwul. Wahrscheinlich lebt er in einer eingetragenen Partnerschaft.«

»Schwul?«

»Ja, er hat dich in Augenschein genommen und nicht mich. Also?«

»Wie gesagt, es ist einfach unterhaltsam, wenn du jemanden beschreibst. Was ist heute falsch

gelaufen?«

»Was nicht?«, fragte sie zurück, fing dann aber zu erzählen an.

Bevor sie fertig war, kamen die Salate, und sie piekste zornig eins der grünen Blätter mit der Gabel auf. »So sieht's also aus. Baxter oder Trueheart kann ich deshalb keine Vorwürfe machen, denn soweit ich sehen kann, haben sie ihren Job gemacht. Den sie gar nicht hätten machen müssen, hätte ich mir diesen Blödsinn nicht erst ausgedacht.«

»Was heißt, dass du dir selbst Vorwürfe machst. Aber was bringt das, Eve? Wenn er gestoßen wurde, solltest du dich lieber fragen, was der Grund dafür war. Was wäre dadurch gewonnen, dass er aus dem Verkehr gezogen wird?«

»Entweder es ging um Geld. Trudy war ziemlich vermögend, und er ist ebenfalls nicht arm. Oder es ging um Rache. Dann wurde er vielleicht geschubst, weil er ihr Sohn und im Haus war, als sie ihre Pflegekinder fertiggemacht hat.«

»Er hat dir Sandwiches gebracht«, rief Roarke ihr in Erinnerung. »Und du warst sicher nicht die Einzige, der er so geholfen hat.«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber davon abgesehen hat er sich nicht wirklich für uns eingesetzt. Vielleicht findet ja eins der Pflegekinder, dass er das hätte machen sollen.«

»Findest du das auch?«

Sie piekste das nächste Salatblatt auf und hob abermals ihr Glas an ihren Mund. »Nein. Blut ist dicker als Wasser, und außerdem hatte er sicher einfach einen gesunden Selbsterhaltungstrieb. Was ich ihm nicht verdenken kann. Aber er war ein Kind, als ich bei Trudy war, genau wie ich. Als sie ihre letzten Pflegekinder hatte, war er deutlich älter. Vielleicht denkt deshalb jemand, dass er ebenfalls bezahlen soll.«

»Sein Schweigen hat ihn also zum Mittäter gemacht?«

»Etwas in der Art. Aber, verdammt, es wäre deutlich einfacher gewesen, die beiden zu Hause aus dem Verkehr zu ziehen, oder etwa nicht? Okay, New York ist eine große Stadt mit jeder Menge Menschen, was durchaus ein Vorteil ist. Aber zu Hause in Texas wäre es viel einfacher gewesen, ihren normalen Tagesablauf herauszufinden und einen Vorteil daraus zu ziehen. Weshalb ich denke, dass zumindest der Mord an Trudy eventuell gar nicht geplant war.«

»Hast du schon mal überlegt, ob vielleicht Bobbys hübsche, frischgebackene Ehefrau dahintersteckt?«

»Ja, und ich schließe es auch immer noch nicht aus.

Vielleicht kam sie mit ihrer Schwiegermutter doch nicht so gut klar, wie sie behauptet hat. Um mit der Alten auszukommen, hätte man schließlich ein Übermaß an Toleranz und Duldsamkeit gebraucht. Vielleicht hat sie plötzlich die Möglichkeit gesehen, sich ihr zu entledigen, und hat die Gelegenheit genutzt. Damit hätte sie sich nicht nur Mama Tru vom Hals, sondern zugleich all deren Geld in Bobbys Taschen geschafft. Dann hat sie sich vielleicht überlegt, hey, warum werde ich nicht auch gleich ihn noch los? Wenn er aus dem Verkehr gezogen ist, habe ich das Geld für mich allein. Könnte sie tatsächlich so dumm sein und sich einbilden, ich sähe sie mir nicht genauer an?«

»Wie wirkt sie denn auf dich?«

»Weder die bisherigen Beweise noch ihr Lebenslauf weisen auf sie als Täterin. Aber für meinen Geschmack ist sie etwas zu süß und memmenhaft.«

Er verzog den Mund zu einem leichten Lächeln. »Können denn Mädchen Memmen sein?«

»In meinen Augen schon. All das Pink, all die weichen Pasteltöne und all das blöde >Mama Tru<.« Eve schob sich ein Brotstück in den Mund. »Und vor allem braucht man sie nur anzusehen, und schon bricht sie in Tränen aus.«

»Tja nun, ihre Schwiegermutter wurde umgebracht, sie selbst wurde entführt, und jetzt liegt auch noch ihr Mann im Krankenhaus. Da scheinen mir ein paar Tränen durchaus gerechtfertigt zu sein.«

Eve trommelte mit ihren Fingern auf den Tisch. »Nichts in ihrem Lebenslauf weist darauf hin, dass sie hinter al dem steckt. Ich kann mir nicht vorstel en, dass irgendeine Frau Bobby seines Geldes wegen zum Mann genommen hätte, dafür hat er, selbst wenn man Trudys schmutziges Geld dazunimmt, einfach nicht genug.«

»In gewissen Kreisen gilt eine Mil ion als ziemlich viel«, erinnerte er sie.

»Jetzt klingst du wie Peabody. Aber ich bin nicht übersättigt, auch wenn sie das behauptet hat«, murmelte sie erbost. »Selbst wenn eine Mil ion für manche Leute eine ganze Menge ist, würden die wenigsten deswegen heira-ten, wenn das bedeuten würde, dass sie erst ihre Schwiegermutter und danach noch ihren Mann aus dem Verkehr ziehen müssen, bevor das Geld in ihre Taschen fließt. Und ich frage mich, woher sie vor der Hochzeit hätte wissen sol en, dass Trudy ein paar geheime Konten hat.«

»Viel eicht, weil es eine Verbindung zwischen ihr und einer der erpressten Frauen gibt?«, schlug Roarke ihr vor.

Eins musste sie ihm lassen. Er dachte wie ein Cop, auch wenn er bestimmt zusammenzucken würde, sprä-

che sie diesen Gedanken aus. »Das habe ich mir auch schon überlegt. Ich habe auch schon ein bisschen gegraben, um zu gucken, ob es eine solche Verbindung gibt.

Aber bisher habe ich nichts entdeckt. Ich habe die Zeu-genberichte gelesen, zwei von ihnen sagen, sie hätte noch versucht, ihn festzuhalten, als er gefal en ist. Genau, wie sie behauptet hat.«

»Aber du bist dir trotzdem nicht sicher, ob das wirklich stimmt.«

»Nein. Sie war als einzige Person, die eine direkte Verbindung zu den beiden Opfern hatte, in beiden Fäl en direkt am Ort des Geschehens. Und im Augenblick ist sie diejenige, die das Meiste zu gewinnen hat, wenn das Motiv die Kohle ist.«

»Du hast also nicht nur einen Mann vor ihrem Hotelzimmer postiert, um sie zu beschützen«, meinte Roarke.

»Mehr als sie beschatten lassen kann ich bis zum sechsundzwanzigsten nicht tun. Die Leute im Labor und die Hälfte meiner eigenen Leute machen bis dahin frei.

Da keine direkte Gefahr für die Öffentlichkeit besteht, kann ich auch keinen Druck machen, damit es schnell er geht. Nicht mal die Spurensicherung hat mir noch mitgeteilt, was bei der Durchsuchung des Zimmers neben Trudys Hotelzimmer herausgekommen ist. Weihnachten hält die Ermittlungen unnötig auf.«

»Nun komm.«

»Dabei fäl t mir etwas ein.« Sie hielt einen Finger in die Luft. »Ich habe heute eine Zuckerstange abgelehnt.«

Während ihre Hauptgerichte kamen, erzählte sie ihm von dem betrunkenen Weihnachtsmann.

»In deinem Beruf triffst du auf wirklich interessante Leute«, stel te er nüchtern fest.

»Es ist von al em was dabei.« Und jetzt vergiss das alles, sagte sie sich streng. Vergiss den Tag und denk daran, dass du auch noch ein Leben hast. »Und du, hast du in deiner Welt al es geschafft, was noch zu erledigen war?«

»Mehr oder weniger.« Er fül te ihrer beider Gläser auf.

»Morgen muss ich noch ein paar Kleinigkeiten erledigen, aber um zwölf mache ich Schluss. Es gibt nämlich noch ein paar Details, um die ich mich zu Hause kümmern wil .«

»Ein paar Details.« Während sie sich Nudeln um die Gabel wickelte, sah sie ihn fragend an.

»Was könnte das wohl sein? Importierst du viel eicht Rentiere oder so?«

»Ah, hättest du mich darauf doch bloß eher gebracht.

Ein paar kleine Sachen, nichts Besonderes.« Er strich ihr sanft über die Hand. »Falls du dich erinnerst, wurde unser Heiligabend letztes Jahr ziemlich unsanft unterbrochen.«

»Ich erinnere mich.« Die wahnsinnige Fahrt zu Peabody und die grauenhafte Panik, dass sie es vielleicht nicht rechtzeitig schaffen würden, vergaß sie niemals.

»Dieses Jahr wird sie in Schottland sein. Wo sie als ein Klarkommen muss.«

»Sie und McNab haben mich heute angerufen, um sich bei mir zu bedanken. Sie beide waren überrascht und vor allem gerührt, als ich ihnen gesagt habe, dass es deine Idee war.«

»Das hättest du nicht sagen müssen.«

»Aber es war deine Idee.«

»Und es ist dein Flieger«, gab sie erschauernd zurück.

»Es ist interessant, dass es dir genauso schwerfällt, Geschenke zu machen, wie sie anzunehmen«, meinte er.

»Das liegt einfach daran, dass du immer derart über-treibst.« Sie sah ihn stirnrunzelnd an und pickte das erste Hackfleischbällchen auf. »Du hast auch dieses Mal wieder völlig übertrieben, stimmt's?«

»Hoffst du vielleicht auf einen Hinweis?«

»Nein. Das heißt, vielleicht. Oder eher nein«, stellte sie nach kurzem Überlegen fest. »Aber ich weiß, dass du mich furchtbar gerne zappeln lässt, nur um mir zu beweisen, was für ein toller Hecht du bist.«

»Wie kannst du so was sagen? Wenn du so weitermachst, findest du vielleicht nur ein Stückchen Kohle in deinem Strumpf.«

»Dann habe ich in ein paar Tausend Jahren einen Diamanten, weshalb - was hatte Trudy mit der ganzen Kohle vor?«

Lächelnd lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück. Der Cop war wieder da.

»Wollte sie es auf die Seite legen? Aber wofür? Sie hatte doch bereits genug. Ausschweifend gelebt hat sie in all den Jahren auch nicht, denn schließlich sollte niemand wissen, dass sie vermögend ist. Aber sie hatte ihren hübschen Schmuck, hatte ihn bei sich im Haus, wo sie ihn sich ansehen konnte, wenn ihr danach war. Sie hatte ihn versichert. Ich habe die Police gesehen. Klunker im Wert von über einer Viertelmillion. Dann hat sie sich liften lassen. Ein paar kleinere Eingriffe in einem Zeitraum von mehreren Jahren. Weil das Geld unregelmäßig floss.

Aber jetzt hatte sie es auf einen großen Batzen abgesehen. Sie dachte, dass sie von dir alles auf einmal kriegen kann. Sie hatte sicher bereits einen Plan, was sie damit am besten macht.«

»Vielleicht wollte sie es in eine Immobilie investieren.

Eine Reise. Kunst oder weiteren Schmuck.«

»Denn sie kaum außerhalb des Hauses hätte tragen können. Denn dann hätten sich die Leute wahrscheinlich gefragt, wie sie sich den leisten kann. Aber falls sie die Absicht hatte umzuziehen - ich muss gucken, ob sie einen gültigen Reisepass besessen, wann sie den beantragt oder erneuern lassen hat. Natürlich ist da noch ihr Sohn, aber der ist inzwischen erwachsen und verheiratet, weshalb er nicht mehr ständig nach ihrer Pfeife tanzt.

Was natürlich superärgerlich für sie ist.«

»Also wollte sie vielleicht ein neues Heim an einem neuen Ort. Irgendwo, wo sie in dem Stil leben kann, den sie ihrer Meinung nach verdient hat. Wo sie vielleicht sogar noch irgendwelche Angestellten herumkommandieren kann.«

»Das hätte sie auf jeden Fall gebraucht. Sie hätte das Geld bestimmt nicht einfach irgendwo auf einer Bank verwahrt. Vor allem, da sie sicherlich die Absicht hatte, dich noch öfter anzuzapfen.

Davon bin ich überzeugt. Aber dann hätte sie unmöglich im guten, alten Texas bleiben können, wo sie jeder kennt. Schließlich wäre sie plötzlich richtig reich gewesen. Und wenn sie das nicht hätte genießen können, hätte es ihr schließlich nichts genützt.«

»Inwieweit bringt dich das bei deinen Ermittlungen voran? Was außer jede Menge Schreibtischarbeit brächte dir die Suche nach einer von ihr ausgesuchten Immobilie oder einer von ihr gebuchten Luxusreise ein?«

»Schreibtischarbeit wird sehr häufig unterschätzt. Vielleicht hat sie ja Bobby, Zana oder jemand anderem gegenüber eine Bemerkung fallen lassen. Vielleicht gegenüber Peabodys Lieblingsverdächtigem - dem heißen, jungen Lover, den sie an der kurzen Leine hatte oder der gierig geworden ist. Vielleicht war aber auch in diesem Fall Rache das Motiv. Vielleicht hat ja einer ihrer ehemaligen Schützlinge Erkundigungen über Trudy eingeholt oder wurde von ihr benutzt und hat Wind davon bekommen, dass sie einen wirklich dicken Fisch an der Angel hat.«

Sie schob ihren Teller fort. »Ich würde dieser Sache gerne sofort nachgehen. Bist du fertig?«

»Fast. Wirst du denn keinen Nachtisch?«

»Ich bin satt.«

»Sie haben echt italienisches Eis«, klärte er sie mit einem breiten Grinsen auf. »Schokolade.«

»Bastard.« Sie kämpfte vergeblich gegen ihre Schwäche an. »Glaubst du, dass man das auch zum Mitnehmen bestellen kann?«

Es war interessant, bemerkte Eve, wenn man in eine Richtung blickte, die einem bisher vollkommen unwichtig erschienen war. Interessant zu sehen, welche Puzzleteile sie auf diese Weise fand. Vielleicht fügten sie sich noch nicht ganz ins Bild, aber sie hielt sie zumindest schon mal in der Hand.

»Sie hatte einen gültigen Reisepass.« Sie schob sich einen Löffel der dekadenten Köstlichkeit, die sie mit heimgenommen hatte, in den Mund. »Und zwar schon seit zwölf Jahren. Sie ist ziemlich viel gereist. Seltsam, dass davon bisher niemand gesprochen hat. Spanien, Italien, Frankreich. Sie hatte offenbar ein Faible für Europa, aber sie war auch an exotischeren Orten wie Rio, Belize und Bimini.«

»Ein extraterrestrisches Ziel war nicht dabei?«

»Nichts, wofür sie den Pass verwendet hat. Ich wette, dass sie lieber auf der Erde geblieben ist. Für extraterrestrische Reisen braucht man jede Menge Zeit und jede Menge Geld. Auch wenn sie viel unterwegs gewesen ist, war sie - mit ein paar Ausnahmen - immer nur ein paar Tage fort. Der längste Trip, den ich hier finde, ging über zehn Tage nach Italien. Sie ist über Florenz dort ein- und ausgereist. Dann hat sie noch einmal, in der Woche vor der Reise hierher nach New York, einen Tagesausflug dorthin gemacht.«

»Vielleicht hatte sie ja eine Schwäche für die Toskana«, meinte Roarke.

»Trotzdem waren es jedes Mal nur kurze Trips.« Sie trommelte mit den Fingern auf die Platte ihres Schreibtischs und schob sich den nächsten Löffel Eiscreme in den Mund. »Vielleicht war sie heimlich dort.

Ohne ihrem Sohn etwas davon zu erzählen. Ich muss weitersuchen, um zu gucken, ob sie immer mal ein oder in Begleitung unterwegs gewesen ist.«

Sie sah sich noch mal die Daten auf dem Bildschirm an. »Sie hatte sicher einen Grund dafür, dass sie direkt vor ihrer Reise nach New York und ihrem großen Coup noch einmal in Italien war. Ich verwette meinen Arsch darauf, dass sie sich dort nach etwas umgesehen hat.

Vielleicht wollte sie dort eine Villa für sich finden oder so.«

»Das erfordert etwas Zeit, aber ich könnte mich erkundigen, ob sie dort bei einem Makler war.«

»Mit einem Sohn, der Immobilienmakler ist, kannte sie sich doch bestimmt mit diesen Dingen

aus.«

Seufzend lehnte sie sich auf ihrem Stuhl zurück. »Vielleicht hat sie also vorgehabt, nach Italien zu ziehen, um dort das Leben in vollen Zügen zu genießen, nachdem sie dir das Fel über die Ohren gezogen hat.«

»Ich verwahre mich gegen diesen Ausdruck. Mir zieht niemand das Fel über die Ohren.«

»Meinetwegen, nur hat Trudy das anscheinend nicht gewusst. Sie dachte offenbar, es wäre an der Zeit, endlich ihre schwer verdiente Kohle zu genießen. Endlich al die Klunker zu tragen, für die sie schon seit Jahren die Versicherungsprämien zahlt. Zeit, auf den Putz zu hauen.

Schließlich hatte sie ihr Aussehen bereits auf Vorder-mann gebracht. Dafür hat sie ein paar von ihren Quel en angezapft, aber die trockneten sowieso al mählich aus.

Mit dir hätte sie das große Los gezogen und endlich die Möglichkeit gehabt, in den ihrer Meinung nach wohlver-dienten Ruhestand zu gehen.«

»Und was hätte sie ihrer Familie erzählt?« Denk wie sie, sagte sich Eve. Das ist schließlich nicht schwer.

»Ihr Sohn hatte sie durch eine Ehefrau ersetzt.

Undankbarer Bastard. Bestimmt hat sie gedacht, dass sie ihm nichts erzählen muss. Und wenn sie ihm etwas hätte erzählen wol en, hätte sie bestimmt etwas gefunden, was halbwegs glaubhaft klingt: von einem Lottogewinn, von einer Erbschaft, etwas in der Art. Aber viel eicht hat sie Bobby auch einfach nicht mehr gebraucht, weil sie bereits jemand anderen hatte, den sie am Schnürchen ziehen konnte, jemand, der für sie die Drecksarbeit erledigt hätte.

Dass sie die beiden mit hierher genommen hat, war nur eine zusätzliche Sicherheit.«

Sie ließ die Schultern kreisen. »Oder sie hatte vor, sich ihres bisherigen Helfers zu entledigen und sich jemand anderen zu suchen, wenn sie erst mal umgezogen ist.

Wen kennst du in der Gegend von Italien, der mit Immobilien handelt und der uns helfen kann?«

»Da fal en mir ein oder zwei Leute ein. Aber dort ist es bereits ein Uhr nachts.«

»Oh, richtig.« Sie sah stirnrunzelnd auf die Uhr. » Ich hasse diesen Quatsch mit der Zeitverschiebung. Er ist einfach ärgerlich. Okay, dann wartet diese Anfrage also bis morgen Früh.«

»Auch wenn ich dich nur ungern daran erinnere, ist morgen Heiligabend. Da finden wir, vor al em in Europa, wo die Menschen gern Urlaub machen, bestimmt kein offenes Büro. Natürlich könnte ich meine Beziehungen spielen lassen, aber wenn es nicht wirklich dringend ist, zwinge ich nur ungern jemandem an Weihnachten irgendeine Arbeit auf.«

»Siehst du, siehst du?« Sie fuchtelte mit ihrem Löffel.

»Weihnachten hält einen auf. Aber die Sache kann warten, sie kann warten«, wiederholte sie.

»Schließlich ist es wichtiger herauszufinden, ob sie in Begleitung in Italien war. Viel eicht war das ja der eine kleine Fehler, der den Kerl zur Strecke bringt. Die eine Kleinigkeit, die mich endlich weiterbringt.«

»Dann werde ich dir dabei helfen.«

»Ich würde mir gern al ihre Flüge ansehen.«

»Alle?«

»Alle. Und dann gucken wir, ob noch ein zweiter Name auf genau denselben Listen steht. Oder ein Name, der bereits in meiner Akte steht.« Sie leckte sich die eisverkleb- ten Finger ab. »Und, ja, mir ist bewusst, dass auch die Büros der Fluggesel schaften geschlossen sind.

Faule Bastarde. Und dass man eigentlich eine Erlaubnis braucht, um die Daten der Fluggäste einzusehen.«

Er sah sie lächelnd an. »Ich habe nichts gesagt.«

»Ich gucke schließlich nur. Fal s mir dabei etwas auffäl t, mache ich die Dateien sofort wieder zu

und gehe den offiziellen Weg. Aber ich bin es einfach leid, ständig auf der Stelle zu treten.«

»Ich habe noch immer nichts gesagt.«

»Aber du denkst etwas.«

»Was ich denke, ist, dass du endlich etwas unternehmen musst. Überlass mir deinen Stuhl.«

»Warum?«

»Wenn ich dir die Daten besorgen soll - und wir wissen beide, dass ich das viel schneller kann als du -, will ich deinen Stuhl. Warum bringst du nicht währenddessen die schmutzigen Teller weg?« Obwohl sie knurrte, stand sie auf. »Du hast Glück, dass ich in Weihnachtsstimmung bin und dir für den Satz mit den schmutzigen Tellern nicht eine verpasse.«

»Ho, ho, ho.« Er setzte sich in ihren Sessel und rollte die Ärmel seines Hemdes hoch. »Eine Tasse Kaffee wäre nett.«

»Vorsicht, Kumpel, das Eis, auf dem du dich bewegst, ist wirklich dünn. Es knirscht bereits gefährlich unter deinen teuren Schuhen.«

»Und dazu ein Plätzchen. Weil du schließlich den Großteil von meinem Eis gegessen hast.«

»Habe ich nicht«, rief sie aus der Küche zurück. Vielleicht doch, aber darum ging es schließlich nicht.

Außerdem wollte sie selbst einen Kaffee, und es wäre schließlich keine zusätzliche Arbeit, stellte sie zwei statt eines Bechers in den AutoChef. Dazu holte sie noch einen einzigen winzigen Keks, der kaum so groß war wie ihr Daumen, legte ihn neben Roarkes Becher auf einen kleinen Teller und trug diesen zurück in ihr Büro.

»Ich schätze, das Mindeste, was ich für dich tun kann, ist, dir einen Kaffee und ein Plätzchen zu besorgen, wenn du dir meinetwegen solche Arbeit machst.« Sie trat hinter ihn, beugte sich ein wenig vor und küsste ihn wie eine gute Ehefrau züchtig auf den Kopf.

Dann stellte sie den Teller vor ihm auf den Tisch.

Er blickte auf das winzige Gebäckstück und bedachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick. »Das ist wirklich gemein. Selbst für jemanden wie dich.«

»Ich weiß. Und vor allem ist es witzig. Wie weit bist du gekommen?«

»Ich hacke mich gerade in ihr Konto ein, um zu gucken, welche Fluggesellschaft sie genommen hat.

Wenn ich das herausgefunden habe, gebe ich die Daten ein, an denen sie ihrem Pass zufolge unterwegs gewesen ist, dann rufe ich die Passagierlisten der Fluggesellschaft auf, damit du deinen zweiten Namen suchen kannst. Ich finde, dafür habe ich zumindest einen richtigen Keks verdient.«

»Wie diesen hier?« Sie zog einen riesengroßen Keks mit Zuckerguss hinter ihrem Rücken hervor und hielt ihn ihrem Gatten hin. Bei allen Dingen, die eindeutig gegen seinen Majordomus sprachen, musste sie ihm lassen, dass er zweifellos ein Meisterbäcker war.

»So ist es schon besser. Warum kommst du jetzt nicht noch her und setzt dich auf meinen Schoß?«

»Besorg mir einfach die Informationen, Kumpel. Ich weiß, es ist beleidigend zu fragen, aber bist du sicher, dass du wegen dieser Sache keine Probleme mit der Computerüberwachung kriegst?«

»Ich werde diese Frage ignorieren, denn du hast mir schließlich einen leckeren Keks besorgt.« Sie überließ ihn weiter seiner Arbeit und nahm vor dem Ersatzcomputer Platz.

Was, überlegte sie, taten wohl andere verheiratete Paare nach dem Abendessen? Vielleicht sahen sie ja zusammen fern oder begaben sich in ihre jeweils eigenen Zimmer, um dort ihren Hobbys oder irgendeiner Arbeit nachzugehen. Um Freunde, Freundinnen oder Verwandte anzurufen. Oder sie luden irgendwelche anderen Leute ein.

All das taten sie ebenfalls. Zumindest ab und zu.

Roarke hatte eine gewisse Begeisterung für die alten Schwarz-Weiß-Filme aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in ihr geweckt, hin und wieder brachten sie deshalb wie ganz normale Leute ein paar Stunden vor der Glotze zu.

Allerdings war das Fernsehzimmer in normalen Häusern sicher nicht noch größer und vor allem luxuriöser als der Saal in einem durchschnittlichen Kino, so wie bei ihnen.

Bevor Roarke in ihr Leben getreten war, hatte sie die meisten Abende allein zu Hause über ihrer Arbeit zugebracht. Wenn sie nicht von ihrer Freundin Mavis zu einem feuchtfröhlichen Abend in der Kneipe überredet worden war. Sie hätte nie gedacht, dass sie je so eng mit jemandem verbunden sein könnte wie mit diesem Mann. In einem solchen Einklang, trotz der grundlegenden Unterschiede, die es zwischen ihnen gab.

Jetzt konnte sie sich nicht mehr vorstellen, dass es je anders gewesen war.

Mit diesen Gedanken über die Ehe wandte sie sich wieder Bobby und Zana zu. Da sie noch nicht lange verheiratet waren, brachten sie bestimmt einen Großteil ihrer Zeit miteinander zu. Sie lebten und arbeiteten zusammen und waren, wenigstens auf dieser letzten, todbringenden Reise auch zusammen unterwegs.

Eine kurze Suche zeigte, dass auch Bobby einen Pass besaß. Damit war er zum letzten Mal vier Jahre zuvor nach Australien und davor, jeweils im Abstand von einem Jahr, nach London und Portugal gereist.

Das waren sicher Urlaube gewesen. Alljährliche Auszeiten von seinem Job. Seit seiner Reise nach Australien war er offenkundig nirgends mehr gewesen, wo es eine Ausweispflicht für Amerikaner gab.

Sicher war er auch in dieser Zeit gereist. Aber er hatte mit seiner neuen Arbeit angefangen und deshalb viel eicht kürzere und billigere Urlaube gemacht.

Zana hatte keinen Pass, weder auf ihren Mädchennamen noch auf den Namen Lombard, merkte Eve. Aber schließlich verließen viele Menschen nie ihr eigenes Land. Auch sie selbst hatte das nicht getan, bevor sie Roarke begegnet war.

Trotzdem lehnte sie sich nachdenklich auf ihrem Stuhl zurück. Würde Bobby nicht eine große Reise mit seiner Liebsten unternehmen wollen? Eine Hochzeitsreise oder so? Ihr irgendwelche Orte zeigen, die er selber bereits kannte und von denen er begeistert war?

Zumindest machte Roarke es so. Er genoss es, ihr die Welt zu zeigen.

Viel eicht hatten sie ganz einfach nicht die Zeit oder das erforderliche Geld dafür gehabt. Viel eicht hatte er gedacht, dass New York ein guter Anfang wäre, nachdem ihm dieser Trip von seiner Mutter vorgeschlagen worden war. Das wäre durchaus nachvollziehbar.

Trotzdem dachte sie am besten noch etwas darüber nach.

Auf der Suche nach einer möglichen Verbindung, nach einem Gedankenblitz, ging sie noch einmal die anderen Pflegekinder durch. Eine der Frauen saß im Knast, und eine andere war tot.

Aber was wäre, wenn -

»Hier sind deine Listen.«

»Schon?«, fragte sie in einem Ton, der ihm deutlich machte, dass sie in Gedanken ganz woanders war.

»Eines Tages wirst du mich hoffentlich so bewundern, wie es angemessen ist.«

»Es reicht doch wohl, wenn du dich selbst bewunderst«, antwortete sie. »Gibt es irgendwelche Übereinstimmungen?«

»Wenn du es so eilig hast, geh doch einfach selber einen Teil der Namen durch.« Er bearbeitete seine Taster. »So. Jetzt habe ich sie dir rübergeschickt. Kommst du damit zurecht?«

»Ich mache so was schließlich nicht zum ersten Mal«, murmelte sie gekränkt, fuhr dann aber

doch noch einmal zu ihm herum. »Mir sind zwei Ideen gekommen. Auch wenn sie ziemlich abwegig sind. Eins der Pflegekinder sitzt wegen schwerer Körperverletzung im Knast. Sie hat keine Familie und offenbar auch keine feste Partnerschaft. Sie scheint nicht besonders gewieft zu sein, und es weist nichts auf eine aktuelle Verbindung zwischen ihr und Trudy hin. Aber vielleicht wollte Trudy sie ja ebenfalls erpressen, und unsere Profischlägerin hat sich dafür an ihr gerächt. Vielleicht hat sie ja einen Deal mit jemand anderem abgeschlossen, der Trudy nahestand oder sich bei ihr eingeschmeichelt hat. Und dieser Jemand hat die Alte umgebracht, dadurch die Frau im Knast gerächt und anschließend beschlossen, dass sich damit auch noch etwas verdienen lässt.«

»Aber woher hätte dieser Jemand wissen sollen, dass Trudy nach New York kommt, um uns beide zu erpressen, und es dann auch noch schaffen sollen, diese Sache so schnell durchzuziehen?«

»Ich gehe immer noch davon aus, dass der Mord so nicht geplant war. Vielleicht hatte sich unser Jemand ja bereits an sie herangemacht. Ich weiß, das ist ziemlich weit hergeholt. Aber ich werde trotzdem nach den Feiertagen noch mal mit dem Gefängnis sprechen. Vielleicht erreiche ich ja sogar den Beamten, der sie festgenommen hat.«

»Und was für eine Idee hattest du noch?«

»Eins der Pflegekinder hat als Tänzerin in diesem Club in Miami gearbeitet, der vor ein paar Jahren in die Luft geflogen ist. Erinnerst du dich noch? Ein paar Verrückte haben den Laden gestürmt und gegen die Sünde oder etwas in der Richtung protestiert. Irgendetwas lief schief, und sie gingen alle zusammen hoch. Es gab damals über hundertfünfzig Tote.«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, tut mir leid. Bevor ich dir begegnet bin, haben mich solche Dinge nur am Rande interessiert.« Aber trotzdem hielt er in der Arbeit inne und dachte eilig nach.

»Sie hat also überlebt?«

»Nein. Zumindest ist sie auf der Liste der Opfer aufgeführt. Aber es war ein illegaler Club, und vor allem herrschte nach der Explosion ein heilloses Durcheinander. Körperteile flogen durch die Gegend, alles war voller Blut, und alle waren voll kommen entsetzt.«

»Ich kann es mir vorstellen, vielen Dank.« Er lehnte sich ebenfalls auf seinem Stuhl zurück und folgte ihrem Gedankengang. »Sie hat also wie durch ein Wunder überlebt, wird fälschlicherweise auf die Liste der Toten gesetzt und plant als Überlebende den Tod ihrer einstigen Peinigerin?«

»Wäre zumindest möglich«, erklärte Eve ihm stur.

»Aber es gibt auch noch eine andere Möglichkeit. Nämlich, dass jemand, der ihr nahestand, Trudy aus dem Verkehr gezogen hat. Ebenfalls aus Rache. Vielleicht ein Geliebter oder ein enger Freund. Ich werde mich auf jeden Fall mit ein paar Leuten unterhalten, mit denen sie damals zusammengearbeitet hat und die dem Inferno entkommen sind. Vielleicht kriege ich dann wenigstens ein klareres Bild von ihr.«

Sie stand auf und stapfte durch den Raum. »Dann geht mir noch eine andere Sache durch den Kopf. Hat Trudy Bobby vielleicht irgendwann dabei erwischt, wie er einem der Mädchen etwas zu essen ins Zimmer geschmuggelt hat? Wenn ja, was hat sie dann getan? Und zwar nicht nur mit dem Mädchen, sondern auch mit ihm? Oder hat er vielleicht später, als er älter war, Kontakt zu einem der Mädchen aufgenommen? Oder sie zu ihm? Er hat nie etwas in der Richtung erwähnt. Aber meiner Meinung nach hätte man sich über ihn am einfachsten an Trudy heranmachen können.«

»Womit wir wieder bei Zana sind.«

»Ja.«

»Frag dich doch einfach mal, weshalb du immer wieder auf Zana Lombard kommst.«

»Tja, wie gesagt, sie bricht ständig in Tränen aus.«

»Eve.«

»Das geht mir einfach auf den Keks. Abgesehen davon, dass sie mir persönlich auf die Nerven geht, war sie einfach in beiden Fällen direkt vor Ort. Auch für die angebliche Entführung gibt es keinerlei Beweise außer dem, was sie behauptet hat.«

»Weshalb sollte sie sich so was ausdenken?

Schließlich hat die Geschichte sie in den Mittelpunkt gerückt. Aber wenn sie Trudy ermordet hätte, hätte sie sich doch bestimmt diskret im Hintergrund gehalten, oder nicht?«

Eve trat vor die Pinnwand und sah sich noch einmal die Fotos an. »Viele Kriminelle neigen dazu, die Dinge zu verkomplizieren. Sie sagen oder tun immer viel mehr, als sie sollten. Selbst wenn sie clever sind. Oft geht es ihnen um ihr eigenes Ego. Seht nur, was ich durchgezogen habe, aber kein Mensch weiß etwas davon. Niemand kann zu mir sagen: >Wow, das war wirklich unglaublich schlau von dir. Dafür gebe ich dir erst mal einen aus.<«

Er zog die Brauen hoch. »Du denkst, dass sie es war.«

Mit dem Finger zog sie eine Linie von Trudys Bild zu der Aufnahme von Bobby, und eine von der Aufnahme von Bobby zu der von seiner Frau. Ein hübsches Dreieck, dachte sie. Sauber und ordentlich.

»Das denke ich bereits, seit ich die Tür zu dem Hotelzimmer geöffnet habe, in dem Trudy lag.« Jetzt drehte er sich zu ihr um und sah ihr forschend ins Gesicht. »Davon hast du bisher keinen Ton gesagt.«

»Jetzt bepiss dich bitte nicht.«

»Das tue ich grundsätzlich nie.« Da er zu dem Schluss kam, dass es Zeit für einen Brandy war, stand er entschlossen auf. »Ich bin höchstens manchmal ärgerlich.

Wie im Augenblick. Warum hast du nicht schon früher etwas davon gesagt?«

»Weil sie jedes Mal, wenn ich sie unter die Lupe nehme, völlig sauber ist. Ich habe keine Fakten, keine Daten, keine Beweise und kein eindeutiges Motiv.«

Sie trat noch etwas näher an das Foto von Zana heran.

Große blaue Augen, gewelltes, blondes Haar. Die typische Unschuld vom Lande, was auch immer eine Unschuld vom Lande war.

»Ich habe den Computer die Wahrscheinlichkeit errechnen lassen, mit der sie die Täterin ist, das Ergebnis war im unteren Bereich. Selbst mein Kopf sagt mir, dass sie es nicht ist. Aber mein Gefühl sagt etwas anderes.«

»Meistens vertraust du auf dein Gefühl.«

»Aber diesmal ist es anders, denn wegen meiner Beziehung zu dem Opfer ist auf meine Gefühle einfach kein Verlass.« Sie wandte sich von der Pinnwand ab und nahm wieder vor ihrem Computer Platz. »Die meinem Gefühl nach Hauptverdächtige hat mir bisher keinen handfesten Grund dafür gegeben, dass sie ganz oben auf der Liste steht. Was sie tut, ihre Reaktionen, ihre Aussagen und ihr Verhalten sind den Umständen entsprechend relativ normal. Aber ich sehe sie an und denke: Du musst es gewesen sein.«

»Und Bobby?«

»Könnte mit ihr zusammenarbeiten. Einer oder vielleicht beide wussten, weshalb Trudy hierhergekommen war. Einer hat den anderen verführt, und zwar mit Sex, mit Liebe und mit Geld.«

Sie zog die Fotos von Bobbys Verletzungen aus ihrer Akte, stand noch einmal auf und machte sie neben den anderen Fotos an der Pinnwand fest.

»Aber das hier, dieser angebliche Unfall, aufgrund dessen er im Krankenhaus gelandet ist, passt einfach nicht dazu. Ich habe mit ihm gesprochen, bevor sie zu ihm gegangen ist. Er hat mit keinem Wort angedeutet, dass sie ihn vielleicht gestoßen hat. Sie waren beide ziemlich

aufgedreht von ihrem Spaziergang durch die Stadt, und Baxter hat gehört, dass es bei ihren Gesprächen ausschließlich um die Einkäufe und um das Mittagessen ging. Trudy, irgendein Komplott oder auch nur einen Plan haben sie mit keinem Wort erwähnt.

Meinem Gefühl nach hat er nichts damit zu tun, meinem Gefühl nach ist dies alles keine Teamarbeit. Aber -«

»Du hast die Befürchtung, dass deine Erinnerung an ihn deine Instinkte trübt.«

»Viel eicht. Am besten lege ich die Puzzleteile noch mal um, bis sich ein klares Bild ergibt.«

AUFTRAG

AUSGEFÜHRT.

AUSSER

TRUDY

LOMBARD TAUCHT KEINER DER NAMEN AUS DER

AKTE AUF DEN LISTEN AUF.

»Tja, das war dann wohl ein Griff ins Klo. Aber wir können noch die Kombination verschiedener Namen ausprobieren oder nach Aliasnamen gucken ...«

»Kein Problem.«

Eve wartete, bis er auf seinen Computerbildschirm sah, damit er ihr keinen Vortrag über die schädigende Wirkung von zu viel Kaffee hielt, und füllte ihren Becher auf.

»Wenn du mit jemandem verheiratet bist - wenn du mit ihm zusammenarbeitest, mit ihm zusammenlebst und mit ihm schläfst -, glaubst du nicht, dass du dann merken würdest, wenn er dich am Schnürchen zieht? Ich meine, Tag für Tag und Nacht für Nacht. Irgendwann muss der Schnürchenzieher doch mal einen Fehler machen, der den anderen wachsam werden lässt.«

»Du kennst doch den Ausdruck »Liebe macht blind«.«

»Der meiner Meinung nach vollkommen dämlich ist.

Sicher, Lust mag die Sinne kurzfristig trüben. Aber Liebe verleiht einem einen besonders klaren Blick. Man sieht besser und vor allem schärfer, weil man mehr empfindet als zuvor.« *

Er verzog den Mund zu einem Lächeln, als er vor sie trat und seine Hand über ihr Haar und ihre Wangen gleiten ließ. »Ich glaube, etwas Romantischeres habe ich noch nie aus deinem Mund gehört.«

»Das ist nicht romantisch, sondern -«

»Pst.« Er gab ihr einen sanften Kuss. »Lass es mich genießen. Du hast vollkommen recht, aber Liebe kann einen auch dazu bringen, nur die Dinge zu sehen, die man sehen will. Vor allem hast du bisher außer Acht gelassen, dass auch sie ihn vielleicht liebt. Wenn dein Gefühl richtig ist und sie Trudy ermordet hat, hat sie es vielleicht unter anderem getan, um ihn von einem ihrer Meinungen nach destruktiven oder sogar gefährlichen Einfluss zu befreien.«

»Wer von uns beiden ist denn wohl der Romantiker?

Wenn sie Trudy ermordet hat, dann hat sie auch vor ein paar Stunden ihren eigenen Ehemann vor ein Taxi geschubst. Wenn sie Trudy auf dem Gewissen hat, kann das nämlich ganz unmöglich ein normaler Unfall gewesen sein.«

»Da hast du wahrscheinlich recht.«

»Nur, dass ich leider nichts davon beweisen kann. Ich habe einen wichtigen Zeugen im Krankenhaus und einen unter Bewachung im Hotel. Ich habe keinerlei Beweise gegen einen von den beiden oder gegen jemand anderen in der Hand. Ich muss die Sache noch mal durchgehen. Wie gesagt, ich muss die Puzzleteile so lange verschieben, bis sich ein klares Bild ergibt.«

Sie dachte an die Audio-Aufnahme, an die Fähigkeiten ihres Mannes und an dessen geheimen Computerraum.

Sie könnte ihn natürlich darum bitten, die Aufnahme jetzt gleich für sie zu filtern.

Aber das wäre eindeutig nicht fair.

»Am besten machen wir für heute Schluss. Die Ergebnisse der letzten Überprüfung sehen wir uns einfach morgen nach dem Aufstehen an.«

»Das kommt mir zupass. Wie wäre es noch mit ein paar Runden im Pool? Um die Steife aus den Gliedern zu vertreiben.«

»Ja, das wäre gut.« Sie trat mit ihm vor den Fahrstuhl, sah ihn dann aber aus zusammengekniffenen Augen an.

»Oder ist das viel eicht nur ein Trick, um mich auszuführen?«

»Liebe macht eindeutig nicht blind, Lieutenant. Du hast mich wieder mal durchschaut.«

Es gab keinen Schnee an Heiligabend, sondern ekligen, mit Eis durchsetzten Regen, der fröhlich prasselnd gegen die Fensterscheiben schlug. Das Eis würde die Straßen und Gehwege bedecken und den städtischen Angestellten, die nicht freibekommen hatten, einen guten Vorwand liefern, den Tag einfach zu Hause zu vertrödeln, statt das Wagnis eines Unfalls auf dem Weg zur Arbeit einzugehen.

Fast wäre sie versucht gewesen, es den faulen Hunden gleichzutun. Sie könnte sich einfach in ein altes Sweat-shirt werfen und warm und gemütlich von daheim aus arbeiten, statt das Risiko einer Rutschpartie über die glatten Straßen einzugehen. Sie zog sich also aus reinem Oppositionsgeist an.

Was für sie voll kommen in Ordnung war.

»Du hast alles, was du brauchst, auch hier«, erklärte Roarke.

»Habe ich nicht.« Sie legte ihr Waffenhalter an. »Ich habe hier keinen Feeney. Und auch keine Mira. Ich will versuchen, sie dazu zu überreden, dass sie mir noch heute ein Profil von Zana und Bobby erstellt. Außerdem habe ich hier keins von den armen Schweinen, die heute das Pech haben, im Labor erreichbar zu sein. Außerdem will ich noch mal zu Zana ins Hotel und zu Bobby ins Krankenhaus.«

»Viel eicht hast du es noch nicht gehört.« Er streckte seine Beine aus und schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein. »Es gibt eine wunderbare Erfindung namens Link. Etwas, das wir hier haben und mit dem man sogar Holo-Konferenzen abhalten kann.«

»Das ist nicht dasselbe.« Sie zog eine Jacke über ihre Waffe und sah ihn fragend an. »Bleibst du heute etwa hier?«

»Was, wenn ich Ja sage?«

»Dann würdest du eindeutig lügen. Du fährst nämlich genau wie ich noch ins Büro, um ein paar letzte Dinge persönlich zu erledigen. Auch wenn du unverbesserlicher Softie deine Angestellten heute früher gehen lässt, fährst du selbst noch hin.«

»Ich bleibe, wenn du auch bleibst.«

»Ich gehe, und das tust du auch.« Trotzdem trat sie vor ihn, umfasste sein Gesicht mit beiden Händen und gab ihm einen schnellen Kuss. »Wir sehen uns dann in ein paar Stunden.«

»He, pass auf dich auf, okay? Die Straßen sind sicher trügerisch.«

»Das sind mit Eisenstangen bewaffnete Junkies auch, aber auch mit denen komme ich zurecht.«

»Da ich mir bereits dachte, dass du nicht zu Hause bleiben willst, habe ich einen der Geländewagen für dich holen lassen.« Als sie die Stirn in Falten legte, zog er eine Braue hoch.

»Ich werde auch mit einem fahren, also keine Widerrede, ja?«

»Fein. Okay.« Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. »Tja, wenn du schon in derart sorgenvoller Stimmung bist, könntest du viel eicht noch gucken, ob McNab und Peabody gut gestartet sind.«

»Das habe ich bereits getan. Sie sind schon in der Luft und haben das fiese Wetter bereits hinter sich. Und zieh was an die Hände«, rief er ihr hinterher, als sie den Raum verließ.

»Jetzt gib endlich Ruhe«, murmelte sie leise, war aber trotzdem dankbar, als sie in der Tasche ihres Mantels ein Paar dünner, mit weichem Fell gefütterter Handschuhe entdeckte, das eindeutig von ihm dorthin geschmuggelt worden war. Wie machte er das nur?

Was auch immer vom Himmel auf sie niederprasselte, fühlte sich wie eine Unzahl spitzer, kleiner, eiskalter Nadeln an. Sie stieg in das muskulöse Fahrzeug, das ihr treusorgender Mann für

sie geordert hatte, und merkte, dass bereits die Heizung eingeschaltet war. Der Kerl vergaß einfach niemals etwas. Es war beinahe unheimlich.

Trotz der angenehmen Wärme, der unglaublichen Bodenhaftung und der Kraft des riesengroßen Wagens war der Weg bis zum Revier ein einziger mühseliger Kampf.

Nachdem sie noch vor einer Stunde die Menschen, die sich vor der Arbeit drückten, als faule Weicheier bezeichnet hatte, schimpfte sie jetzt wie ein Rohrspatz, weil niemand zu Hause blieb. Und weil ständig irgendeine Klap-perkiste vor ihr war, die auf den eisbedeckten Straßen bestenfalls im Schneckentempo vorwärtsskam.

Zweimal wurde sie Zeugin eines Unfalls und fühlte sich verpflichtet anzuhalten und zu sehen, ob es Verletzte gab, bevor sie die Verkehrspolizei rief. Als erneut jemand vor ihr zum Stehen kam, dachte sie kurz darüber nach, einfach den nächsten Blechhaufen zu überrollen, der ihr in die Quere kam. Der Panzer, den sie fuhr, bekäme das bestimmt problemlos hin.

Als sie endlich das Revier erreichte, waren ungewöhnlich viele Plätze in der Tiefgarage frei. Einer der Detectives begrüßte sie, als sie in ihre eigene Abteilung kam.

»Slader, hätten Sie nicht längst schon frei?«

»Eigentlich ja. Aber kurz vor Ende meiner Schicht haben wir noch eine Leiche reingekriegt. Wir haben bereits einen Verdächtigen. Das Opfer war sein Bruder, der extra wegen Weihnachten bei ihm zu Besuch war. Am Ende lag er mit gebrochenem Genick am Fuß der Treppe. Der Kerl, den wir festgenommen haben, hat eine wirklich schicke Wohnung drüben in der Park Avenue. Das Opfer war ein Loser ohne festen Wohnsitz und anscheinend arbeitslos.«

»Und er wurde die Treppe hinuntergeschmissen?«

»Allerdings.« Slader verzog den Mund zu einem schmalen, müden Lächeln. »Der Kerl hat behauptet, dass sein Bruder wieder mal vol drauf gewesen ist - was das Labor bisher noch nicht bestätigt hat. Meinte, er hätte im Bett gelegen, hätte den Sturz gehört und seinen Bruder am Fuß der Treppe aufgefunden. Anscheinend hat er nicht gedacht, dass wir die Schwelungen im Gesicht des Opfers sehen würden, oder er hat vielleicht gehofft, wir schoben sie auf den Sturz. Da er aber selber aufgekratzte Knöchel und eine aufgeplatzte Lippe hatte, kam uns seine Version des Geschehens ein bisschen seltsam vor.«

Eve kratzte sich im Nacken. Manche Menschen, dachte sie, waren wirklich unvorstellbar dumm.

»Haben Sie ihn auf eine mögliche Notwehrsituation und einen daraus folgenden Unfall angesprochen?«

»Ja, aber er rückt nicht von seiner Geschichte ab. Er ist ein ziemlich hohes Tier bei einer Werbeagentur, ich nehme an, dass er seinen Namen nicht im Fernsehen haben will. Wir lassen ihn ein bisschen schwitzen, dann knöpfen wir ihn uns noch mal vor. Er ist schon zweimal zusammengebrochen und hat wie ein Schlosshund geheult, aber er weicht nicht von seiner Story ab. Die Sache ist die, Lieutenant, meine Schicht ist längst vorbei.«

»Bleiben Sie trotzdem dran und bringen die Sache unter Dach und Fach. Ich werde dafür sorgen, dass es einen Freizeitausgleich für die Überstunden gibt. Verdammt, das halbe Revier macht frei, lassen Sie sich den Kerl deshalb ja nicht durch die Lappen gehen. Hat er schon einen Anwalt verlangt?«

»Noch nicht.«

»Wenn Sie Probleme mit ihm kriegen, rufen Sie mich an. Ansonsten schließen Sie die Sache einfach ab.«

Nachdem sie den wartenden Papierkram und die anderen Dinge, die sich im Verlauf der Nacht auf ihrem Schreibtisch angesammelt hatten, durchgegangen war, ließ sie ihren Mantel im Büro. Die leidigen Papiere vermehrten sich wie die Karnickel, dachte sie, als sie sich in die Abteilung für Elektronische Ermittlungen begab.

Zur Abwechslung war die Abteilung einmal nicht mit lauten Stimmen, Musik und dem Summen

elektronischer Geräte angefüllt. Abgesehen von der Handvoll Detectives, die an ihren Arbeitsplätzen saßen, und von ein paar piepsenden Maschinen, war es geradezu gespenstisch ruhig.

»Wenn so viele Kollegen damit beschäftigt sind, ihre verdammten Strümpfe aufzuhängen, damit ihnen der blö-

de Weihnachtsmann was bringt, haben die Verbrecher in New York natürlich freie Bahn.«

Feeney hob den Kopf. »Bisher ist nicht viel los.«

»Das ist die Ruhe vor dem Sturm«, erklärte sie ihm düster.

»Du bist aber mal wieder gut gelaunt. Auch wenn ich deiner Stimmung leider einen Dämpfer verpassen muss.«

»Du hast das Konto immer noch nicht ausfindig gemacht.«

»Und zwar deshalb, weil es kein solches Konto gibt.

Zumindest nicht mit dieser Zahlenkombination.«

»Viel eicht hat sie die Zahlen ja verdreht. Wenn du die Zahlen einfach in einer anderen Reihenfolge eingibst -«

»Wil st du mir viel eicht erklären, wie ich meine Arbeit machen sol ?«

Sie atmete hörbar aus und ließ sich in den Besuchersessel fallen. »Nein.«

»Die Sache ist die, wir haben mindestens eine Ziffer zu viel. Wenn man wil kürlich eine oder mehrere der Zahlen rausnimmt, kriegt man mehr Konten, als man überprüfen kann.«

Tja, verdammt, war al es, was sie denken konnte.

»Ich kann natürlich eine Liste al dieser Konten für dich erstellen, aber es wird eine ganze Weile dauern, wenn du die al e haben wil st, und wenn wir auf dem Weg was finden, grenzt das schon an Zauberei.«

Sie trommelte mit ihren Fingern auf ihrem Oberschenkel herum. »Such mir die Konten trotzdem raus. Und dann gleiche die Namen der Besitzer mit den Namen, die wir haben, ab.«

Er bedachte sie mit dem für ihn typischen unglücklichen Blick. »Warum machst du es mir wieder so schwer?

Du hast die Zahlen von einer Frau genannt bekommen, die unter großem Stress gestanden hat. Es kann also niemand sagen, ob die Nummernfolge, die sie dir genannt hat, jemals richtig war.«

»Warum hat er sie nicht gezwungen, sie sich aufzu-schreiben? Warum ist er nicht auf Nummer sicher gegangen, damit sie sie richtig behält? Er hat es auf zwei Millionen abgesehen und auf das Gedächtnis einer Frau vertraut, die vor Angst halb außer sich war?«

»Es ist eben unvorstellbar, wie dämlich die Menschen häufig sind.«

Das war natürlich richtig, auch wenn es ihr nicht half.

»Angeblich war er smart genug, um jemanden zu töten, zu verschwinden und nicht entdeckt zu werden. Angeblich war er smart genug, um zur Stelle zu sein und eine andere Frau in eine geschlossene Bar zu zerren, ohne dass irgendeinem Passanten die Entführung aufgefallen ist.

Wobei er ebenfal s nicht mal die kleinste Spur zu-rückgelassen hat. Aber dann leistet er sich plötzlich einen derartigen Schnitzer? Dann vermasselt er den großen Coup, der doch angeblich das Motiv für den Mord und die Entführung war? Kommt dir das nicht auch ein bisschen seltsam vor?«

»Tja, wenn du es so formulierst, würde ich nicht unbedingt darauf wetten, dass es so abgelaufen ist.« Er zog an seiner Unterlippe und fragte in nachdenklichem Ton:

»Glaubst du, sie hat sich das al es ausgedacht?«

»Ich halte es auf jeden Fall für eine Möglichkeit, die man erforschen sol . Aber statt mir den Tag noch weiter zu vermasseln, stützt es vielmehr eine Theorie, ich ich entwickelt habe.«

»Willst du sie mit mir zusammen durchgehen? Ich habe nicht nur Kaffee, sondern auch jede Menge Zeit.«

Er hatte sie ausgebildet, dachte sie. Sie konnte sich daran erinnern, dass sie unzählige Male über schlechtem Essen und noch schlechterem Kaffee knifflige Fälle mit ihm durchgegangen war. Er hatte sie gelehrt, bei ihren Ermittlungen zu denken, zu sehen und zu fühlen.

»Ich hätte nichts dagegen, aber ich wüsste nicht, weshalb ich deshalb die grässliche Brühe trinken sollte, die es bei dir gibt. Gib mir lieber was von meinem Weihnachtsgeschenk ab.«

Sie warf ihm eine bunte Tüte auf den Tisch, und seine Augen fingen an zu leuchten wie die Lichter an einem Weihnachtsbaum. »Ist das etwa echter Kaffee? Hast du mir etwa echten Kaffee mitgebracht?«

»Es wäre ja wohl sinnlos, dir irgendeinen Ersatz zu schenken, wenn ich ihn selber trinken will.«

»Verdammt! Danke. He, mach die Tür zu, ja? Ich will nicht, dass irgendjemand Wind davon bekommt, dass es etwas so Feines bei mir gibt. Himmel, ich werde meinen AutoChef abschließen müssen, sonst fallen meine Jungs bestimmt wie die Heuschrecken über ihn her.«

Nachdem die Tür geschlossen war, trat er vor das Gerät, füllte den echten Kaffee ein und bestellte gleich zwei Tassen für sich und seinen Gast. »Weißt du, meine Frau versucht, mir zu Hause immer die entkoffeinierte Brühe anzudrehen. Genauso gut könnte ich einfach Leitungswasser trinken. Wohingegen das hier -«

Er atmete tief und lange durch die Nase ein. »Das hier ist wirklich guter Stoff.« Er drehte den Kopf und sah sie grinsend an. »Ich habe sogar noch ein paar Doughnuts hier. Habe sie unter Erbsensuppe eingegeben, damit keiner von den Jungs sie erwischt.«

»Das ist wirklich schlau.« Sie dachte an ihre eigene Mühe mit dem Schokoriegeldieb, der regelmäßig ihre Süßwarenvorräte stahl. Vielleicht sollte sie es mit Feeneys Methode probieren, überlegte sie.

»Weshalb glaubst du, dass die Zeugin Dreck am Stecken hat?«

Während er den Kaffee und die Doughnuts holte, klärte sie ihn auf.

Er hörte schweigend zu, nippte an seinem Kaffee und biss ab und zu in seinen glasierten Doughnut und verkümmelte dabei sein Hemd. »Es wäre doch wohl wahrscheinlicher, dass es der Sohn war, falls es ein Verbrechen innerhalb der Familie war. Blutsverwandte gehen nämlich schnell er in die Luft. Vielleicht hat er die Frau mit rein-gezogen und sie unter Druck gesetzt. He, weißt du was, Schätzchen?

Ich habe gerade Mama umgebracht. Deshalb musst du sagen, dass ich hier bei dir gewesen bin und geschlafen habe wie ein Baby.«

»So könnte es abgelaufen sein.«

»Aber auch Frauen untereinander können wie die Hyänen sein.« Er winkte mit dem Rest von seinem Doughnut und schob ihn sich genüsslich in den Mund. »Vor allem, wenn es Schwiegermutter und -tochter sind. Vielleicht war sie die

Einmischung der Alten in ihr Leben einfach leid.

Dann ist sie zu dem Sohn gelaufen. Oh, mein Gott, es gab einen furchterlichen Unfall. Du musst mir helfen.«

»Das erklärt noch nicht die beabsichtigte Erpressung, die angebliche Entführung oder, dass Bobby im Krankenhaus liegt.«

»Doch, vielleicht. Vielleicht wollte einer von den beiden oder auch sie beide nichts mit der Erpressung zu tun haben, vielleicht hatte auch einer von den beiden es auf die ganze Kohle abgesehen. Vielleicht war die Entführung tatsächlich nur schmückendes Beiwerk. Dafür wäre sie

al ein verantwortlich. Viel eicht wol te sie die Geschichte damit einfach abrunden. Und viel eicht liegt das Motiv wirklich, wie du denkst, in der Vergangenheit. Wenn man als Kind in der Scheiße landet, bleibt immer etwas davon an einem kleben.«

Als sie dazu schwieg, starrte er in seinen Kaffee.

Keiner von ihnen beiden ging auch nur mit einem Wort auf ihre eigene Kindheit ein.

»Du musst etwas gegen sie - oder gegen ihn - in die Hand bekommen. Etwas, womit du Druck ausüben kannst. Geh am besten wie bei einer Zwiebel vor.«

»Wie bei einer Zwiebel?«

»Ja. Schäl die verschiedenen Schichten nacheinander ab.«

Das Schälen der Zwiebel sol te ruhig Feeney übernehmen, dachte Eve.

Aber er hatte sie auf eine Idee gebracht.

Sie ging zu Dr. Mira und traf deren Sekretärin hinter ihrem Schreibtisch an. Sie ließ sich von leisen Weihnachtsmelodien berieseln und ging irgendeiner Arbeit nach. »Wie sieht es heute terminlich aus?«

»Wir haben nur sehr wenig zu tun. Ab zwölf haben wir zu. Sie hat gerade einen Ihrer Kollegen drin.« Die Sekretärin sah auf ihre Uhr. »Aber sie ist fast fertig. Den nächsten Termin hat sie in einer Viertelstunde, danach ist sie frei.«

»Viel eicht könnte ich ja kurz zwischen den beiden Terminen mit ihr sprechen. Ich kann warten, bis die Sitzung beendet ist.«

»In Ordnung, aber ich hoffe, Sie belegen sie nicht al zu lange mit Beschlag. Sie und ihr Mann haben nämlich den Nachmittag bereits verplant.«

»Ich werde sie nicht lange aufhalten.« Eve trat einen Schritt zurück, als ein anderer Cop aus dem Besprechungszimmer kam.

»Einen Augenblick.« Die Sekretärin hob mahnend einen Finger und trat dann selber an die Tür von Miras Büro. »Doktor, Lieutenant Dal as ist hier und würde gerne kurz mit Ihnen sprechen.«

»Selbstverständlich.« Als Eve den Raum betrat, stand Mira hinter ihrem Schreibtisch auf. »Ich hatte nicht damit gerechnet, Sie vor den Feiertagen noch einmal zu sehen.«

»Ich muss Sie um einen Gefallen bitte. Ich brauche ein Profil einer Verdächtigen. Viel eicht genügt es, wenn Sie mir sagen, was sie für einen Eindruck auf Sie macht.«

»Im Fall Lombard«, stellte Mira fest.

»Ja. Und zwar habe ich die Schwiegertochter im Verdacht.«

»Oh?« Mira setzte sich wieder hin und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück, während Eve ihr eilig schilderte, wie sie die Sache sah.

»Ich möchte Sie deshalb bitten, mit mir zu ihr zu fahren und sie sich anzusehen. Ich kann noch nicht sicher sagen, wo sie in einer Stunde ist, viel eicht erwischen wir sie noch im Hotel. Ich weiß, dass Sie Pläne haben. Ich fahre Sie gern anschließend heim.«

»Ich nehme an, ich könnte -«

»Gut. Super.« Bevor Mira es sich noch einmal überlegen konnte, ging Eve bereits wieder zur Tür.

»Dann werde ich al es arrangieren und hole Sie in einer Stunde ab.«

Sie lief aus dem Büro und rief über ihr Link Zana in ihrem Hotelzimmer an.

»Ich komme in circa einer Stunde bei Ihnen vorbei.«

»Oh, ich hatte gehofft, dass ich gleich ins Krankenhaus fahren kann. Ich habe eben dort angerufen, sie haben mir erklärt, dass Bobby noch schläft, aber -«

»Ich Sorge dafür, dass Sie hinkommen.« Eve wartete einen Moment. »Wie geht es ihm?«

»Er ist offenbar stabil. Sie haben gesagt, er wäre stabil.«

Aber sie wol en ihn trotzdem noch mindestens vierundzwanzig Stunden dort behalten. Um ihn zu beobachten.

Außerdem müssen wir ein paar Dinge organisieren, bevor er entlassen werden kann. Ich muss einen Rol stuhl besorgen, und die Medikamente und -«

»Warum fangen Sie nicht einfach vom Hotel aus damit an? Dann ist morgen al es bereit. Ich sage einem meiner Beamten, dass er Sie ins Krankenhaus und wieder zurück fahren sol .«

»Tja, ich schätze, das ist eine Möglichkeit. Schließlich ist er sowieso noch nicht aufgewacht.«

»Gut. Ich bin in einer Stunde da.«

Sie ging in ihr Büro zurück, begann mit einem neuen Bericht für den Commander, und während sie noch über ihrem Schreibkram saß, streckte Slader den Kopf durch die Tür.

»Wir haben ihn, Lieutenant.«

»Den Bruder? Hat er ein Geständnis abgelegt?«

»Als der Junkie nach Hause kam, hat der andere Typ auf ihn gewartet. Er hatte nämlich festgestellt, dass ein paar Sachen aus seiner Wohnung fehlten. Seine teure Armbanduhr, ein paar elektronische Geräte, lauter solches Zeug. Er wol te seinen Bruder zur Rede stel en und rausschmeißen. Aber als der Kerl dann endlich kam, war er mal wieder total zu gedröhnt.«

»Wird das durch den toxikologischen Bericht bestätigt?«

»Ja. Das Opfer hatte genug von dem Dreckszeug eingeworfen, um zum Pluto und zurück zu fliegen. Wie es aussieht, hatte er das geklaute Zeug verhökert und in Stoff umgesetzt. Der Typ hat ihm erklärt, dass er endlich Leine ziehen sol , dann haben sie angefangen, sich zu schlagen. Unser Kerl behauptet, dass der tote Bruder als Erster zugeschlagen hat. Was viel eicht sogar stimmt.«

Slader zuckte mit den Schultern. »Aber sie haben beide zugeschlagen, bis schließlich der Arschloch-Bruder die Treppe runtergefal en ist und sich dabei das Genick gebrochen hat. Der andere Typ ist in Panik ausgebrochen und hat deswegen versucht, es so aussehen zu lassen, als hätte er im Bett gelegen, als sein Bruder gefal en ist.

Wir könnten versuchen, ihn wegen Totschlags dranzukriegen, auch wenn der Staatsanwalt davon nicht gerade begeistert ist. Meint, dass er bei einer fahrlässigen Tötung auf der sichereren Seite ist. Also machen wir das.«

»Das muss reichen. Vergewissern Sie sich noch, dass der tote Bruder die Sachen verhökert hat. Lassen Sie sich auf den Deal erst ein, wenn das sicher ist.«

»Mein Partner ist schon unterwegs, um das zu klären.

Wenn dieser blöde Hund - der Bruder, der noch lebt - die Schlägerei gleich zugegeben hätte, hätte er sich jede Menge Zeit und vor al em Ärger erspart. Aber die Leute belügen uns anscheinend einfach gern.«

Wie recht Slader doch hatte, dachte Eve, als ihr plötzlich ein anderer Gedanke kam. Viel eicht sol te sie versuchen, die nächste Zwiebelchale doch selbst abzulösen, überlegte sie.

In der Tiefgarage blickte Mira bewundernd auf den Ge-ländewagen, vor den Eve mit ihr getreten war. »Das ist doch wohl nicht Ihr Dienstfahrzeug.«

»Nein. Es gehört Roarke. Die Straßen sind vereist.«

Eve stieg schulterzuckend ein. »Mit dem Ding hier könnte man wahrscheinlich sogar den Polarkreis überqueren, deshalb hat er die Hoffnung, dass ich darin hier in New York sicher bin.«

»Tja, ich fühle mich auf al e Fäl e besser in so einem Gefährt.« Mira machte es sich auf dem Beifahrersitz bequem. »Ich nehme an, es gibt so wenig, was er unternehmen kann, um Sie zu schützen, dass er jede sich bietende Möglichkeit ergreift.«

»Kann sein.«

»Dennis hat mich auch gefragt, ob ich heute nicht zu Hause bleiben wil .« Mira rückte ihren dezent gemuster-ten Schal zurecht. »Am Ende musste ich mich fahren lassen, damit er zufrieden war. Ich finde es nett, wenn sich jemand Sorgen um mich macht.«

»Ach ja?« Eve sah sie von der Seite an. »Viel eicht«, erkannte sie. »Viel eicht ist es das. Aber es ist nicht einfach damit umzugehen, dass man jemand anderem Grund zur Sorge gibt.«

»Früher hat es mich geärgert.«

»Ach, tatsächlich?«

»Charlie, hat er früher oft gesagt, warum gehst du solche Risiken ein und beschäftigst dich mit Menschen, die das Dunkel lieben? Wenn du dich in sie hineinversetzen kannst, können sie das andersherum sicher auch.« Sie verzog den Mund zu einem leichten Lächeln und streckte ihre Beine wohligh in dem warmen Fahrzeug aus. »Als ich den Job bei der Polizei angenommen habe, haben wir dieses Thema in al en seinen Variationen durchgekau.«

»Sie haben sich miteinander gestritten? Sie und Mr Mira?«

»Wir sind verheiratet, natürlich haben wir uns gestritten. Das kommt selbst jetzt noch manchmal vor. Auch wenn er meistens völ ig unbekümmert wirkt, kann er manchmal sturer als ein Esel sein. Das finde ich tol .«

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und wandte sich Eve zu. »Ich nehme an, wir streiten uns nicht weniger als Sie und Roarke. Aber die beiden haben uns so genommen, wie wir sind, nicht wahr? Genau, wie wir sie so genommen haben, wie sie sind. Deshalb finden wir früher oder später Wege, miteinander umzugehen, damit es auf Dauer funktioniert. Deshalb fahren Sie zum Beispiel diese riesige Maschine, wenn es draußen eklig ist. Was, übrigens, unglaublich sexy wirkt.«

Eve musste grinsen. »Ja, nicht wahr? Wann haben Sie beide zum ersten Mal gestritten?«

»Oh, Gott, dabei ging es um das erste Sofa für unsere erste gemeinsame Wohnung. Wer hätte gedacht, dass das der wichtigste Kauf unseres gesamten Lebens war?

Schließlich haben wir fast einen Monat nichts gekauft, weil keiner von uns beiden nachgegeben hat. Am Ende haben wir uns für etwas völ ig anderes entschieden, eine Flasche Wein geöffnet und uns begeistert auf dem neuen Teil geliebt.«

»Es liegt am Stress, nicht wahr? Meistens liegt es am Stress und daran, dass man sich erst richtig kennenlernen muss. Paare, die noch nicht lange zusammen sind, sehen noch al es durch eine rosarote Bril e und verbringen jede Menge Zeit im Bett, aber sie schnauzen sich auch häufig wegen irgendwelcher lächerlichen Kleinigkeiten an. Wenn sie dann auch noch gestresst sind, kommt es unweigerlich zu Spannungen.«

»Im Allgemeinen, ja. Weshalb es mich - um wieder auf die Ermittlungen zurückzukommen - überraschen würde, wenn es zwischen den Lombards in den letzten Tagen nicht auch zu irgendwelchen Spannungen gekommen wäre. Nur behalten die Menschen solche Dinge meistens lieber für sich.«

»Trotzdem merkt man sie ihnen, vor al em als geübter Beobachter, irgendwie an. Diese Beziehung wirkt derart harmonisch, dass es beinahe schon erschreckend ist. Sie wirkt wie die personifizierte Werbung für die gute Ehefrau.

Was für mich einfach nicht passt.« Eve rutschte auf ihrem Sitz herum. »Ich weiß, ich bin nicht gerade die al erbeste Ehefrau, aber diese übertriebene Fürsorglichkeit kaufe ich ihr nicht wirklich ab. Zum Beispiel ist es ja wohl nicht normal, wenn eine Frau am Morgen, nachdem ihre Schwiegermutter erschlagen worden ist, Kaffee und Bagel holen geht.«

»Es ist nicht weiter ungewöhnlich, wenn man etwas völ ig Alltägliches, Normales tut und dadurch ein erlittenes Trauma kompensiert.«

»Warum hat sie nicht einfach den Zimmerservice bestel t? Sicher, es war ein bil iges Hotel, aber

Zimmerservice bieten sie den Gästen trotzdem an.«

»Lassen sie mich weiter Anwältin des Teufels spielen, ja?«, bat Mira Eve. »Viel eicht ist sie es einfach gewohnt, selber Lebensmittel einzukaufen und Mahlzeiten zuzubereiten, viel eicht ist ihr so etwas wie Zimmerservice einfach fremd. Zugegeben, unter den gegebenen Umständen wäre es einfacher und auch vernünftiger gewesen, etwas zu bestellen, aber es fällt mir trotzdem schwer, in diesem Verhalten etwas Verdächtiges zu sehen.«

»Es geht mir vor allem darum, wie rund die Dinge bei ihr laufen. Bei ihr wirkt immer alles so, als habe sie es auf einer Liste ab. Okay, jetzt lass die Tränen fließen. Jetzt sei tapfer, beiß dir auf die Lippe, bedenke deinen Ehemann mit einem hilfeschuchenden oder mitfühlenden Blick. Aber vergiss nicht dein Make-up und deine Frisur.

Alles das zeugt von einer gewissen Eitelkeit, die nicht zu ihrer Rolle passt.«

»Sie mögen sie nicht.«

»Nein, ich mag sie nicht.« Eve hielt an einer roten Ampel und trommelte mit ihren Fingern auf das Lenkrad. Mit nackten Fingern, merkte sie. Sie hatte ihre Handschuhe mal wieder im Büro vergessen. Typisch.

»Dabei gibt es, oberflächlich betrachtet, keinen Grund dafür. Es ist einzig mein Instinkt, der mir sagt, dass mit ihr irgendwas nicht stimmt. Irgendetwas ist an ihr verkehrt, auch wenn ich es nicht benennen kann. Viel eicht rede ich auch einfach dummes Zeug, viel eicht bilde ich mir das alles nur ein. Weshalb es für mich von großer Bedeutung ist, was für einen Eindruck sie auf Sie macht.«

»Aber wir setzen sie nicht unter Druck«, schränkte Mira ein.

»Ich werde ihr einfach erzählen, ich hätte eine Psychologin mitgebracht«, fuhr Eve fort, während sie den Wagen parkte. »Um ihr zu helfen, weil sie schließlich ein paar schwere Schicksalsschläge erlitten hat.«

»Und das wird sie glauben?«

Eve verzog den Mund zu einem schmalen Lächeln.

»Sie ist nicht die Einzige, die schauspielern kann. Passen Sie beim Aussteigen auf. Der Bürgersteig ist sicher glatt.«

»Es ist wirklich nett, wenn sich jemand Sorgen um einen macht.«

Leicht verlegen wartete Eve, bis die Straße frei war, stieg dann selber aus, betrat das Hotel und stellte Mira der Frau vom Wachdienst vor. »Hat sich oben irgendwas getan?«

»Mir wurde nichts gemeldet.«

»Hat sie etwas zu essen bestellt?« Auf den erstaunten Blick der diensthabenden Frau erklärte Eve: »Ich wollte nur sichergehen, dass sie sich nicht vernachlässigt. Außerdem muss ich es wissen, falls sich einer meiner Männer was bestellt, damit ich es auf die Spesenrechnung setzen kann.«

»Ich sehe gerne nach.«

»Danke.« Sie trat vor den Fahrstuhl und stieg hinter Mira ein. »Ich wollte nur sehen, wie gut sie sich um sich kümmert«, ging sie auf Miras unausgesprochene Frage ein. »Wird sicher interessant zu sehen, was sie gegessen hat.«

Sie grüßte den Beamten an der Tür. »Ich brauche einen Wagen, um die Zeugin ins Krankenhaus fahren zu lassen, aber sie soll das Haus frühestens eine halbe Stunde nach mir verlassen. Alles klar?«

»Ja, Madam.«

Sie klopfte und wartete, bis Zana ihr öffnete und mit einem strahlenden Lächeln erklärte: »Ich bin

so froh, dass Sie gekommen sind. Ich habe gerade mit Bobbys Krankenschwester telefoniert, sie meinte, er wäre wach, weshalb - Oh.« Als sie Mira entdeckte, brach sie ab.

»Entschuldigung. Hal o.«

»Zana, das ist Dr. Mira. Sie ist eine Freundin von mir.«

»Tja, nun, freut mich, Sie kennenzulernen. Bitte, kommen Sie doch rein. Kann ich, uh, Ihnen einen Kaffee holen?«

»Das übernehme ich. Dr. Mira ist Psychologin. Ich dachte, dass Sie unter den gegebenen Umständen vielleicht gern mit jemandem reden würden. Und Bobby vielleicht auch. Mira ist die Beste, sie hat auch mir selbst schon sehr geholfen«, fügte Eve lächelnd hinzu und legte eine Hand auf Miras Schulter, um zu verdeutlichen, dass Mira weniger als Psychologin denn als Freundin mit-gekommen war.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Vielen Dank, dass Sie so an mich, an uns beide denken.«

»Sie haben schlimme Dinge durchgemacht. Hinterbliebenen von Opfern von Gewalttaten ist häufig gar nicht klar, unter welchem Stress sie stehen. Und obwohl Bobby und ich uns schon sehr lange kennen, bin ich für Sie trotzdem vor allem Polizistin. Aber falls Sie meinen, dass es mir nicht zusteht, Sie -«

»Himmel, nein. Das ist wirklich unglaublich aufmerksam von Ihnen. Ich bin fast die ganze Nacht hier in unserem Zimmer auf und ab gelaufen. Schließlich hatte ich niemanden zum Reden. Ich habe mich noch nie mit einer Psychologin unterhalten. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.«

»Warum nehmen wir nicht erst mal Platz?«, schlug Mira vor. »Der Zustand Ihres Mannes hat sich inzwischen gebessert?«

»Ja. Sie haben gesagt, dass er noch ein, zwei Tage in der Klinik bleiben muss, aber dass er dann entlassen werden kann. All die medizinischen Fachbegriffe habe ich nicht wirklich verstanden.«

»Dabei kann ich Ihnen ebenfalls behilflich sein.«

»Hören Sie, ich gehe rüber in die Küche und hole uns allen einen Kaffee. Auf die Weise bin ich aus dem Weg.«

»Es stört mich nicht, wenn Sie dabei sind«, erklärte Zana Eve. »Sie wissen sowieso über alles Bescheid.«

»Trotzdem gehe ich jetzt erst mal Kaffee holen und lasse Sie beide kurz allein.«

Eve ging durch das Zimmer in die kleine Küche. Und, meine Güte, dachte sie, wer konnte es ihr schon verdenken, wenn sie an einem fremden AutoChef an ein paar falsche Knöpfe kam?

Sie hörte Zanas Stimme, die, weil sie wieder einmal mit den Tränen kämpfte, etwas heiser klang. Oh, du bist wirklich gut. Aber ich bin noch besser, dachte sie.

Eilig rief sie die Bestellungen der letzten vierundzwanzig Stunden auf.

Käse, Himbeeren, Popcorn - mit einer extra Portion Butter. Anscheinend hatte letzte Nacht jemand lange ferngesehen. Und heute Morgen ausgiebig gefrühstückt: Schinkenomelette, Toast, Kaffee und Orangensaft.

Sie bestellte Kaffee und zog vorsichtig die Tür des kleinen Kühlschranks auf. Dort fanden sich eine mehr als halb geleerte Flasche Rotwein, ein paar Softdrinks und ein halb leerer Karton mit Schokoladenmousse.

Wie es aussah, hatten die erlittenen Schocks keine große Auswirkung auf Zanas Appetit.

Als sie mit dem Kaffee zu den beiden anderen Frauen ging, wischte sich Zana gerade ein paar Tränen fort. »Es kommt einfach eins zum anderen«, erklärte sie der Psychologin mit erstickter Stimme. »Ich habe das Gefühl, als ob ich völlig aus dem Gleichgewicht geraten bin. Wir sind hierhergekommen, um uns zu amüsieren. Bobby wollte mir mit dieser Reise eine Freude

machen, mit mir irgendwo hinfliegen, wo ich noch nie war. Das war ein Teil meines Weihnachtsgeschenks, auch seine Mama war ganz wild auf diese Reise nach New York. Darauf, nach al den Jahren endlich Eve wiederzusehen. Und dann ist al es so furchtbar geworden.« Sie riss ihr Taschentuch in kleine Fetzen, die wie Schneeflocken in ihren Schoß fielen. »Armer Bobby, er hat versucht, so stark zu sein, und jetzt ist er verletzt. Ich würde es so gerne leichter für ihn machen. Irgendwie.«

»Das tun Sie bereits, indem Sie für ihn da sind. Trotzdem ist es wichtig, dass Sie sich auch um sich selber kümmern und um die Frau trauern, die Ihnen nahestanden hat. Das ist ein wichtiger Prozess. Und Sie brauchen Ruhe, denn sonst werden Sie krank.«

»Ich kann im Augenblick unmöglich an mich selber denken. Wie soll ich das tun?«

»Das verstehe ich. Es ist durchaus menschlich, in Krisenzeiten das eigene Wohl hintanzustellen. Vor allem Frauen tun das oft.« Mira tätschelte Zana leicht die Hand.

»In den nächsten Tagen und Wochen wird Bobby physisch und psychisch auf Sie angewiesen sein. Es ist schwer - danke, Eve -, es ist schwer, wenn man einen Elternteil, ein Familienmitglied verliert. Aber es durch eine Gewalttat zu verlieren, macht die Trauer und den Stress noch größer. Sie haben beide einen oder sogar mehrere Schocks erlitten, seit Sie hierhergekommen sind. Ich hoffe, wenn Sie wieder nach Texas fliegen, finden Sie dort jemanden, mit dem Sie reden können. Ich kann Ihnen gerne eine Liste der Psychologen geben, die es in Ihrer Gegend gibt.«

»Das wäre furchtbar nett. Ich selber wüsste gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich habe noch nie mit einer Psychologin gesprochen.«

»Waren Sie denn nicht bei einer Trauerberatung, als Ihre Mutter starb?«, fragte Eve sie überrascht.

»Oh, nein. Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich schätze, ich habe einfach nie gelernt, so etwas in Betracht zu ziehen. Ich - ich weiß nicht, ich nehme an, ich habe einfach weitergemacht. Aber das hier ist eine Ausnahmesituation, das ist mir klar. Ich möchte tun, was das Beste für Bobby ist.«

»Dann schaffen Sie das auch.«

»Wenn ich kurz unterbrechen dürfte, Zana«, mischte sich Eve erneut in das Gespräch. »Wir haben Probleme mit der Zahl, die Sie uns genannt haben. Der Zahl, die Ihr Entführer Ihnen mitgegeben hat.«

»Ich verstehe nicht -«

»Wir finden einfach kein Konto mit einer solchen Nummer. Weil es keins mit so vielen Ziffern gibt. Haben Sie die Nummer vielleicht falsch verstanden oder aus Versehen eine Zahl hinzugefügt?«

»Oh, ich weiß nicht.« Ihre Hände flatterten aus ihrem Schoß. »Ich war mir völlig sicher. Ich habe die Nummer ständig wiederholt, so wie er es gesagt hat. Ich habe sie sogar noch wiederholt, nachdem - nachdem er verschwunden war. Aber ich hatte solche Angst. Was sollen wir jetzt machen? Kann ich irgendetwas tun?«

»Wir könnten es mit Hypnose versuchen.« Eve nippte an ihrem Kaffee und sah Mira über den Rand des Bechers hinweg an. »Das ist ein anderer Grund, aus dem ich Dr. Mira heute mitgebracht habe. Damit Sie sie kennenlernen können und Vertrauen zu ihr haben, falls wir diesen Weg beschreiten. Dr. Mira steht uns oft zur Seite, wenn es um solche Dinge geht.«

»Es könnte durchaus etwas bringen«, nahm Mira den Ball auf. »Unter Hypnose könnten wir Sie die Entführung noch einmal durchleben lassen, gleichzeitig aber dafür sorgen, dass Sie wissen, dass Sie sicher sind.«

»Oh, ich weiß nicht. Ich weiß wirklich nicht. Hypnose.«

Sie tastete nach den drei dünnen Goldketten an ihrem Hals. »Die Vorstellung macht mir irgendwie Angst. Ich muss darüber nachdenken. Auch wenn ich momentan kaum an etwas anderes als an Bobby denken kann.«

»Es wäre eine Möglichkeit, uns dabei zu helfen, denjenigen zu finden, der Bobbys Mutter ermordet hat«, be-drängte Eve sie noch ein wenig stärker. » Und das Wissen, dass diese Person identifiziert und verhaftet worden ist und für ihre Tat bezahlt, trägt zu Ihrer beider Heilung bei, nicht wahr, Dr. Mira?«

»Ja, das stimmt. Warum schicke ich Ihnen nicht einfach ein Informationsblatt zu, damit Sie sehen, wie dabei vorgegangen wird? Damit Sie den Prozess besser verstehen?«

»Das wäre bestimmt okay. Aber, Gott, ich weiß nicht.

Bereits der Gedanke, al das, wenn auch nur in Gedanken, noch einmal durchzumachen. Das macht mir wirklich Angst. Ich bin nicht so stark wie Sie«, sagte sie zu Eve.

»Ich bin nur eine gewöhnliche Frau.«

»Auch gewöhnliche Menschen können ungewöhnliche Dinge tun.« Mira verzog ihren Mund zu einem aufmunternden Lächeln, als sie sich erhob. »Ich werde Ihnen die Informationsbroschüre schicken. Ich würde mich freuen, wenn Sie sich noch einmal mit mir unterhalten würden, falls Sie denken, dass ich Ihnen helfen kann.«

»Vielen, vielen Dank. Ihnen beiden.« Auch Zana stand wieder auf und streckte beide Hände nach Eve aus. »Es bedeutet uns sehr viel, zu wissen, dass Sie so hart für uns arbeiten.«

»Ich werde mich später noch mal bei Ihnen melden.

Erst mal bestelle ich einen Wagen für die Fahrt zum Krankenhaus. Wenn er hier ist, bekommen Sie Bescheid.

Ich werde versuchen, Bobby auch noch zu besuchen, aber falls ich es nicht schaffe, richten Sie ihm bitte herzliche Grüße von mir aus.«

»Das werde ich ganz sicher tun.«

Eve wartete, bis sie wieder im Fahrstuhl standen, bevor sie von Mira wissen wollte: »Und, wie schätzen Sie sie ein?«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen wirklich helfen kann. Ihr Verhalten und ihre Reaktionen sind nicht weiter ungewöhnlich, und die Antworten, die sie auf meine Fragen hatte, waren durchaus nachvollziehbar. Eingedenk der Zweifel, die Sie ihr gegenüber hegen, könnte man vielleicht sagen, dass alles ein bisschen zu sehr wie aus dem Lehrbuch klang. Aber vielleicht lag das auch daran, dass das, was man in Lehrbüchern über das Verhalten traumatisierter Menschen liest, schließlich dem echten Leben entnommen ist.«

»Sie will sich nicht hypnotisieren lassen.«

»Das wollten Sie auch nicht, als ich es Ihnen vorgeschlagen habe«, stellte Mira fest. »Das ist sehr oft die erste Reaktion der Leute, wenn man davon spricht.«

»Wenn ich mich hypnotisieren lassen würde, fänden wir dadurch keinen Mörder. Wenn sie damit einverstanden gewesen wäre, hätte ich eine Millionen-Wette gegen mich selbst verloren. Sie hat sich letzte Nacht mit Popcorn voll gestopft.«

»Viele Frauen empfinden Essen als etwas Tröstliches.«

»In ihrem Kühlschrank steht eine halb leere Flasche Wein.«

»Ich wäre überrascht, wenn sie nichts getrunken hätte.«

»Sie haben recht«, erklärte Eve verärgert. »Sie sind mir wirklich keine Hilfe. Sie hatte heute ein dickes, fettes Frühstück, und ich gehe jede Wette ein, dass sie sich gestern Abend eine feine Mahlzeit auf ihr Zimmer kommen lassen hat.«

»Nicht alle hören auf zu essen, wenn sie unter Stress stehen. Oft essen die Menschen gerade dann besonders viel. Beides ist möglich, Eve. Sie wissen genauso gut wie ich, dass es bisher keine

Beweise und noch nicht einmal Indizien gegen Zana gibt.«

»Scheiße. Wol en wir doch mal sehen, ob ich Sie noch nach Hause fahre«, knurrte Eve.

Sie stieg aus dem Lift und marschierte direkt auf die Frau vom Wachdienst zu. »Haben Sie die Zimmer-Service-Bestel ungen eingesehen?«

»Jawohl. Ihre Leute haben nichts bestel t. Unser Gast hingegen hat sich Hühnchen mit neuen Kartoffeln und Karotten kommen lassen, als Vorspeise einen Krabbensalat und als Nachtisch ein großes Stück Limettenkuchen. Dazu eine Flasche Wasser und eine Flasche Merlot.«

»Sie hatte also guten Appetit.«

»Ja. Klingt, als ließe sie nichts unversucht, um bei Kräften zu bleiben.«

Eve hörte den Zynismus und nickte zustimmend mit dem Kopf. »Jetzt hätte ich gern noch eine Liste al er Anrufe, die sie über das Link in ihrem Raum getätigt hat.«

»Das hatte ich mir schon gedacht. Sie hat einmal gestern Abend und zweimal heute Morgen mit dem Krankenhaus telefoniert. Angerufen worden ist sie nicht.«

»Okay. Danke.«

Eve marschierte aus dem Haus. »Verdammt, ich würde ganz bestimmt nicht Wein trinken und Kuchen essen, wenn mein Mann mit schlimmen Schmerzen im Krankenhaus liegen würde. Sie viel eicht?«

»Wohl kaum. Aber es ist kein Verbrechen, wenn man Kuchen isst, und ich kann auch nicht behaupten, dass es nicht im Rahmen normaler Reaktionen liegt.«

»Warum hat sie nicht Bobbys Freund und Partner angerufen, um ihn über den Unfall zu informieren?«

»Viel eicht hat sie das ja über ihr Handy getan.«

»Das werden wir überprüfen, aber ich wette, das ist nicht passiert. Und zwar hat sie sich deshalb nicht bei ihm gemeldet, weil sie nicht wol te, dass er kommt oder dass er sich al es ausführlich erzählen lässt und sich danach regelmäßig bei ihr meldet, um zu fragen, ob es irgendetwas Neues gibt. Sie wol te nämlich Zeit für sich und den verdammt Kuchen.«

Mira musste einfach lachen, und als Eve sie böse ansah, meinte sie zerknirscht: »Es tut mir leid. Ich weiß, das ist nicht lustig, aber das war einfach ein wunderbares Bild. Sie wol en ein Profil, und das kriegen Sie.«

Sie stieg wieder in den Wagen und schnal te sich an.

»Die betreffende Person ist eine junge, unerfahrene Frau, die es offenbar gewohnt ist und auch nichts dagegen hat, wenn man ihr sagt, was sie tun und lassen sol . Wichtige Entscheidungen überlässt sie ihrem Mann. Sie selbst kümmert sich mehr um die häuslichen Dinge und sein Wohlergehen. Das gibt ihr ein Gefühl von Sicherheit. Sie genießt es, wenn man ihr Aufmerksamkeit schenkt, ist aber zugleich ein wenig sprunghaft und vor al em scheu.

Sie ist ordentlich und ordnet sich, so wie es aussieht, gerne unter.«

»Oder sie hat sich diese Rol e einfach zugelegt.«

»Wenn das zutrifft, ist sie eine hochintelige, äußerst berechnende Person. Eine, die bereit ist, ihr eigentliches Wesen für lange Zeit zu unterdrücken, weil sie ein bestimmtes Ziel erreichen wil . Sie ist seit mehreren Monaten mit diesem Mann verheiratet, hat also eine sehr intime Beziehung zu ihm aufgebaut. Sie hat ihn vorher schon gekannt, für ihn gearbeitet und sich von ihm hofieren lassen. Es wäre eine wirklich beeindruckende Leistung, hät-te sie über so lange Zeit eine Rol e aufrechterhalten, die ihrem wahren Wesen derart widerspricht.«

»Ich bin durchaus bereit, mich beeindrucken zu lassen.

Ich schließe andere Möglichkeiten und Verdächtige nicht aus«, fügte Eve hinzu. »Aber ich lasse

sie auch weiter auf der Liste stehen.«
Und zwar ganz oben, dachte sie.

Bobby saß aufrecht im Bett, als Eve den Raum betrat.

Seine Augen waren geschlossen, er hatte offenbar ein Hörbuch aufgelegt. Auf al e Fäl e stritten zwei verschiedene Stimmen leidenschaftlich miteinander herum.

Fal s er schlief, brauchte er das Buch nicht weiter zu hören. Und fal s er wach war, brauchte sie seine Aufmerksamkeit.

Deshalb trat sie vor das Gerät, drückte auf den Pausenknopf, und als es plötzlich stil war, drehte Bobby überrascht den Kopf und schlug die Augen auf. »Zana?

Oh, Eve, ich bin anscheinend eingenickt. Ich habe eine Geschichte gehört. Irgendwelches blödsinniges Zeug«, fügte er hinzu und versuchte, ein Lächeln aufzusetzen, was ihm jedoch nicht recht gelang. »Die Schwester hat gesagt, dass Zana gleich kommt.«

»Ich bin eben von ihr weg. Ich lasse sie von einem Beamten herfahren. Draußen ist es wirklich widerlich.«

»Ja.« Er blickte aus dem Fenster und runzelte die Stirn.

»Wie fühlst du dich?«

»Ich weiß nicht. Linkisch, dämlich, sauer, weil ich hier gelandet bin. Vor al em tue ich mir leid.«

»Dazu hast du auch al es Recht der Welt.«

»Ja, das sage ich mir auch. Die Blumen und der Baum.

Das ist wirklich nett.«

Er wies auf den mit winzigen Weihnachtsmännern geschmückten, kleinen, künstlichen Tannenbaum. Eves Meinung nach sah es so aus, als hätte jemand die drol igen, kleinen Figuren aufgehängt.

»Zana hat mir erzählt, dass du ihr beim Aussuchen geholfen hast.«

»Nicht wirklich. Ich war nur dabei.«

»Sie denkt immer an solche Sachen. An irgendwelche Kleinigkeiten, mit denen sie anderen eine Freude machen kann. Dies ist ein wirklich beschissenes Weihnachten für sie.«

»Für dich auch. Es ist wirklich ätzend, Bobby, und ich werde es noch ätzender machen, indem ich dich frage, ob dir noch irgendetwas eingefal en ist. Bezüglich des Mordes an deiner Mutter und bezüglich dessen, was dir selber gestern zugestoßen ist.«

»Nichts. Tut mir leid. Ich hatte jede Menge Zeit zum Nachdenken, denn schließlich liege ich hier rum wie ein Vol idiot, der noch nicht mal eine Straße überqueren kann.« Er stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus, hob seinen gesunden Arm und ließ ihn wieder fal en. »Ich habe gründlich über die Dinge nachgedacht, die du mir erzählt hast, die meine Mutter gemacht haben sol . Hat sie wirklich Geld von dir verlangt?«

Eve trat dichter an das Bett und sah ihm ins Gesicht.

»Wie viel Mist erträgst du noch?«

Er klappte seine Augen zu, und als er sie wieder öffnete, hoffte sie, dass das, was sie in seinem Blick entdeckte, Stärke war. »Am besten höre ich mir einfach al es an.

Schließlich habe ich nichts Besseres zu tun.«

»Deine Mutter hatte mehrere Nummernkonten, auf die Gelder geflossen sind, die sie von Frauen erpresst hat, die als Pflegekinder bei ihr waren.«

»Oh Gott. Oh, mein Gott. Das muss ein Missverständnis sein, ein Irrtum, eine furchtbare Verwechslung.«

»Ich habe die Aussagen von zwei dieser Frauen, die bestätigen, dass deine Mutter sich bei ihnen

gemeldet und ihnen mit der Veröffentlichung ihrer Jugendstrafakten gedroht hat, wenn sie nicht eine bestimmte Summe von ihnen bekommt.«

Die Worte landeten wie Schläge in seinem bereits ge-schundenen Gesicht, er starrte sie weder schockiert noch ungläubig, sondern mit der angestrengten Konzentration des Mannes an, der mit fürchterlichen Schmerzen rang.

»Aussagen«, wiederholte er. »Gleich zwei.«

»Bobby, es kommen sicherlich noch mehr dazu, bis die Sache erst mal abgeschlossen ist.

Außerdem hat sie meinen Mann darüber informiert, dass sie Kopien meiner Akte hätte und sie an die Medien schicken würde, wenn er sie nicht bezahlt. Sie hat bereits seit ein paar Jahren ehemalige Schützlinge erpresst.«

»Sie waren damals doch noch Kinder«, stieß er leise aus. »Wir al e waren damals doch noch Kinder.«

»Es ist möglich, dass sie einen ihrer damaligen Schützlinge dazu missbraucht hat, um mich über Roarke zu erpressen, und dass sie von diesem Individuum getötet worden ist.«

»Ich hätte niemals zugelassen, dass es ihr an irgendetwas fehlt. Wann immer sie was wol te, habe ich al es getan, was in meiner Macht stand, damit sie es bekam.

Weshalb hätte sie so etwas tun sol en? Ich weiß, was du denkst.« Wieder sah er an ihr vorbei zum Fenster. »Ich weiß es ganz genau. Du denkst, dass sie dich benutzt und schlecht behandelt hat, als du als Kind in ihrer Obhut warst. Warum also hätte sie das nicht noch mal versuchen sol en, auch wenn du inzwischen kein kleines Kind mehr bist?«

»Ist es denn nicht so gewesen, Bobby? Trügt mich etwa meine Erinnerung?«

Er atmete zitternd aus. »Nein. Sie hat immer gesagt, dass du und al die anderen Kinder, die sie aufgenommen hat, Glück haben, dass jemand ihnen endlich ein anständiges Zuhause gibt. Dass sich jemand genug für sie interessiert, um ihnen Disziplin, Respekt und gutes Benehmen beizubringen. Das hat sie gesagt, wenn sie euch in eurem Zimmer eingeschlossen hat. Dass sie das nur tut, weil ihr euch schlecht benommen habt. Und dass es für euch noch viel schlimmer wäre, wenn ihr wieder draußen auf der Straße leben müsstet, wo man euch aufgelesen hat.«

»Hast du ihr das abgekauft, Bobby?«

»Ich weiß nicht. Viel eicht zum Teil. Mir hat sie niemals wehgetan.« Jetzt drehte er den Kopf und sah Eve direkt ins Gesicht. »Mich hat sie niemals so behandelt. Sie hat gesagt, dass sie zu mir deshalb nicht so streng sein muss, weil ich immer tue, was sie mir sagt. Das hat natürlich nicht gestimmt, aber wenn sie mich dabei erwischt hat, wenn ich ungehorsam war, hat sie meistens nur gelacht und gesagt: Jungen sind nun einmal so.< Sie hatte es immer nur auf euch Mädchen abgesehen -

warum, weiß ich nicht. Sie hat nie darüber gesprochen.

Aber sie hat ihre Mutter gehasst. Sie hat immer gesagt, wir könnten froh sein, dass die alte Hexe nicht mehr lebt.

Viel eicht - ich weiß nicht -, viel eicht hat ja ihre Mutter ihr die gleichen Dinge angetan. Viel eicht war es einfach ein Kreislauf. Sagt man nicht, dass Missbrauch ein schwer zu durchbrechender Kreislauf ist?«

»Ja, das ist häufig so.« Viel eicht war ihm das ja ein Trost. »Wie steht es mit dir, Bobby? Hast du ebenfal s den Kreislauf der Beziehung zwischen dir und deiner Mutter fortgesetzt? Indem du dich, als du erwachsen warst, um sie gekümmert hast wie sie sich um dich als Kind? Das kann nicht leicht gewesen sein. Du bist frisch verheiratet, hast eine eigene Firma aufgemacht, und da ist diese anspruchsvol e Frau, die sich ständig in dein Leben mischt. Eine anspruchsvol e Frau, die genug Kohle auf der Seite hatte, um sich al e ihre Wünsche zu erfül en, ohne dass du dich dafür hättest krummlegen müssen, wie sie es offenbar erwartet hat.«

In seinen Augen stiegen Tränen auf, doch er blinzelte sie fort. »Ich kann es dir nicht verdenken, dass du solche Dinge sagst und wahrscheinlich wirklich denkst. Aber ich bin jederzeit bereit, mich an einen Lügendetektor anschließen zu lassen. Das mache ich freiwillig, und zwar, sobald du es organisieren kannst. Ich will, dass du den Menschen findest, der sie ermordet hat.« Er atmete tief ein. »Ich habe meine Mutter geliebt. Ich weiß nicht, ob du das verstehen kannst, obwohl ich jetzt weiß, was für ein Mensch sie war und was sie sich alles zuschulden kommen lassen hat, habe ich sie geliebt.

Wenn ich gewusst hätte, was sie da trieb, hätte ich einen Weg gefunden, um sie aufzuhalten. Ich hätte sie gezwungen, damit aufzuhören, und das Geld zurückgezahlt. Genau das möchte ich jetzt auch. Ich möchte das Geld zurückbezahlen, das sie sich auf diese Weise angeeignet hat. Du musst mir helfen, den Menschen das Geld zurückzugeben, das sie ihnen abgenommen hat. Viel eicht mache ich es dadurch nicht wieder gut, aber ich weiß nicht, was ich sonst machen kann.«

»Ja, dabei kann ich dir helfen. Wie hättest du sie dazu gebracht, die Erpressungen einzustellen, Bobby?«

»Ich weiß nicht. Sie hätte bestimmt auf mich gehört.

Wenn sie gemerkt hätte, wie unglücklich sie mich damit macht, hätte sie bestimmt auf mich gehört.« Er stieß einen leisen Seufzer aus. »Oder hätte viel eicht auch nur so getan. Ich weiß einfach nicht mehr, was für ein Mensch sie war. Ich weiß auch nicht, wie ich alles Zana bei-bringen soll. Ich habe keine Ahnung, wie ich ihr diese fürchterliche Wahrheit sagen soll. Sie hat schon so viel durchgemacht.«

»Sie stand deiner Mutter ziemlich nahe.«

»Sie kamen miteinander klar. Zana kommt mit jedem klar. Meiner Mutter gegenüber hat sie sich besondere Mühe gegeben - was auch nötig war.« Abermals bemühte er sich um ein Lächeln, was jedoch auch dieses Mal misslang.

»Weißt du, Frauen bauen häufig eine völlig andere Nähe zueinander als zu Männern auf. Wenn sie das tun, erzählen sie einander manchmal Dinge, die sie keinem Mann erzählen würden. Hat also deine Mutter viel eicht Zana etwas von den Erpressungen erzählt?«

»Das ist völlig ausgeschlossen.« Er versuchte sich noch aufrechter zu setzen und fluchte, weil das wegen des gebrochenen Arms nicht möglich war. »Zana - sie ist ein sehr gewissenhafter Mensch. Ich kenne keinen Menschen, der so ehrlich ist wie sie. Viel eicht hätte sie mit meiner Mutter nicht darüber gestritten, aber sie wäre voll kommen entsetzt gewesen und hätte mir sofort davon erzählt. Wir haben keine Geheimnisse voreinander.«

Das sagten die Menschen immer, Eve wusste das.

Aber woher wollten sie wissen, dass die andere Seite ihnen gegenüber immer völlig ehrlich war?

Dass es nicht doch irgendwelche Geheimnisse gab?

»Ist Zana der Typ Mensch, der ein Versprechen hält?«

Seine Miene drückte warme Liebe aus. »Wahrscheinlich würde sie sich eher einen Finger abschneiden, als ein einmal gegebenes Wort zu brechen.«

»Dann hätte sie ganz schön in der Klemme gesteckt, wenn sie deiner Mutter ihr Wort gegeben hätte, weder dir noch irgendjemand anderem etwas von den Dingen zu berichten, die sie viel eicht von ihr anvertraut bekommen hat.«

Er öffnete den Mund, klappte ihn wieder zu, und Eve konnte deutlich sehen, wie sehr ihn dieser Gedanke traf.

»Ich weiß nicht, wie sie damit umgegangen wäre. Aber spätestens, nachdem meine Mutter ermordet worden war, hätte sie mir davon erzählt. Sie hätte es niemals für sich behalten. Ich frage

mich, wo sie so lange bleibt.« Seine Finger zerrten an der Decke. »Sie müsste inzwischen hier sein.«

»Ich rufe sofort an und frage, ob sie schon losgefahren ist. Haben sie dir gesagt, wann du entlassen wirst?«

»Heute auf keinen Fall, aber ich werde darauf drängen, dass ich morgen gehen kann. Wenigstens einen Teil des Weihnachtsfests will ich noch retten. Schließlich ist dies unser erstes Weihnachten zusammen, aber das habe ich dir wahrscheinlich schon erzählt. Ich habe ein paar Kleinigkeiten eingekauft, damit Zana was zum Auspacken hat. Mann, es ist - wie hast du es eben formuliert? Genau, es ist wirklich ätzend.«

Eve griff in ihre Manteltasche und zog eine kleine Tüte daraus hervor. »Ich dachte, dass du vielleicht gerne ein paar Weihnachtsplätzchen hast«, meinte sie und drückte ihm die Tüte in die gesunde Hand. »Ich glaube kaum, dass so etwas hier auf der Speisekarte steht.«

»Danke.« Abermals hätte er fast gelächelt, als er auf die Tüte sah. »Vielen Dank. Das Essen hier ist wirklich fürchterlich.«

Er hatte ihr damals etwas zu essen zugesteckt, und jetzt erwiderte sie diesen Dienst. Damit waren sie quitt, zumindest redete sie sich das ein.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche, rief ihren Kollegen an, erklärte Bobby, Zana wäre unterwegs, und ging auf der langen, widerlichen Fahrt nach Hause noch mal alles in Gedanken durch.

Als ihr Handy schrillte, musste sie erst nach der Schale suchen, in die sie es in dem fremden Wagen stecken musste, um frei sprechen zu können, damit sie beide Hände für den Kampf gegen das Wetter und die trügerischen Straßen frei behielt. »Dass. Ich kann nur hoffen, dass es wirklich wichtig ist, ich stehe nämlich wieder mal in einem ekelhaften Stau.«

»Ich nicht«, kreischte Peabody mit einer Fröhlichkeit, die in deutlichem Kontrast zu dem Hundewetter stand, und Eve sah auf dem Bildschirm ihr vor Aufregung und Freude glühendes Gesicht. »Ich bin nämlich in Schottland, und es schneit. Es schneit dicke, fette, wunderbare Flocken, um mich herum ist alles weiß.«

»Juhu!«

»Ah, seien Sie doch nicht so. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass wir angekommen sind und dass alles super ist.

Die McNabs haben ein unglaubliches Haus, wie ein riesengroßes Cottage, und es gibt einen Fluss und kilometerhohe Berge. McNabs Dad hat ein herrliches Restaurant.«

»Was ist denn das?«

»Ich meine, wenn er spricht. Er hat einen echt urigen Akzent. Und sie mögen mich, dass. Ich meine, sie haben mich sofort mit Beschlag belegt, alles sind total nett.«

»Noch einmal: Juhu.«

»Ich weiß wirklich nicht, warum ich so nervös war. Wir haben jede Menge Spaß. Der Flug war einfach übermega-cool. Und dann, wow, die Landschaft ist fantastisch. Wie in einem Film, und -«

»Peabody, es freut mich, dass Sie sich amüsieren.

Wirklich. Aber ich versuche gerade mich nach Hause durchzukämpfen, damit ich auch ein bisschen Weihnachtsfreude haben kann.«

»Oh, das tut mir leid. Aber warten Sie. Haben Sie die Geschenke bekommen, die ich auf Ihren Schreibtisch gelegt habe?«

»Ja, danke.«

»Oh.« Peabodys Gesicht wechselte mehrfach den Ausdruck, bevor es mit einem Schmelzen endete. »Gern geschehen.«

»Wir haben die Pakete noch nicht aufgemacht.«

»Oh! Oh, okay.« Das Schmol en machte einem nervösen Grinsen Platz. »Sie wol en damit bis morgen warten. Ich habe mich nur gefragt - Tja, nun -, gibt es noch irgendwas, was ich über die Ermittlungen wissen muss?«

»Nichts, was nicht bis zu Ihrer Rückkehr warten kann.

Gehen Sie und essen - was war es noch mal? -, ach ja, leckere Innereien.«

»Viel eicht tue ich das wirklich. Ich habe bereits einen mindestens dreifachen Whiskey intus, und jetzt dreht sich mein Kopf. Aber das ist mir egal! Schließlich ist Weihnachten. Letztes Jahr waren Sie und ich sauer aufeinander, und jetzt sind wir es nicht. Ich liebe Sie, Dal as, und Roarke und jeden knochigen Zentimeter von McNab. Und seine Cousine Sheila auch. Frohe Weihnachten, Dallas.«

»Die habe ich bestimmt.« Damit legte sie auf, bevor Peabody noch mal von vorn beginnen konnte. Aber als sie durch die Tore ihres Grundstücks rol te, lächelte sie versonnen vor sich hin. Das Haus war hel erleuchtet, als wäre es schon dunkel, ein glitzernder, eisiger Nebel stieg vom Boden auf.

Sie sah die schimmernden Bäume, die flackernden Kerzen und hörte das Prasseln des kalten, harten Regens auf dem Wagendach.

Mitten in der Einfahrt hielt sie an. Um zu schauen, nachzudenken und sich zu erinnern. Drinnen war es herrlich warm, und in den Kaminen knisterte echtes Holz.

Alles in ihrem Leben hatte sie hierhergeführt. Das Grauen, die Schmerzen und das Blut, was auch immer sie in ihren Träumen quälte, hatte sie an diesen wunderbaren Ort gebracht. Davon war sie überzeugt.

All das hatte sie, weil sie al es andere überstanden hatte und weil sie von ihm erwartet worden war. Gemeinsam hatten sie den tiefen Graben übersprungen, der vom Schicksal zwischen ihnen und dem Glück gezogen worden war.

Sie hatte ein Zuhause, in dem hel e Kerzen brannten und Feuer in den Kaminen flackerten. Es war gut, sich einen Moment Zeit zu nehmen, um sich daran zu erinnern und zu wissen, dass sie jetzt in diesem Zuhause war.

Und wenn sie es nicht wenigstens für einen Tag genießen könnte, wozu hätte sie es dann?

Sie stürzte durch die Tür, schüttelte sich den Regen aus dem Haar und zog ihren Mantel aus. Zur Abwechslung schien Summerset nicht auf sie zu lauern, doch noch während sie den Ledermantel über einen Treppenfosten warf, kam Roarke aus dem Salon.

»Da bist du ja.«

»Später als ich dachte, tut mir leid.«

»Ich bin selbst erst seit ein paar Minuten da.

Summerset und ich sitzen vor dem Kamin und trinken was zusammen. Komm, gesel dich zu uns.«

»Tja, nun.« Sicher müssten sie und der vermaledete Butler halbwegs freundlich zueinander sein. Das war ein weihnachtliches Gesetz. »Ich muss nur noch schnell etwas erledigen.« Sie versteckte eine kleine Tasche hinter ihrem Rücken und wandte sich der Treppe zu. »Ich bin in ein paar Minuten da.«

»Du hast ein Geheimnis.« Er trat vor sie, um ihr einen Kuss zu geben. Und ihr über die Schulter zu sehen. Doch sie drehte sich herum und piekste ihm mit einem Finger in den Bauch.

»Vergiss es. Ich bin sofort da.«

Er sah ihr hinterher, als sie über die Treppe in ihr Arbeitszimmer lief, kehrte in den Salon zurück, setzte sich erneut zu Summerset vor den Kamin und hob seinen Becher mit Irish Coffee an den

Mund. »Sie hat irgendein Geschenk ins Haus geschmuggelt.«

»Ah. Ich werde gleich den Wagen in die Garage stellen, den sie ohne Zweifel in der Einfahrt stehen lassen hat.«

»Ohne Zweifel«, stimmte Roarke ihm zu. »Aber so sehr ich auch davon überzeugt bin, dass Ihnen beiden das ständige Streiten Freude macht, probieren Sie es vielleicht einmal mit einem Waffensstil stand bis zum Sechszwanzigsten. «

Der Butler zuckte resigniert mit einer seiner schmalen Schultern, stellte dann aber fest: »Sie wirken entspannt.«

»Das bin ich auch.«

»Es ist noch gar nicht lange her, da wären Sie noch bis zum letzten Augenblick irgendwelchen Geschäften hin-terhergejagt. Und dann wären Sie mit Ihrer momentanen Freundin nach Sankt Moritz oder zu den Fiji-Inseln aufgebrochen. Ganz egal, wohin. Nur hätten Sie die Feiertage ganz bestimmt nicht hier verbracht.«

»Auf keinen Fall.« Roarke nahm sich eins der glasierten Plätzchen, die Summerset auf einem rot schimmernden Teller arrangiert hatte, und sah es nachdenklich von allen Seiten an. »Inzwischen ist mir klar, dass ich immer geflüchtet bin, weil mir hier klar geworden wäre, wie allein ich war. Einsam trotz der Frauen, der Deals, der Leute, der Partys und all dem anderen Zeug. Weil es keinen Menschen gab, der mir wichtig genug gewesen wäre, um mich hier zu halten.«

Wieder nippte er an seinem Kaffee und blickte in die Flammen. »Sie haben mir mein Leben geschenkt. Das haben Sie«, erklärte er, als sein Butler protestierte. »Und ich habe - auf meine Weise - dafür gearbeitet, dass ich mir dieses Zuhause leisten kann. Ich habe Sie darum gebeten, sich für mich darum zu kümmern. Sie haben mich auch dabei nicht im Stich gelassen. Aber ich brauchte sie.

Sie war das Einzige, was dieses Haus für mich zu einem Zuhause werden lassen konnte.«

»Sie ist nicht das, was ich für Sie gewählt hätte.«

»Oh.« Mit einem halben Lachen schob sich Roarke das Plätzchen in den Mund. »Das ist mir bewusst.«

»Aber sie ist die Richtige für Sie. Die einzig Richtige.«

Lächelnd fügte Summerset hinzu: »Trotz oder vielleicht auch gerade wegen aller Fehler, die sie hat.«

»Ich nehme an, sie denkt ganz ähnlich über Sie.«

Als er sie kommen hörte, drehte Roarke sich zu ihr um.

Sie hatte ihre Waffe abgelegt, trat in den Schlappen, die sie statt der schweren Stiefel trug, unter den Weihnachtsbaum und legte dort ein Päckchen ab.

Er sah ihr Gesicht, als sie auf den Haufen von Paketen blickte, der bereits dort lag. Es verriet Betroffenheit, Verwirrung und eine gewisse Resignation. Was ihn erheiterte.

»Warum tust du das?«, fragte sie und wies auf die Geschenke.

»Es ist eine Krankheit.«

»Das glaube ich auch.«

»Wir trinken Irish Coffee.«

»Wenn das heißt, dass ihr Whiskey in den Kaffee geschüttet habt, trinkt ihn lieber ohne mich. Ich verstehe einfach nicht, wie man leckeren Kaffee derart verderben kann.«

»Das ist sicher auch eine Krankheit. Ich schenke dir gerne ein Glas Rotwein ein.«

»Den hole ich mir schon selbst. Peabody hat mich angerufen, als ich auf dem Weg nach Hause war. Sie ist nicht nur gut in Schottland angekommen, sondern war bereits halb betrunken und völlig außer sich vor Glück.

Übrigens, sie liebt dich und mich und McNabs knöchigen Arsch und sogar seine Cousine Sheila.« Sie bedachte Summerset mit einem schmalen Lächeln. »Sie hat Sie nicht erwähnt, aber ich bin sicher, dass das ein Versehen war.«

Sie warf sich auf die Couch und streckte ihre langen Beine aus. »Das war mal ein Geschenk, womit wir direkt ins Schwarze getroffen haben. Hast du al es erledigt, was noch zu erledigen war?«

»Ja«, antwortete Roarke. »Und du?«

»Nein, aber das ist mir egal. Ich habe versucht, jemanden im Labor zu erwischen, und stattdessen eine Aufnahme von >Jingle Bel Rock< gehört. Warum sterben solche Lieder offenkundig nie? Jetzt geht es mir nicht mehr aus dem Kopf.«

Galahad ließ Summerset im Stich, sprang ihr in den Schoß, grub ihr schmerzhaft die Krallen in die Oberschenkel und bedachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick.

»Er stellt dich auf die Probe.« Roarke winkte ihr mit seinem Becher zu. »Er will eins von den Plätzchen haben und hat weder bei mir noch bei Summerset etwas erreicht.«

»Tja, das kannst du vergessen, Dicker.« Sie nahm den Kater auf den Arm und hielt ihn dicht vor ihr Gesicht.

»Aber ich habe etwas anderes für dich.« Sie ließ ihn wieder fallen, trat noch mal unter den Baum, wühlte zwischen den Paketen, bis sie eine kleine Tüte fand, und zog ein kleines Ren-Geweih und eine Spielzeugmaus daraus hervor.

»Er ist viel zu würdevoll, um ein Stoffgeweih zu tragen oder hinter irgendeinem lächerlichen Spielzeug her-zurennen«, protestierte Summerset.

Eve stieß ein leises Schnauben aus.

»Na, komm her.« Sie hielt die Maus am Schwanz direkt vor Galahads Gesicht. »Ja, so ist's richtig«, meinte sie, als sich der Kater auf die Hinterbeine stellte und die Maus mit seinen Vorderpfoten fing. »Das ist so was wie Zeus für Katzen.«

»Und du als Polizistin«, meinte Roarke, »besorgst, ihm dieses Zeug.«

»Ich habe eben meine Quellen.« Während sich der Kater glücklich mit dem neuen Spielzeug auf den Rücken rollte, zog Eve ihm das Geweih über den Kopf. »Okay, damit siehst du wirklich dämlich aus, deshalb setze ich es dir nur heute Abend auf. Aber schließlich brauchen auch wir Menschen unseren Spaß.«

»Versucht er sie aufzuessen?«, überlegte Roarke.

»Oder macht er sich vielleicht über sie her?«

»Darüber denke ich lieber gar nicht erst nach. Aber die Plätzchen hat er eindeutig vergessen. Das ist schon mal nicht schlecht.«

Sie nahm wieder auf dem Sofa Platz, legte Roarke die Füße in den Schoß, und als der eine seiner Hände über ihre Wade gleiten ließ, stand sein Butler wie auf ein Stichwort auf.

»Ich habe ein einfaches Abendessen für Sie vorbereitet, weil ich dachte, Sie äßen sicher gerne hier.

Ich treffe mich zum Essen mit ein paar Freunden in der Stadt.«

Sie haben Freunde?, wäre es beinahe aus Eve herausgeplatzt, hätte Roarke nicht warnend ihren Fuß gedrückt.

»Ich habe al es in der Küche bereitgestellt.«

»Dann genießen Sie den Abend.«

»Danke, Sie beide auch.«

Roarke drückte Eve erneut so fest den Fuß, dass sie zusammenfuhr. »Hm, ja. Frohe

Weihnachten.«

Als sie al eine waren, schlug sie ihrem Gatten auf den Arm. »Du hättest mich gar nicht zu kneifen brauchen. Ich hätte auch so etwas gesagt.«

»Und ich weiß auch, was. Aber ich hätte einfach gern, dass wenigstens an Weihnachten Frieden bei uns herrscht.«

»Kein Problem, wenn er sich daran hält. Vor al em, da ich mich sowieso betrinken wil .«

»Warum helfe ich dir nicht dabei?« Er stand auf und schenkte ihr von dem teuren Rotwein nach.

»Und wie steht es mit dir?«

»Ich werde auch was trinken, aber es ist sicher besser, wenn zumindest einer von uns halbwegs nüchtern bleibt.

Der Kater ist bereits total hinüber«, meinte er mit einem Blick auf Galahad, der sich lasziv an seinem neuen Spielzeug rieb.

»Nun, da er kastriert ist und deshalb auf echten Sex verzichten muss, dachte ich, er hätte wenigstens an Weihnachten ein bisschen Spaß verdient. Darauf hoffe ich schließlich selber auch.«

Roarke zog eine Braue hoch. »Ich schätze, dass ich dir auch dabei helfen kann.«

»Und wenn es mir gar nicht um Sex, sondern um die leckeren Plätzchen geht?«

Er ließ sich neben ihr aufs Sofa fal en. Und gab ihr einen heißen Kuss.

»Ich bin noch nicht betrunken«, murmelte sie rau.

»Wir sind auch noch nicht fertig.«

»Du musst die Türen schließen, wenn du etwas von mir wil st. Auch wenn Summerset anscheinend ausgegangen ist, sucht sein Geist die Räumlichkeiten sicher weiter heim.«

»Ich küsse meine Frau, sonst nichts.« Er richtete sie beide wieder auf, damit sie ins Feuer blicken, Wein trinken und etwas Petting machen konnten.

Was ihr durchaus gefiel.

»Nett.« Sie atmete ihn ein, und jede Zel e ihres Leibs entspannte sich. »Viel eicht bleibe ich einfach bis nach Weihnachten hier auf dem Sofa liegen.«

»Dann müssen wir abwechselnd Holz und was zu essen holen. Um uns selber und das Feuer zu ernähren.«

»Meinetwegen. Aber du fängst an.«

Stattdessen fing er an zu lachen und strich mit den Lippen sanft über ihr Haar. »Du riechst einfach wunderbar.« Er schnupperte an ihrem Hals. »Hm, du hast dich parfümiert.«

»Hin und wieder nehme sogar ich mir einen Augenblick für solche Dinge Zeit.«

»Was ich durchaus zu schätzen weiß.«

»Hast du deine Verwandten in Irland angerufen?«

»Allerdings. Mit al der Kocherei und al den kleinen Kindern war es wie in einem Irrenhaus. Genau, wie es ihnen gefäl t. Sie wünschen dir frohe Weihnachten.«

»Ist es für dich okay, dass du nicht bei ihnen bist?«

»Ich bin genau dort, wo ich sein wil .« Er drehte ihr Gesicht zu sich herum und küsste sie zärtlich auf den Mund. »Ich wil nirgendwo anders sein. Und du brauchst mehr Wein.«

»Ich bin schon leicht beduselt.«

»Wahrscheinlich, weil du nichts zu Mittag gegessen hast.«

»Oh, ja, wusste ich doch, dass ich was vergessen habe.« Sie nahm ihm das frisch gefül te Weinglas ab.

»Wenn ich erst richtig voll bin und ausführlich mit dir geschlafen habe, schiebe ich eine ganze Tonne Köstlichkeiten in mich rein.«

Da er der Tür am nächsten saß, stand er auf und schob sie zu.

Eve sah ihn grinsend an. »Jetzt komm endlich wieder rüber und fang an, mich auszupacken, ja?« Amüsiert und gleichzeitig erregt nahm er zu ihren Füßen Platz. »Na, dann fange ich mal an.« Er zog ihr die Schuhe aus, presste ihr die Daumen auf den Spann, und sie klappte schnurrend die Augen zu.

»Das ist eine gute Stelle«, meinte sie und trank den nächsten Schluck von ihrem Wein. »Weißt du was, nachher kannst du was trinken, und dann tue ich das, was du jetzt machst.«

»Da ist aber jemand wahrhaft weihnachtlich gestimmt.« Küssend bahnte er sich einen Weg um ihren linken Knöchel.

»Das lässt sich nicht vermeiden.« Das leichte Kribbeln in den Beinen war ganz einfach wunderbar. »Auch wenn man sich noch so vorsieht, wird man früher oder später einfach davon angesteckt.«

Er öffnete den Gürtel ihrer Hose, und sie schlug ein Auge auf. »Du bist aber ganz schön schnell.«

»Sol ich lieber langsam machen?«

»Himmel, nein.« Sie richtete sich grinsend auf, packte seinen Schopf und verschüttete dabei etwas von ihrem Wein. »Uh. Oh.«

»Jetzt sieh nur, was du gemacht hast. Jetzt müssen wir uns ausziehen. Hände hoch«, wies er sie an und zog ihr den Pullover über den Kopf.

»Hier.« Er gab ihr das Glas zurück und drückte ihre beiden Hände um den Stiel. »Jetzt pass etwas besser darauf auf.«

»Probiere es doch.«

»Ich aber noch nicht.«

Er zog erst sie und dann sich selber aus. Nahm ihr das Weinglas wieder ab, hielt es ein wenig schräg und tropfte etwas von der roten Flüssigkeit auf ihre Brüste und ihren Bauch.

Sie sah an sich herab. »Uh. Oh«, stieß sie noch einmal aus und fing an zu lachen.

Er leckte den Wein und ihre Haut und ließ sich von der Mixtur berauschen, während sie sich stöhnend unter ihm wand. Dann reckte sie sich ihm mit einem Mal entgegen, schlang ihm Arme und Beine um den Leib. Rollte sich mit ihm herum, bis sie auf ihm lag. Und richtete sich mit einem gekicherten »Aua« auf.

»Das sagt gerade die Richtige.« Sie hatte ihm auf mehr als eine Art den Atem geraubt; um sich dafür an ihr zu rächen, rollte er sich abermals mit ihr herum und kitzelte sie, bis sie kreischte und ihr Kreischen in erregtes Keuchen überging.

Die Albernheit und Leidenschaft, die sie erfüllten, bildeten eine schwindelerregende Mischung mit dem Alkohol in ihrem Blut. Als er endlich in ihr war, legte sie ihm immer noch lachend die Arme um den Hals.

»Frohe Weihnachten«, wünschte sie ihm atemlos. »Oh Gott.« Sie kam mit einem keuchenden Lachen und zog ihn mit sich, sodass er - ebenfalls mit einem »Frohe Weihnachten« - eine Sekunde nach ihr kam.

Dann lag sie reglos neben ihm und blickte schielend auf den Baum. »Himmel, das hat dem Fest die Krone aufgesetzt.«

Später wickelte sie auf sein Drängen das erste Päckchen aus. Damit sie es gemütlich hätte, hatte er gesagt.

Was
in
dem

langen,
tannengrünen

Kaschmirbademantel tatsächlich der Fal war.

Sie aßen vor dem Kamin, spülten den einfachen Hummer seines Butlers mit Champagner hinunter, und als er sie auf ihren Fal ansprach, schüttelte sie vehement den Kopf. Sie würde heute Abend nicht von ihrer Arbeit sprechen. Sie - das hieß, sie beide - hatten ja wohl Anspruch auf einen einzigen Abend ohne Blut und Tod. Auf ein paar kurze Stunden, in denen sie wie Kinder mit gekreuzten Beinen unter der geschmückten Tanne saßen und das bunte Papier von Päckchen rissen, wie es in ihrer beider Leben viel zu selten vorgekommen war.

»Das Universum nach Roarke?«, las er die Beschriftung einer Diskette vor.

»Feeney hat mir dabei geholfen. Okay, er hat es fast ganz allein gemacht, aber ich hatte die Idee. Es läuft wahlweise auf dem Computer oder in deinem Holo-Raum.«

Sie schob sich das nächste Plätzchen in den Mund.

Bestimmt würde ihr von allem dem Zucker schlecht, aber dafür war Weihnachten schließlich da.

»Ein personalisiertes Spiel, bei dem du bei null anfangen musst. Du musst dich vor allem auf deinen Grips verlassen, etwas anderes bringt dich nicht voran. Wenn du schlau bist, kannst du jede Menge Geld verdienen, Waffen kaufen, Land gewinnen, Häuser bauen, Kriege kämpfen und so weiter und so fort. Du kannst auch andere Leute einbeziehen - wir sind alle drauf. Kannst berühmte Gegenspieler niederringen, betrügen, stehlen, Tauschgeschäfte machen und blutige Schlachten schlagen. Aber es gibt jede Menge Fallen, sodass du pleitegehen, im Gefängnis landen oder von deinen Feinden gefoltert werden kannst. Oder du endest als Herrscher des bekannten Universums. Die Grafiken sind wirklich cool.«

»Und du bist auch dabei?«

»Na klar.«

»Und wie kann ich verlieren?«

»Das Spiel ist wirklich schwer. Feeney hat es ein paar Wochen lang getestet und meinte, er käme einfach nicht über das zwölfte Level hinaus. Was ihn furchtbar sauer macht. Wie dem auch sei, ich dachte, da du im richtigen Leben nicht mehr stehlen kannst, fändest du es vielleicht nett, wenn du wenigstens im Spiel ab und zu die Gelegenheit dazu bekommst.«

»Das beste Geschenk von allem ist, eine Frau zu haben, die mich so gut kennt.« Er beugte sich vor, um sie zu küssen, und schmeckte die Süße des von ihr verspeisten Plätzchens und die Würze des Weins. »Danke. Jetzt bist du dran.«

»Ich habe doch schon eine Million Pakete ausgepackt.« Wobei von glitzerndem Geschmeide über lächerlichen Schnickschnack und luxuriöse Outfits bis zu sexy Dessous bereits alles dabeigewesen war.

»Du hast es auch fast geschafft. Nimm als Nächstes das hier, ja?«

Sie riss die Schleife von der Schachtel, die er ihr gegeben hatte, legte sie ihm, obwohl er zusammenzuckte, grinsend um den Hals und klappte den Deckel auf. Auf einem Bett aus Samt lag ein Vergrößerungsglas mit einem Silbergriff.

»Es ist alt«, erklärte er. »Ich dachte mir, dass du als gute Detektivin so was einfach brauchst.«

»Es ist wirklich toll.« Sie hielt das Glas vor ihre Hand, sah sie sich genauer an, schob sich grinsend an Roarke heran und unterzog ihn einer gründlichen Begutachtung.

»Mein Gott. So bist du sogar noch hübscher als sonst.«

Dann blickte sie auf den schnarchenden Galahad. »Du nicht. Danke.«

Er klopfte sich mit einem Finger an die Lippen, und sie stieß einen gespielten Seufzer aus, beugte

sich dann aber folgsam zu ihm herüber und gab ihm den gewünschten Kuss.

»Hier, dann mach du als Nächstes das hier auf.« Sie schob ihm ein Päckchen hin und spielte weiter mit ihrem Vergrößerungsglas herum. »Wenn ich das Ding schon als Kind besessen hätte, hätte ich die Leute damit wahnsinnig gemacht.«

»Was schließlich der Hauptzweck von Spielzeug ist.«

Er hob den Kopf, sah, dass sie ihn erneut betrachtete, und warf ihr die Schleife seines Päckchens zu. »Hier, guck, ob du damit was anfangen kannst.«

Er klappte die Schachtel auf und zog vorsichtig eine Taschenuhr
daraus

hervor.

»Die

ist

einfach

wunderschön.«

»Sie ist ebenfall s ziemlich alt. Ich weiß, wie sehr du alte Sachen liebst. Ich dachte, dass du sie zu al den anderen alten Sachen legen kannst. Die Gravur war bereits drin«, fügte sie hinzu, als er sie aufklappte und in den Deckel sah. »Aber ich dachte -«

»Die Zeit steht stil«, las er mit leiser Stimme und sah sie aus seinen leuchtend blauen Augen an.

»Ich dachte, dass das manchmal durchaus stimmt.«

Sie griff nach seiner Hand. »Wie im Augenblick.«

Er zog sie an seine Brust, presste seinen Mund an ihren Hals und hielt sie einfach fest. »Die Uhr ist wunderbar. Genau wie du.«

»Das ist schön«, murmelte sie. Damit meinte sie nicht die Geschenke, sondern, dass sie ihre Freude daran teil-ten und dass er es genauso sah. »Ich liebe dich. Allmählich habe ich den Bogen raus.«

Er lachte, und nach einem letzten Kuss ließ er sie wieder los. »Ein Päckchen hast du noch.«

Wahrscheinlich noch ein Schmuckstück, überlegte sie, als sie die Größe des Päckchens sah. Er liebte es ganz einfach, sie mit Glitzersachen zu behängen. Manchmal glitzerten die Stücke hel er als die Sonne.

Es waren Ohrringe in Tropfenform - jeweils drei perfekte, runde Steine in verschiedenen Größen inmitten eines Haufens kleinerer Diamanten, die die Form einer bril anten Blüte ergaben.

»Wahnsinn«, entfuhr es ihr, und als er wortlos lächelte, dämmerte es ihr. »Die Diamanten von Big Jack, aus dem Überfal in der Siebenundvierzigsten. Die, die wir wiedergefunden haben.«

»Nachdem sie fast fünfzig Jahre versteckt waren.«

»Aber sie wurden doch beschlagnahmt.«

»Keine Angst, ich habe sie ganz sicher nicht gestohlen.« Lachend hielt er seine Spiele-Diskette hoch.

»Du erinnerst dich? Heute tue ich so etwas nur noch virtuel . Ich habe zäh verhandelt und sie auf legalem Weg erworben. Sie haben es einfach verdient, wieder ans Licht gebracht zu werden. Sie haben dich verdient. Ohne dich wären sie viel eicht immer noch in einem Kinderspielzeug eingeschlossen. Ohne dich, Lieutenant, würde Chad Dix jetzt nicht Weihnachten feiern.«

»Du hast die Ohrringe für mich machen lassen.« Das rührte sie mehr als al es andere; um sich das nicht al zu deutlich anmerken zu lassen, griff sie wieder nach der Lupe und tat, als sähe sie sich jeden Einzelnen der Steine gründlich an. »Lass mich gucken. Eine wirklich gute Arbeit«, stel te sie anerkennend fest.

»Betrachte sie einfach als Medail e.«

»Deutlich schicker als die Medail en, die die Polizei verleiht.« Da sie wusste, dass er sich darüber freuen würde, legte sie die Ohrringe an.

»Sie stehen dir«, stel te er zufrieden fest.

»Klunker wie diese stehen einfach jedem.« Trotzdem schlang sie ihm die Arme um den Körper und schmiegte sich lächelnd an ihn an. »Es bedeutet mir sehr viel, zu wissen, woher die Steine stammen und weshalb du sie für mich bearbeiten lassen hast. Ich -«

Plötzlich machte sie sich von ihm los und starrte ihn mit großen Augen an. »Du hast sie al e gekauft, stimmt's?«

Er legte seinen Kopf ein wenig schräg. »Ich hätte nicht gedacht, dass du so gierig bist.«

»Bin ich auch nicht, aber du. Du hast sie al e gekauft.

Das weiß ich.«

Er glitt mit einem Finger über das Grübchen in ihrem Kinn. »Ich glaube, wir brauchen mehr Champagner. Weil du nämlich inzwischen wieder viel zu nüchtern bist.«

Sie wol te noch etwas sagen, hielt dann aber den Mund. Schließlich konnte sie dem Mann nicht untersagen, sein Geld so auszugeben, wie es ihm gefiel. Und mit einer Sache hatte er eindeutig recht. Big Jacks Diamanten hatten etwas Besseres verdient als ein Dasein in einem Tresor der Polizei.

»Ein Päckchen liegt da noch«, bemerkte er, als er aufstehen wol te, und nahm wieder Platz. »Das, das du heute noch ins Haus geschmuggelt hast.«

»Oh. Richtig.« Ein Teil von ihr hatte gehofft, dass er es übersehen würde. »Tja, nun, es ist nichts Besonderes.

Nur eine Kleinigkeit.«

»Ich bin gierig, weißt du noch? Also gib das Päckchen her.«

»Okay, sicher.« Sie streckte sich nach dem Paket, ließ es ihm in den Schoß fal en und rappelte sich auf. »Ich hole den Champagner. Pack du währenddessen aus.«

Bevor sie sich jedoch erheben konnte, hielt er sie am Arm zurück. »Warte kurz, während ich gucke, was es ist.«

Er zerriss das Einwickelpapier, zog das Geschenk heraus und hauchte leise: »Oh.«

Fast wäre sie zusammengezuckt. »Du hast gesagt, du hättest gern ein Bild von mir. Du weißt schon, aus der Zeit, bevor ich dir begegnet bin.«

Er

sagte

noch

einmal

»Oh«,

und

sein

Gesichtsausdruck trieb ihr die Röte ins Gesicht. »So hast du also ausgesehen.« Sein Blick wanderte zwischen seiner Frau und dem Foto hin und her und war so vol er Freude, Überraschung, Liebe, dass sie nur noch mit Mühe Luft bekam.

»Ich habe es irgendwo ausgegraben und in einen Rahmen gesteckt.«

»Wann wurde es aufgenommen?«

»Kurz, nachdem ich an die Polizeischule gegangen bin. Dieses Mädchen, mit dem ich hin und wieder rumgegangen habe, sie hat ständig Fotos von den Leuten gemacht. Ich habe versucht zu lernen, und sie -«

»Deine Haare.«

Sie rutschte unbehaglich hin und her. Auf dem Bild saß sie an einem Schreibtisch. Vor ihr lag ein Haufen Lehr-disketten, sie trug ein langweiliges graues Sweatshirt ihrer Schule und hatte langes, zu einem Pferdeschwanz zurückgebundenes Haar.

»Ja, damals waren sie noch länger. Ich fand es einfach praktisch, weil ich sie zusammenbinden konnte, dann waren sie aus dem Weg. Dann hat mich einmal ein Gegner beim Nahkampftraining an meinem Pferdeschwanz gepackt, da habe ich beschlossen, dass der doch nicht ganz so praktisch ist. Seitdem trage ich die Haare immer kurz.«

»Und deine Augen. Du hast damals schon die Augen eines Cops gehabt. Du warst kaum älter als ein Kind und wusstest trotzdem schon genau Bescheid.«

»Alles, was ich wusste, war, dass ich ihr eine reingehauen hätte, wenn sie nicht bald mit der Kamera verschwunden wäre, damit ich endlich in Ruhe lernen konnte.«

Lachend nahm er ihre Hand, sah aber weiter das Foto an. »Was ist aus ihr geworden?«

»Nach einem knappen Monat hat sie das Handtuch geschmissen. Sie war durchaus in Ordnung, nur -«

»- eben kein Cop«, beendete er ihren Satz. »Danke für das Foto. Genau so ein Bild hatte ich mir gewünscht.«

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter, blickte auf die Lichter des Weihnachtsbaums und dachte, wer braucht schon Champagner, wenn er sich derart an seinem Glück berauschen kann?

Als sie, wie sie dachte, die Augen wieder aufschlug, stand sie in dem hell erleuchteten, von Glaswänden umgebenen Raum. Sie trug ihre Diamanten und den Kaschmirmorgenrock. In der Ecke stand ein riesengroßer Tannenbaum, der beinahe bis unter die Decke reichte. Die ausladenden Zweige waren mit Hunderten gehenkter, in weihnachtlich rotes Blut getränkter Menschen, das hieß mit Leichnamen, geschmückt.

Alle die Frauen standen um den Baum herum.

»Nicht besonders feierlich«, stellte die Anwältin Maxi fest und stieß Eve mit dem Ellenbogen an.

»Aber man muss sich mit dem begnügen, was man kriegen kann, nicht wahr? Wie viele der Leichen gehören dir?«

Sie konnte die Gesichter, die Körper, die Toten identifizieren, ohne die Lupe hervorziehen zu müssen, die schwer in ihrer Tasche lag. »Alle.«

»Das ist ein bisschen gierig, findest du nicht auch?«

Maxi nickte in Richtung der Toten, die mitten im Zimmer auf dem Boden lag. »Sie wurde noch nicht aufgehängt.«

»Weil die Sache noch nicht erledigt ist.«

»Für mich sieht sie ziemlich erledigt aus. Hier.« Sie warf Eve eine mit Münzen gefüllte, weiße Socke zu.

»Fang an.«

»Das ist nicht die richtige Antwort.«

»Viel eichter hast du einfach nicht die richtige Frage gestellt.«

Dann fand sie sich in dem gläsernen Zimmer mit den Kindern wieder. Das Kind, das sie selbst einmal war, hockte auf dem Boden und blickte aus müden Augen zu ihr auf.

»Ich habe keine Geschenke. Aber das ist mir egal.«

»Du kannst das hier haben.« Eve ging vor der Kleinen in die Hocke und hielt ihr ihre Dienstmarke hin. »Du wirst es brauchen.«

»Sie hat alle Geschenke bekommen.«

Eve sah durch das Glas und merkte, dass sich Berge von Paketen um die Leiche stapelten. »Als ob die ihr jetzt noch was nützen würden.«

»Du weißt, dass es eine von uns war.«

Eve blickte wieder auf das Zimmer voller kleiner Mädchen, bevor sie sich selber in die Augen sah. »Ja, ich weiß.«

»Was wirst du jetzt tun?«

»Ich werde das Mädchen verhaften. So ist es nun einmal, wenn man jemanden ermordet. Man muss dafür bezahlen. Es ist wichtig, dass jemand dafür bezahlt.«

Das Mädchen, das sie selbst einmal war, hielt seine blutverschmierten Hände hoch. »Werde ich auch bezahlen?«

»Nein.« Obwohl sie wusste, dass es nur ein Traum war, konnte sie deutlich spüren, wie sich ihr Magen zusammenzog. »Nein«, sagte sie noch einmal. »Bei dir ist es etwas anderes.« »Aber ich kann hier nicht weg.«

»Eines Tages wirst du hier weg können.« Sie sah noch einmal durch die Scheibe und runzelte die Stirn. »Waren es eben nicht noch mehr Geschenke?«

»Menschen stehlen.« Das Kind machte die blutverschmierte Dienstmarke an seiner Bluse fest.

»Die Menschen sind einfach schlecht.«

Während der Traum bereits verblasste, fuhr Eve erschrocken aus dem Schlaf. Es war seltsam, dachte sie, wenn man in Träumen mit sich selber sprach.

Der Baum. Sie erinnerte sich an den mit Leichen geschmückten Baum. Um sich zu trösten, drehte sie sich um und blickte auf den Baum, der im Fenster stand. Dann glitt sie mit der Hand über das Laken neben sich, doch es war schon kalt.

Es war nicht weiter überraschend, dass Roarke vor ihr aufgestanden und bereits so lange auf den Beinen war, dass seine Körperwärme aus dem Laken gewichen war.

Trotzdem riss sie schockiert die Augen auf, als sie auf den Wecker blickte, denn es war schon kurz vor elf.

Als sie aufstehen wollte, fiel ihr Blick auf den blinkenden elektronischen Memo-Würfel auf dem Nachttisch, und sie schaltete ihn ein.

»Guten Morgen, meine allerliebste Eve«, drang Roarkes Stimme an ihr Ohr. »Ich bin im Spielzimmer. Komm, spiel mit mir.«

Unweigerlich musste sie lächeln. »Was für ein Kindskopf«, murmelte sie.

Sie duschte, zog sich an, schnappte sich eine Tasse Kaffee und ging zu ihm hinunter. Wodurch bewiesen wäre, dass sie ebenfalls ein Kindskopf war.

Er hatte den Hauptmonitor eingeschaltet, und sie zuckte zusammen, als sie sich selber auf dem Bildschirm sah. Sie war in einen blutigen Kampf verwickelt, nur schwang sie statt eines Stunners oder einer anderen modernen Waffe ein altmodisches Schwert.

Er kämpfte Rücken an Rücken mit ihr, wie es auch schon in der Wirklichkeit geschehen war.

Auch Peabody war mit von der Partie, auch wenn sie verletzt am Boden lag. Aber was zum Teufel hatte ihr Partner an?

Und vor allem, was hatte sie selber an? Es sah aus wie irgendein Lederanzug, der weniger für einen Schwertkampf als für irgendwelche Sado-Maso-Spiele geeignet war.

Cool, dachte sie, als sie einem ihrer Gegner den Kopf abschlug.

Einen Moment später hatte auch ihr Mann seinen Gegenspieler unschädlich gemacht, und der Computer meldete, sie hätten Level acht erreicht.

»Ich bin gut«, erklärte sie und trat neben ihn.

»Das bist du. Genau wie ich.«

Sie nickte in Richtung des Monitors. »Was haben diese Outfits zu bedeuten?«

»Feeney hat zusätzlich eine Kostümwahl eingegeben, ich habe mich eine geschlagene Stunde damit amüsiert, mir neben der Eroberung eines Großteils von Europa und Nordamerika die Garderobe anzusehen. Wie hast du geschlafen?«

»Gut. Allerdings hatte ich wieder einen seltsamen Traum. Was wahrscheinlich an dem Champagner und dem Schokoladensoufflé liegt, über das ich noch mitten in der Nacht hergefallen bin.«

»Warum spielst du nicht eine Runde mit? Man kann dieses Spiel auch mit mehreren Spielern spielen. Du kannst ja mal versuchen, eins meiner Territorien zu erobern.«

»Viel eicht später.« Sie strich ihm geistesabwesend über das Haar. »Mir geht immer noch dieser Traum durch den Kopf. Manchmal haben Träume etwas zu bedeuten, richtig? Das ist bei diesem Traum bestimmt der Fall. Ich stelle nicht die richtige Frage«, murmelte sie nachdenklich. »Nur weiß ich einfach nicht, welches die richtige Frage ist.«

Dies war offenkundig nicht die rechte Zeit für irgendwelche Spielchen, merkte er.

»Warum gehen wir nicht erst mal etwas essen? Und dabei erzählst du mir von deinem Traum.«

»Nein, spiel du ruhig noch weiter. Mir reicht mein Kaffee.«

»Ich habe selbst lange geschlafen. Ich bin erst seit zwei Stunden auf.«
»Hat schon jemand rausguckt, um zu sehen, ob sich die Welt noch dreht?«
»Nach dem Aufstehen«, fuhr er trocken fort, »habe ich etwas trainiert und auch etwas von dem Souffle gegessen. Dann habe ich, bevor ich hierhergekommen bin, um eins meiner Geschenke zu genießen, eine knappe Stunde in meinem Arbeitszimmer verbracht.«
Sie sah ihn über den Rand von ihrer Tasse hinweg an.
»Du hast gearbeitet.«
»Genau.«

»Am Weihnachtsmorgen.«
»Schuldig.«
Sie ließ ihre Tasse sinken und fing an zu grinsen. »Wir sind wirklich krank, findest du nicht auch?«
»Ich rede mir lieber ein, dass wir zwei sehr gesunde Menschen sind, die einfach wissen, was am besten zu ihnen passt.« Geschmeidig wie ein Panther in seinen schwarzen Jeans und seinem schwarzen Pullover stand er auf. »Was jetzt am besten zu uns passen würde, wäre eine leichte Mahlzeit im Wintergarten, wo wir über der Stadt thronen können, während du mir von deinem neuesten, seltsamen Traum erzählst.«
»Weißt du noch, was ich gestern Abend gesagt habe?«
»Betrunken oder nüchtern?«
»Egal. Ich habe gesagt, dass ich dich liebe. Das tue ich immer noch.«
Auf dem Dach des Hauses aßen sie etwas frisches Obst und blickten durch das Glasdach in Richtung eines Himmels, der offenbar beschlossen hatte, New York eine kurze Verschnaufpause zu gönnen, und deshalb leuchtend blau und ohne eine Wolke war.
Sie widersprach ihm nicht, als er erklärte, dass zur Feier des Weihnachtstags ein Cocktail das einzig passende Getränk zu ihren frischen Früchten war.
»Du hast ihr - das heißt, dir selbst - deine Dienstmarke gegeben.«
»Ich weiß nicht genau, warum. Wahrscheinlich hätte Mira irgendeine komplizierte psychologische Erklärung.
Ich schätze, ich habe es einfach gewollt.«
»Der Baumschmuck lässt sich einfacher erklären.«
»Ja, das kriege ich sogar alleine hin. Sie sind tot, deshalb fallen sie in meinen Zuständigkeitsbereich. Nur, dass Trudy nicht am Baum gehangen hat.«
»Weil du mit ihr noch nicht fertig bist. Du kannst sie noch nicht zu den anderen hängen, von Weggängen kann eigentlich nicht die Rede sein, weil du die Opfer nie beiseitelegst, aber du kannst sie noch nicht zu den anderen hängen, weil der Fall noch nicht abgeschlossen ist.«

»Diese Anwältin taucht immer wieder auf. Dabei hat sie nichts damit zu tun. Ich weiß, dass sie nichts damit zu tun hat, trotzdem ist es immer sie, die mit mir spricht.«
»Weil du sie am besten von allen verstehen kannst. Sie hat dir gegenüber keinen Hehl aus ihren Gefühlen gegenüber Trudy gemacht. Und sie hat sich am Schluss gegen sie gewehrt.«
Er bot ihr eine Himbeere an. »Sie hat sich die Erpressung nicht gefallen lassen, und das hättest du auch nicht getan.«
»Es war eine von uns. Das habe ich oder vielleicht auch ich als Kind die ganze Zeit gewusst.«
»Dann war also schon damals ein Teil von dir ein Cop.«
»Außerdem hat das Kind gewusst, dass die Menschen meistens zu nichts nütze sind.« Sie kostete noch eine Himbeere. Und richtete sich plötzlich kerzengerade auf.
»Moment mal, einen Augenblick. Die Geschenke. Lass mich nachdenken.«

Sie stand auf und stapfte an eingetopften Bäumen und einem plätschernden Brunnen vorbei durch den hellen Raum.

»Geschenke und Gier und Weihnachten und Einkäufe.

Sie hat eingekauft. Ich weiß, dass Trudy shoppen war, bevor sie in meinem Büro erschienen ist. Ich habe ihre Kontoauszüge durchgesehen. Sie hat eine schnelle, heftige Shopping-Tour gemacht.«

»Und?«

»In ihrem Zimmer lagen Tüten. Ich habe eine Liste von dem ganzen Zeug erstellt, sie aber nie mit den Quittungen verglichen. Sie hat keine, du weißt schon, Diamanten oder so gekauft. Sondern Kleider, Schuhe, Parfüm. Sie wurde nicht der neuen Schuhe wegen umgebracht, deshalb habe ich mir den Inhalt ihrer Tüten nicht genauer angesehen, sondern ihn nur überflogen. Ein paar Sachen waren nicht da, aber sie hat auch ein paar der Einkäufe sofort nach Hause schicken lassen. Das habe ich überprüft. Aber ich habe mir nicht alle Teile angesehen.«

»Warum hättest du das auch tun sollen?«

»Vielleicht ging es um Habgier oder Neid. Frauen säuseln ständig Sätze wie: >Uuuuh, ich liebe dein neues Outfit, deine Schuhe, deine Kette.< Was auch immer man gerade an neuen Sachen hat.« Als er lachte, winkte sie verärgert ab. »Als sie hier angekommen sind, waren sie zusammen shoppen, und zwar alle drei. Zana wusste also, was Trudy alles erstanden hat. Wie gesagt, einen Teil der Sachen hat sie sich direkt nach Texas schicken lassen, und weshalb hätte es uns interessieren sollen, ob irgendeine blöde Bluse jemals dort angekommen ist? Sie hatte also sozusagen völlig freie Bahn.«

Sie wandte sich Roarke wieder zu. »Hinter der bescheidenen Fassade ist sie furchtbar eitel. Bevor sie einem die Tür aufmacht, macht sie sich immer sorgfältig zurecht. Ich wette, Trudy hat ein paar schöne Sachen für sich gekauft. Sie haben fast dieselbe Größe, wem würde es schon auffallen, wenn sie sich ein paar der Dinge, die ihr gefallen, nimmt? Bobby ganz sicher nicht. Männer haben einfach keinen Blick dafür. Ausgenommen du.«

»Und alles sagt dir ein Traum von einer Leiche, die inmitten eines Geschenkeberges liegt?«

»Das sagt mir mein Verstand. Ich weiß nicht, vielleicht hat mich auch einfach mein Unterbewusstsein drauf gebracht. Die Sache ist die, es passt einfach zu dem Eindruck, den ich von Zana habe. Ich halte sie für ein opportunistisches Weib. Falls sie wirklich was genommen hat, falls ich beweisen kann, dass sie etwas aus dem Zimmer mitgehen lassen hat, ist das immer noch nur ein Indiz, das jeder Staatsanwalts Azubi in der Luft zerreißen kann, aber es wäre auf alle Fälle was, womit ich sie ärgern kann.«

Sie nahm wieder Platz. »Es war eine von uns«, fuhr sie mit dunkler Stimme fort. »Wir haben nichts von dem guten Zeug bekommen. Immer nur abgelegte Kleider, ausgerangiertes Spielzeug, Krumen vom Tisch, an dem alle anderen gegessen und dicken, fetten Kuchen in sich reingestopft haben.«

»Baby.«

»Das ist mir egal.« Sie massierte ihm die Schulter.

»Das hat mir noch nie was ausgemacht. Aber ich wette, sie hat es immer schon gestört. Plötzlich kam ihre große Chance.« Sie schloss die Augen und nippte, ohne nachzudenken, an dem hochprozentigen Getränk in ihrem Glas. »Plötzlich war sie in New York - einer großen, bösen Stadt, in der jedem Menschen alles Mögliche passieren kann. Die Zielperson hat es ihr dadurch ganz besonders leichtgemacht, dass sie zu dir gegangen ist, um dich zu erpressen. Es war, als hätte sie sich selber ihrer Mörderin auf dem Silbertablett serviert. Auch die Waffe war schon da,

ließ sich problemlos handhaben und ebenso problemlos entsorgen. Sie musste durchs Fenster verschwinden, aber auch das war kein Problem.

Schließlich war das Nebenzimmer gerade frei. Sie musste sich ein bisschen sauber machen, das hat sie weder in ihrem eigenen noch in Trudys Raum gemacht. Also hat sie es wahrscheinlich in dem leeren Zimmer nebenan getan.«

Sie stand wieder auf. »Scheiße, Scheiße. Sie hat dort sicher auch die Waffe, die blutigen Klamotten und die Handtücher versteckt. Es war einfach eine perfekte Möglichkeit. Sie hat das Zeug versteckt und ist blitzsauber in ihr eigenes Zimmer zurückgekehrt, in dem Bobby schlief. Er hat nichts davon bemerkt. Und wer war gleich am nächsten Vormittag zur Stelle und hat bei der Toten angeklopft?«

»Dann bist plötzlich du auf der Bildfläche erschienen. «

»Ja, damit hat sie nicht gerechnet, aber sie hat sich problemlos darauf eingestellt. Sie ist schnell, smart und gleichzeitig geduldig. Am nächsten Morgen ist sie noch mal in das leere Zimmer gegangen und hat das Zeug geholt. Sie könnte es überall entsorgt haben, in jedem Recycler auf dem Weg zwischen dem Hotel und der Bar, in der sie angeblich festgehalten worden ist, und in der sie, um das Ganze noch glaubhafter zu machen, sogar ihre Tasche liegen lassen hat. Die Recycler wurden längst geleert. Verdammt und zugenäht. So weit haben wir weder nach der Waffe noch nach blutigen Kleidungsstücken gesucht.«

»Rede weiter«, bat er, als sie eine Pause machte. »Ich bin voll kommen fasziniert.«

»Bisher ist das alles reine Spekulation. Aber es fühlt sich richtig an.« Zum ersten Mal, seit sie die Ermittlungen begonnen hatte, fühlte es sich richtig an. »Sie bringt also die Cops dazu, nach einem Mann zu suchen, und setzt sie auf ein Konto an, das es gar nicht gibt. Dadurch gewinnt sie Zeit. Jetzt ist sie ein Opfer. Sie hat Trudys Disketten eingesteckt. Die Akten von den Mädchen und die Aufnahme von Trudys Verletzungen.«

Sie konnte alles deutlich vor sich sehen, merkte Eve.

Zana hatte alles eingesammelt, was sie brauchte oder haben wollte, und keine Spur von sich zurückgelassen.

»Hat sie die Disketten wohl behalten? Es ist sicher schwer, etwas wegzuerwerfen, was man vielleicht später noch gebrauchen kann. Schließlich könnte sie versuchen, den von Trudy eingeschlagenen Weg weiterzugehen.«

»Bisher hat sie das noch nicht getan«, bemerkte Roarke. »Dabei hätte sie mir einfach anonym eine Kopie der Aufnahme - falls sie tatsächlich existiert -, eine Kontonummer und Anweisungen schicken können, da die Sache schließlich bereits angeleiert war.«

»Das wäre einfach zu heiß. Dadurch hätte sie vielleicht alles aufs Spiel gesetzt, was sie bisher gewonnen hat. Sie braucht Zeit, um alles ganz genau zu überdenken. Lohnt es sich für sie, sich mit einem Cop und einem Kerl mit deinem Einfluss anzulegen? Vielleicht nicht. Oder vielleicht später. Aber wenn sie clever ist - und das ist sie eindeutig -, hat sie überprüft, ob wir sichere Alibis für den Zeitraum haben, in dem Trudy angeblich misshandelt worden ist. Und die haben wir. Natürlich hätten wir auch jemanden dafür bezahlen können, dass er Trudy ein paar verpasst, aber sie kann sich denken, dass so etwas nicht unserem Stil entspricht. Außerdem muss sie sich überlegen, ob wir wirklich haufenweise Geld bezahlen oder vielleicht lieber gegen den Erpresser vorgehen und uns an ihm rächen würden, wenn wir wüssten, wer er ist.«

Sie machte eine Pause. »Es ist also deutlich cleverer, zu warten. Würdest du das nicht auch tun? Ich auf jeden Fall.«

»Ich hätte die Kamera und die Disketten sowie alles andere, was mich mit dem Zimmer in Verbindung bringen kann, zerstört. Denn wenn man die Spur zurückverfolgen könnte, säße ich früher oder später unter Garantie im Knast.« Roarke schenkte ihnen beiden frischen Kaffee ein.

»Es würde sich einfach nicht lohnen, vor allem, wenn ich stattdessen alle die andere Kohle kriegen

könnte, die Trudy auf ihren Konten gehortet hat.«

»Auch diese Kohle spielt wahrscheinlich eine Rolle.

Wenn auch noch Bobby von der Bildfläche verschwinden würde, bekäme sie das ganze Geld für sich allein. Dabei kommt ihr natürlich zupass, dass wir wieder nach dem großen Unbekannten suchen, der Bobby vor das Taxi gestoßen hat. Sie selber tut so, als ob sie an einen Unfall glaubt. Himmel, es muss ein Unfall gewesen sein, und es war alles meine Schuld, weil ich ihn gezwungen habe, mit mir shoppen zu gehen. Ich habe meinen Kaffee verschüttet, und als er mir helfen wollte, ist er ausgerutscht.

Buu-Huu.«

Er musste einfach lachen. »Du kannst sie eindeutig nicht leiden.«

»Seit ich ihr zum ersten Mal begegnet bin. Auch wenn es anfangs nur so ein Gefühl war.« Sie ließ die Schultern kreisen. »Jetzt liegt Bobby im Krankenhaus, und alles - sogar er - denken nur noch an sie. Endlich steht sie im Mittelpunkt, wo sie hingehört. Schließlich hat sie lange genug die zweite Geige hinter der alten Hexe gespielt.«

Sie wandte sich wieder an Roarke. Er trug heute Freizeitkluft, bemerkte sie. Einen Tag frei zu machen, fiel ihm offenbar nicht schwer. Tja, verdammt. »Hör zu, auch wenn es mir nicht leichtfällt, dich zu fragen, werde ich es trotzdem tun. Die Audio-Aufnahme von der Beschattung. Ich kann von Glück reden, wenn ich sie morgen kriege.

Wenn ich sie nur einmal sauber hören könnte, und zwar jede Stimme einzeln, alle Töne voneinander getrennt -«

»Komm mit in den Computerraum.«

»Ich werde mich dafür revanchieren.«

»Wie? Und drück dich bitte möglichst präzise aus.«

»Ich werde das Spiel mit dir spielen. Und zwar im Holo-Raum.«

»Das ist schon mal ein Anfang.«

»Und ich trage dabei ein Kostüm.«

»Wirklich?« Er zog das Wort lüstern in die Länge. »Und der Sieger kann mit dem Verlierer machen, was er will?«

»Kein Problem, denn ich werde der Sieger sein.«

»Das momentane Level spielt im Mittelalter. Du musst also Sir Roarke zu mir sagen, wenn du mit mir spielst.«

»Also bitte.«

Er lachte fröhlich auf. »Okay, das geht viel eichter ein bisschen weit. Lass uns erst mal gucken, wie es läuft.«

Damit stand er auf. »Wo ist die Diskette?«

»Ich hole sie. Am besten fangen wir mit dem Einkaufsbummel an. Danke. Wirklich.«

Er hielt ihr ihre Kaffeetasche hin. »Was sollten wir sonst am Nachmittag des Weihnachtstages tun?«

Sie stürzte sich wieder in die Arbeit, und sie merkte, dass sie wirklich froh darüber war. Mit einer Kanne heißem Kaffee und jeder Menge Daten machte sie sich ans Werk. Ganz gleich, was sie auf der Diskette fände oder nicht, wäre es erforderlich, dass sie mit den Verkäuferinnen und Verkäufern in sämtlichen Geschäften sprach. Was hieß, dass sie einen Tag nach Weihnachten das Grauen über sich ergehen lassen müsste, Läden zu betreten, in denen wahrscheinlich Gott und die Welt damit beschäftigt wäre, Geschenke umzutauschen, nach Sonderangeboten zu suchen und zu feilschen, bis es irgendeinen blöden Rabatt auf etwas gab.

Trudy hatte äußerst erfolgreich eingekauft, entdeckte sie. Allein in einem Laden hatte sie sich

sechs Paar neuer Schuhe zugelegt. Himmel, was zog die Menschen nur derart zu Schuhen hin? Vier Paar hatte sie sich direkt nach Hause schicken lassen. Tragen würde sie sie nie.

Eve ging ihre Liste durch und fand die sechs Paar Schuhe.

Außerdem drei Handtaschen aus demselben Geschäft.

Zwei hatte sich Trudy nach Texas schicken lassen, und eine gleich behalten. Als sie auf ihre Liste sah und dort die Handtasche nicht fand, nickte sie zufrieden mit dem Kopf.

»Ja, ich wette, dass du einer Sechshundert-Dollar-Handtasche nicht widerstehen konntest. Sechs Scheine für ein Teil, in dem man Sachen mit sich rumschleppt, die kein vernünftiges Wesen jemals braucht. Was hast du dir sonst noch al es gegönnt?«

Bevor sie weitermachen konnte, rief Roarke sie über die Gegensprechanlage an.

»Ich habe was für dich, Lieutenant.«

»Was? Schon? Du bist doch erst seit einer halben Stunde dran.«

»Ich glaube, ich habe schon mal erwähnt, dass ich ein Meister meines Faches bin.«

»Bin schon unterwegs. Auch wenn die Bezahlung ganz eindeutig viel zu hoch ist.«

»Man muss sich mich eben leisten können«, antwortete er und legte auf.

Sie fand ihn im Computerraum, wo er gleichzeitig vor einer ganzen Reihe von Geräten saß. »Auf diese Weise kriegst du jede Mischung, die du haben willst«, erklärte er.

»Außerdem habe ich ihren Stimmabdruck herausgefiltert, falls du ihn irgendwann mit irgendwas vergleichen willst.«

»Könnte durchaus sein. Am besten gehen wir erst mal al es ganz von vorne durch. Bisher habe ich mir nämlich nicht die Zeit genommen, al es anzuhören.«

Das holte sie jetzt nach. Sie hörte ihre eigene, Baxters und Truehearts Stimme, während sie überprüften, ob die Funkverbindung stand. Dann Zana und Bobby, die darüber sprachen, wo sie hingehen sollten, und das Rascheln ihrer Kleider, als sie in die Mäntel stiegen. Ich bin so froh, dass wir endlich das Hotel verlassen können. Das wird uns beiden guttun, stellte Zana mit heller Stimme fest.

Bisher war diese Reise für dich schließlich al es andere als toll, antwortete Bobby ihr.

Oh, nein, Schätzchen, mach dir über mich keine Gedanken. Ich will einfach versuchen, diese ganze furchtbare Geschichte für ein paar Stunden zu vergessen.

Schließlich haben wir noch uns. Das ist das Einzige, was zählt.

Während Zana etwas von Weihnachtsbäumen plapperte, verließen sie das Hotel.

Als die beiden auf die Straße traten, hörte Eve die Stadt. Hupen, Stimmen, das Dröhnen von Werbefliegern, das unverkennbare Gebel von einem Maxibus. Al das bildete den Hintergrund für weiteres Geplauder. Über das Wetter, die Gebäude, den Verkehr und die Geschäfte. Hin und wieder dadurch unterbrochen, dass Baxter oder Trueheart die eingeschlagene Richtung nannten oder sich kurz mit dem Kollegen unterhielten.

Mann, sehen Sie das Fahrgestell der Frau da vorn?

Gott ist eindeutig ein Mann, und er ist auf meiner Seite, stellte Baxter anerkennend fest.

Viel eicht ist Gott auch eine Frau und führt Sie absichtlich mit etwas in Versuchung, was unerreichbar für Sie ist, schränkte Trueheart ein.

»Nicht schlecht, Junge«, murmelte Eve. »Gott, wenn man sich diesen Schwachsinn anhört, könnte man vor Langeweile glatt vergehen. >Uuuuh, sieh nur, Schätzchen.

Oh, mein Gott, wie schön. < Das ist doch lauter schwachsinniges Gewäsch.«

»Soll ich vorspulen?«

»Nein. Wir halten weiter durch.«

Sie trank Kaffee, atmete tief durch und ertrug die stundenlange Suche nach einem Weihnachtsbaum und ein bisschen Schmuck. Zanas blödsinniges Kichern, als Bobby sie zwang, die Augen zuzumachen, während er ein Paar Ohrringe für sie erstand. Dann das künstliche Gejammer, weil er sie das Päckchen nicht gleich öffnen ließ.

»Wenn das so weitergeht, wird mir gleich schlecht.«

Sie sprachen über das Mittagessen. Sol ten sie dies tun oder besser das?

»Himmel, tut doch einfach irgendwas! Touristen«, meinte sie. »Die bringen mich noch eines Tages um.«

Wieder hörte sie hysterisches Gekichere und aufge-regte Juchzer, als Bobby mit den Hotdogs kam. Wegen eines schlabberigen Brötchens mit widerlichem Wurst-ersatz, dachte sie angewidert, richtete sich aber plötzlich auf.

»Warte, stopp. Geh noch mal zurück bis zu dem letzten Satz, den sie gesagt hat.«

»Wenn's sein muss, obwohl die blöde Schwärmerei wegen des Zeugs von einem Schwebegril selbst für mich schwer zu ertragen ist.«

»Nein, hör zu, hör darauf, was sie sagt und wie sie's sagt.«

Die Hotdogs von den Schwebegril s hier in New York schmecken einfach phänomenal. Ich sage dir, nirgendwo sonst gibt es so gute Hotdogs wie in dieser Stadt.

»Stopp. Woher weiß sie das?«, wol te Eve von ihrem Gatten wissen. »Sie sagt nicht: >Ich wette, es gibt nirgends sonst so gute Hotdogs< oder >Das ist das leckers-te Hotdog, das ich je gegessen habe<, sondern sie macht eine Aussage. >Es gibt nirgendwo sonst so gute Hotdogs wie in dieser Stadt.< Das klingt irgendwie nostalgisch, als hätte sie es vorher schon gewusst. Sie klingt nicht wie eine Frau, für die es das erste Hotdog in Manhattan ist, was sie behauptet hat. Sie hat gesagt: >Himmel, so etwas habe ich noch nie gegessen.< Was eindeutig gelogen war.«

»Könnte durchaus sein, aber viel eicht hat sie sich auch nur unglücklich ausgedrückt.«

»Das glaube ich nicht. Spiel die Aufnahme bitte weiter ab.«

Sie hörte weiter zu, wie sich die beiden über Hüte, Schals und andere Dinge unterhielten.

Darüber, dass sie die Straße überqueren müssten. Wie Zana etwas von ihrem Kaffee auf ihren Mantel schüttete. Dass Bobbys Stimme erst besorgt und fast etwas beängstigt, dann aber erleichtert klang.

Dann drangen lautes Gebrül , Schreie, wildes Hupen, das Quietschen von Bremsen und jämmerliches Schluchzen an ihr Ohr.

Oh Gott, oh Gott, ruf doch jemand einen Krankenwagen. Lady, lassen Sie ihn ruhig liegen.

Lassen Sie ihn ruhig liegen, und bewegen Sie ihn nicht.

Jetzt kam Baxter angelaufen, wies sich aus, übernahm das Kommando und versuchte das ausgebrochene Chaos so gut wie möglich in den Griff zu bekommen.

»Okay, jetzt wil ich nur noch die beiden, ohne Hin-tergrundgeräusche, von dem Moment an, in dem sie die Hotdogs kaufen, bis zu dem Augenblick, in dem Baxter am Unfal ort erscheint.«

Roarke verschob eine Handvol von Reglern und drückte abermals auf »Play«.

Im Vergleich zu Zanas aufgedrehter, übertrieben gut gelaunter Stimme hatte Bobbys Stimme einen eher nach-sichtigen Klang, bemerkte Eve. Dann kam Zanas leises Keuchen, seine unmittelbare Reaktion, ihre Antwort, die etwas verärgert klang. Dann folgte ihr Schrei.

»Seine Stimme«, erbat Eve. »Und zwar von dem Moment an, in dem Zana den Kaffee verschüttet hat.«

Sie blickte auf die Grafik seiner Atmung, seiner Laut-stärke und seines Tons. »Da, da, hast du das gehört?«

»Er hat zischend eingeatmet. Aber das ist ja wohl normal, wenn man vor einem heranfahrenden Wagen auf die Straße stürzt.«

»Eine Sekunde vorher. Einen kurzen Augenblick. Sicher, viel eicht ist er ausgerutscht, aber viel eicht wurde er auch geschubst. Und jetzt ihre Stimme. Im selben Moment.«

Sie sah es, und sie hörte es. »Sie atmet tief ein. Atmet schnell so tief wie möglich ein. Den Bruchteil einer Sekunde, bevor Bobby zischt. Dann kommt ein kurzes Zögern, bevor sie seinen Namen quietscht und schreit.«

Eves Blick war ausdruckslos und kalt. »Sie hat ihn auf die Straße geschubst. Da gehe ich jede Wette ein. Sie hatte die Möglichkeit dazu und hat sie spontan genutzt.

Lass uns auch noch die Stimmen und Geräusche im Hintergrund durchgehen - direkt, bevor er stürzt. Viel eicht fällt uns dabei ja noch irgendetwas auf.«

Es war anstrengend und mühsam, doch sie hörte sich auch all die anderen Stimmen und Geräusche einzeln nacheinander an, bis sie zufrieden war.

»Langsam ergibt sich ein Bild«, stellte sie mit kühler Stimme fest. »Wenigstens für mich. Festnehmen kann ich sie deswegen noch nicht. Selbst wenn ich Whitney überzeugen könnte, würde mir der Staatsanwalt meine Indizien um die Ohren hauen. Aber ich weiß, dass sie es war. Jetzt muss ich dafür sorgen, dass ich es dem Weib beweisen kann.«

»Er liebt sie.«

»Was?«

»Er liebt sie«, wiederholte Roarke. »Das hört man seiner Stimme an. Es wird ihn völlig fertigmachen. Eve. Dass ausgerechnet sie die Mörderin von seiner Mutter ist.

Wenn du recht hast - und ich glaube, dass du recht hast -, zwingt ihn das sicher in die Knie.«

»Das tut mir leid, aber besser, er kriegt einen einmaligen Schock, als wenn er sich noch weiter Tag für Tag von einer Mörderin täuschen lässt.«

Sie konnte und sie würde nicht darüber nachdenken, wie schmerzlich diese Sache für ihn würde. Dazu hatte sie ganz einfach nicht die Kraft.

»Ich bin bei der Überprüfung ihrer Einkäufe noch nicht besonders weit gekommen, aber ich habe bereits eine fehlende Handtasche entdeckt. Morgen werde ich mir eine genaue Beschreibung von der Tasche und von allen anderen Sachen holen, die verschwunden sind. Wir werden sie bei Zana finden. Dann lade ich sie zu einer offiziellen Vernehmung vor. Das ist meine einzige Chance, wenn ich sie knacken will. Ich habe keine handfesten Beweise gegen sie, und die Indizien reichen nicht. Also bin ich darauf angewiesen, sie dazu zu bringen, dass sie redet. Aber das bekomme ich ganz sicher hin.«

Er blickte ihr nachdenklich ins Gesicht. »Du hast irgendwann einmal gesagt, dass ich manchmal ziemlich furchteinflößend bin. Das bist du auch.«

Sie sah ihn mit einem schmalen, harten Lächeln an.

»Und das nicht ohne Grund.«

Gleich am nächsten Morgen schimpfte, fluchte, drängelte und belte sie so lange im Labor herum, bis sie endlich die Ergebnisse bekam. Sie hatte kurz erwogen, die Kollegen zu bestechen, und deshalb ein paar teure Tribünenkarten für ein Spiel der New York Knicks organisiert, merkte aber schnell, dass sich ihr Ziel am ehesten mit Drohungen erreichen ließ.

Sobald ihr Computer das Signal für eine eingehende Nachricht gab, sprang sie an ihren Schreibtisch und fauchte: »Eingehende Daten auf den Bildschirm und gleichzeitiger Ausdruck.«
EINEN AUGENBLICK ...

Sie überflog die Infos und schlug sich mit einer Faust in die Hand. »Habe ich dich, du Drecksweib.«

»Ich gehe davon aus, dass du positive Nachrichten bekommen hast.« Roarke lehnte in der Tür zwischen ihren Arbeitszimmern. »Aber der unglückliche Mensch aus dem Labor braucht sicher eine Therapie. Wahrscheinlich jahrelang.«

»Allmählich wird die Sache klar.« Am liebsten hätte sie einen Freudentanz in ihrem Arbeitszimmer aufgeführt.

»Sie haben Blut auf dem Teppich, auf dem Badezimmerboden und in der Dusche des leeren Nebenzimmers entdeckt. Bisher haben sie es noch nicht analysiert, aber ich bin sicher, dass es von Trudy stammt.«

»Gratuliere.«

»Damit habe ich die Hexe noch nicht überführt, aber das ist nur noch eine Frage der Zeit. Und noch besser, noch viel besser als das Blut ist die Tatsache, dass weder Zana noch das Zimmermädchen wirklich gründlich sauber gemacht haben. Ich habe nämlich einen Fingerabdruck vom Fensterbrett und einen von der Zimmertür. Und sie gehören beide ihr.«

»Es macht sich eben bezahlt, gründlich zu sein, oder in ihrem Fall macht es sich nicht bezahlt, nicht gründlich zu sein.«

»Ja, genau. Sie hat nicht weit genug gedacht. Sie hat nicht geglaubt, dass wir das Zimmer überprüfen. Weshalb sollten wir auch, schließlich hat sie extra eine nette Blutspur auf der Feuerleiter Richtung Bürgersteig gelegt.

«

»Und jetzt?«

»Jetzt bleibt es mir erspart, mich einen Tag nach Weihnachten mit zahllosen Verkäufern und Verkäuferinnen rumzuquälen.« Jetzt vollführte sie doch noch ihren kleinen Tanz. »Die Fingerabdrücke werden nämlich ganz sicher reichen, damit mir der Richter einen Durchsuchungsbefehl für ihr Hotelzimmer ausstellt. Und damit ich sie offiziell als Beschuldigte vernehmen kann.

Aber vorher muss ich noch ein paar Kleinigkeiten überprüfen und mir überlegen, wie ich sie am besten in die Enge treiben kann.«

»Dann hast du also wieder einmal alle Hände voll zu tun.«

»Das ist kein Problem. Ich fange hier zu Hause mit der Arbeit an, denn hier habe ich mehr Ruhe als auf dem Revier. Außerdem kommt Peabody sowieso erst in ein paar Stunden aus Schottland

zurück.«

»Dann überlasse ich dich deiner Arbeit. Ich muss nämlich al mählich los.« Trotzdem trat er erst noch vor sie, umfasste ihr Gesicht und gab ihr einen Kuss. »Es war schön, dich mehr als einen Tag ganz für mich al ein zu haben.«

»Hat mir ebenfal s Spaß gemacht.«

»Das sol test du besser nicht vergessen, denn ich habe die Absicht, ein paar Tage mit dir zu verreisen, wenn der Fal abgeschlossen ist. Und zwar in Richtung Sonne, Sand und Meer.«

»Klingt durchaus angenehm.«

»Warum nimmst du dir nicht ab dem zweiten Januar ein paar Tage frei? Bis dahin ist die Sache sicher unter Dach und Fach.«

»Okay.«

Er wandte sich zum Gehen, blieb dann aber noch einmal stehen und sah sie fragend an. »Eve? Wirst du sie fragen, warum sie es getan hat? Spielt das für dich eine Rol e?«

»Natürlich werde ich sie danach fragen. Weil es immer eine Rol e spielt.«

Als sie wieder al ein in ihrem Arbeitszimmer war, rief sie die Daten und Bilder sämtlicher ehemaligen Pflegekinder auf dem Bildschirm auf und versuchte noch einmal herauszufinden, ob es eine Verbindung zwischen zwei von ihnen gab. Durch die Schule, einen Job, einen Sozialarbeiter, eine Lehrerin. Aber Trudy war das einzig erkennbare Bindeglied.

»Eine von ihnen ist tot«, murmelte sie leise vor sich hin. »Alle anderen leben und haben für die Tatzeit Alibis.«

Also sähe sie sich am besten die Tote noch einmal genauer an.

Marnie Ralston, Mutter tot, Vater unbekannt. Auch Zanas Mutter war angeblich verstorben und der Vater unbekannt. Es war clever, möglichst dicht bei der Wahrheit zu bleiben, wenn man eine neue Identität annahm.

Sie rief Marnies Akte auf.

Sie hatte diverse Jugendstrafen abgesessen, merkte Eve.

Wegen

Laden-

und

Taschendiebstahls,

Vandalismus, Beschädigung von fremdem Eigentum und Drogenbesitz. Im zarten Alter von fünfzehn hatte sie den Einsatz dann erhöht und es mit schwerem Autodiebstahl versucht.

Laut psychologischem Gutachten war sie eine aufsässige, pathologische Lügnerin mit soziopathischen Tendenzen und gleichzeitig einem überdurchschnittlich hohen IQ gewesen.

Eve ging die Notizen des Psychologen durch.

Die begutachtete Person ist extrem intel igent. Sie genießt es, diese Intel igenz zu nutzen, um sich gegen Autoritätspersonen aufzulehnen. Sie denkt sehr strukturiert und eignet sich problemlos sämtliche Fähigkeiten an, die ihrer Meinung nach für die Erreichung ihrer Ziele wichtig sind.

»Sie muss es einfach sein«, murmelte Eve.

Die Kooperationsbereitschaft und-fähigkeit, die sie phasenweise zeigt, hat sich als vorsätzliche und bewusste Anpassung ihres Verhaltens herausgestel t, von der sie sich gewisse Vorteile verspricht. Obwohl sie Richtiges von Falschem unterscheiden kann, entscheidet sie sich immer für den Weg, von dem sie denkt, dass er ihr die größte Aufmerksamkeit, die meisten Privilegien oder sonstigen Vorteile beschert. Wenn sie andere Menschen täuscht, tut sie das zum einen, weil sie sich einen Gewinn davon verspricht, und zum anderen, weil sie Menschen, die vermeintlich Macht über sie haben, ihre Überlegenheit beweisen wil . Ursache dafür sind sicher der

Missbrauch und die Vernachlässigung, die sie als Kind erlitten hat.

»Ja, viel eicht. Oder viel eicht lügt sie einfach gern.« Es gab viele Menschen, denen es richtiggehend Freude machte, Polizisten zu belügen, erinnerte sie sich. Bei einigen war es einfach eine spontane Reaktion.

Eve rief Marnies Lebenslauf und ihre Krankenakte auf.

»Gebrochene

Hand,

gebrochene

Nase,

Abschürfungen,

Prel ungen,

blaue

Augen,

Gehirnerschütterung.« All das hatte ihr, den Berichten der Ärzte, der Polizei und des Jugendamts zufolge, die eigene Mutter zugefügt. All diese Verletzungen hatte sie also davongetragen, bevor sie ihre schlimmsten Straftaten begangen hatte und bei dem Seelenklempner gelandet war.

Die Mutter war für diese Taten in den Knast gewandert und die Tochter in ein Heim, ehe sie in Trudys Haus gelandet war. Sie war fast ein Jahr dort geblieben, bis sie mit dreizehn weggelaufen war. Danach hatte sie es geschafft, fast zwei Jahre im Untergrund zu leben, bevor sie wegen schweren Autodiebstahls aufgegriffen worden war. Ja, sie war wirklich clever. Aber ein junges Mädchen brauchte schließlich auch Cleverness und Witz sowie jede Menge Glück, damit es, wenn es so lange auf der Straße lebte, nicht vol kommen unterging.

Als sie erwischt worden war, hatte man sie - trotz des Gutachtens des Psychologen - abermals in eine Pflegefamilie gesteckt. Aus der sie bereits ein paar Wochen später fortgelaufen war.

Danach hatte sie bis zu ihrer Vol jährigkeit erneut im Untergrund gelebt. Hatte sich entweder aus Schwierigkeiten rausgehalten oder es so clever angestel t, dass sie nicht noch einmal aufgefal en war. Hatte mehrere kurzfristige Jobs gehabt. Als Stripperin und Tänzerin in irgendwelchen Clubs und Bars. Bevor sie, ihrer Akte nach, in die Luft geflogen war.

»Ich glaube einfach nicht, dass es so war.«

Eve rief die letzten bekannten Passfotos von Marnie neben einem Bild von Zana auf dem Bildschirm auf. Marnie hatte braunes, kurzes, glattes Haar und einen harten Blick, der zeigte, dass sie al e Untiefen des Lebens kannte, sich davon aber nicht unterkriegen ließ.

Sie spielte kurz mit dem Gedanken, Yancy oder einen anderen Polizeiporträtkünstler hinzuziehen, versuchte aber schließlich erst mal selbst ihr Glück.

»Computer, ich brauche eine Vergrößerung der Augen beider Frauen.«

Sie lehnte sich zurück und sah sich beide Bilder gründlich an. Die Augenfarbe war sehr ähnlich, der Unterschied konnte ganz einfach daher rühren, dass die Aufnahmen nicht gleich belichtet waren oder dass die Frau auf den beiden Fotos verschieden geschminkt war.

Die Form jedoch war anders. Marnies Augen waren schmal, die von Zana rund. Auch waren Marnies Brauen weniger geschwungen, und ihre Nase war ein bisschen schmaler und stärker nach oben gebogen als die von Bobbys Frau.

War es weit hergeholt, fragte sich Eve, die Veränderungen als Verbesserungen anzusehen? Für die eine eitle Frau bezahlte, wenn sie dachte, dass sie dadurch attraktiver wurde? Und dass sie dadurch vor al em nicht mehr zu erkennen war.

Als Eve die Münder beider Frauen verglich, fing sie an zu grinsen. »Oh, ich nehme an, dass dir dein Mund gefallen hat. Computer, ich brauche einen Vergleich der beiden Münder. Gehören sie

derselben Frau?«

EINEN AUGENBLICK ... DIE MÜNDER AUF DEN BIL-DERN STIMMEN ÜBEREIN.

»Du hast also dein Haar, deine Augen, deine Nase, selbst die Form deines Gesichts verändert, aber den Mund hast du so gelassen, wie er war. Du hast ein bisschen zugenommen«, meinte Eve, als sie Marnies und Zanas Größe und Gewicht verglich. »Dich ein bisschen weicher gemacht. Aber deine Größe konntest du nicht ändern.«

Sie schrieb al diese Dinge als weitere Indizien auf.

Damit würde sie zum Staatsanwalt und zu einem Richter gehen, damit sie den Durchsuchungsbefehl für das Zimmer und die Erlaubnis für ein Verhör bekam.

Sie wandte sich zum Gehen; als sie auf der Treppe war, klingelte ihr Handy. »Dal as, ich bin in Eile. Fassen Sie sich also kurz.«

»He, ich bin zurück und schon wieder auf dem Revier.

Wo stecken Sie? Wir haben -«

»Rufen Sie bei der Staatsanwaltschaft an«, unterbrach sie Peabodys gut gelaunten Redestrom.

»Lassen Sie sich mit Cher Reo verbinden, wenn das möglich ist. Sie ist genau die, die wir brauchen.«

»Was -«

»Ich brauche so bald wie möglich einen Termin mit ihr, und sie muss mir sagen, welcher Richter mir am ehesten einen Durchsuchungsbefehl sowie eine Erlaubnis für eine Beschuldigtenvernehmung erteilt.«

»Für was? Für wen?«

»Für die Durchsuchung des Hotelzimmers, von Zanas Sachen und für Zana selbst. Und zwar wegen Mord-verdacht und wegen des Verdachts auf einen versuchten Mord. Endlich haben wir den Bal ins Rol en gebracht.«

»Zana? Aber -«

»Tun Sie, was ich sage, Peabody.« Sie schnappte sich ihren Mantel vom Treppenhof, zog ihn eilig an und marschierte grußlos an Summerset vorbei. »Ich werde selbst mit Reo sprechen. Lesen Sie einfach die Berichte, die ich auf Ihren Computer geschickt habe, dann wissen Sie, worum es geht. Ich muss noch zum Commander, tauche also gleich bei Ihnen auf.«

»Himmel, immer, wenn ich mal einen Tag Urlaub mache, passiert etwas.«

»Legen Sie los. Ich wil sie noch heute Morgen in einem Vernehmungszimmer sitzen haben.«

Damit legte sie auf. Wie ihr Mantel wartete auch ihr Dienstwagen schon auf sie. Aber im Augenblick war sie so gut gelaunt, dass sie Summerset für seine nervtötende Korrektheit tatsächlich dankbar war.

Sie war regelrecht euphorisch. Viel eicht sogar euphorischer, als sie sein sol te, aber darüber dachte sie einfach später nach. Jetzt war sie erst einmal auf einer heißen Spur. Sie hatte das Überraschungsmoment auf ihrer Seite, was bei einer Gegnerin wie Zana sicherlich von Vorteil war. Einer Gegnerin wie Marnie, verbesserte sie sich.

Allmählich war es an der Zeit, sie als Marnie zu bezeichnen, dachte sie.

Sie würden diesen Fal zum Abschluss bringen, dann wäre es vorbei. Dann könnte sie die Angelegenheit vergessen. Könnte endlich wieder verdrängen, dass sie während grauenhafter Wochen Trudy Lombards Pflegekind gewesen war.

Wenn der Fal abgeschlossen wäre, dachte sie, während sie auf die Straße bog, dann machte sie erst einmal ein paar Tage frei. Dann würde sie mit Roarke auf ihre Insel fliegen, nackt durch die Gegend laufen, sich im weichen Sand das Hirn rausvögeln lassen und ein bisschen Sonne und Wärme tanken, denn der kalte, dunkle Winter war schließlich noch lang.

Wieder klingelte ihr Handy. »Dal as, was?«

»Hi, hey! Du hast hoffentlich obermegageile Weihnachten gehabt?«

»Mavis.« Eves Gedanken machten eine Wendung um hundertachtzig Grad. »Ja, ja. Hör zu, ich bin auf dem Weg zur Arbeit. Wie wär's, wenn ich dich einfach nachher zurückrufe?«

»Okay, kein Problem. Eigentlich wol te ich mich nur vergewissern,

dass

du

und

Roarke

den

Vorbereitungskurs nicht vergessen habt. Schließlich sind es nur noch ein paar Wochen bis zum Termin.«

»Natürlich haben wir den nicht vergessen.« Das Grauen hatte sich ihr schließlich ein für al e Male ins Gehirn gebrannt.

»Leonardo und ich können euch dahin begleiten, wenn ihr wol t. Danach können wir noch zusammen zu Abend essen oder so.«

»Hm. Sicher. Klar. Ah, warum bist du überhaupt schon wach? Ist es nicht noch ein bisschen früh für dich?«

»Das Baby hat mich ziemlich früh geweckt. Ich schätze, das ist schon mal eine gute Übung. Guck mal, das hier hat mein Honigkuchenpferd mit seinen eigenen zwei Händen für mich gemacht!« Sie hielt irgendein kleines Ding - anscheinend einen winzig kleinen Overall - aus blutrotem Stoff mit jeder Menge kleiner Silberherzen und Schnörkeln in die Luft.

»Tja, nun. Wahnsinn.«

»Weil das Baby schließlich noch vor dem Valentinstag geboren wird. Jetzt dauert es wirklich nicht mehr lange.

Wie gefäl t dir Berry?«

»Berry wie Beere? Was für eine Beere?«

»Nein, als Name, weil das Baby unsere kleine süße Beere wird und weil es gleichzeitig ein Jungen- und ein Mädchenname ist.«

»Okay, solange es das Kind nicht stört, wenn in der Schule jeder Cran- oder Huckleberry zu ihm sagt.«

»Oh, ja. Verdammt. Tja, dann denken wir am besten noch ein bisschen drüber nach. Wir sprechen einfach nachher noch mal.«

Eve stel te sich erschauernd eine riesengroße Beere mit Augen und Beinen vor, die im Bauch ihrer Freundin lag; um sich von diesem Bild des Grauens abzulenken, rief sie Whitney an.

»Commander«, fing sie an, nachdem er an den Apparat gekommen war. »Ich habe einen Durchbruch im Mordfal Lombard erzielt.«

In der Tiefgarage stieg sie in den Lift. Da es mit dem Fahrstuhl einfach schnell er ging, nahm sie das Gedränge ausnahmsweise in Kauf. Sie wol te endlich etwas unternehmen, und zwar möglichst schnell . Was man ihr anzusehen schien, denn als sie in ihre Abteilung kam, sprang Peabody hektisch hinter ihrem Schreibtisch auf.

»Madam. Reo ist unterwegs. Ich habe ihr die Berichte geschickt, sie weiß also bereits, worum es geht. Ah, Sie haben den Pul over an, den ich gemacht habe.«

Eve sah verblüfft an sich herab. Sie war nach dem Aufstehen viel zu abgelenkt gewesen, um darauf zu achten, nach welchem Kleidungsstück sie griff. Jetzt aber sah sie, dass sie wirklich Peabodys Pul over trug.

»Ah - er ist warm und trotzdem leicht. Außerdem sieht er gut aus. Er ist - Sie haben ihn selbst gemacht?«

»Ja. Und zwar alle beide, das heißt, auch den von Roarke. Für McNab habe ich eine tolle Jacke gewebt.

Dafür bin ich immer extra zu Mavis übergegangen, damit er nichts davon bemerkt. Ich hatte schon viel zu lange nicht mehr richtig gewebt.«

Sie befühlte einen Ärmel von Eves Pullover und erklärte:

»McNab hat das Material bezahlt, und die Farben haben wir zusammen ausgesucht. Steht Ihnen wirklich gut.«

Eve blickte erneut auf das warme, weiche Kleidungsstück und nahm zum ersten Mal seine dezente blaue Farbe wahr. »Sieht wirklich super aus.« Niemals vorher hatte jemand einen Pullover oder etwas anderes für sie selbst gemacht. Leonardo zählte nicht. Schließlich waren der Entwurf und die Herstellung von Kleidern sein Beruf.

»Er ist wirklich klasse«, fügte sie hinzu. »Danke.«

»Wissen Sie, wir wollten Ihnen etwas schenken, was einzigartig ist. Weil Sie beide einzigartig sind. Und es sollte etwas Persönliches sein. Ich bin froh, dass er Ihnen gefällt.«

»Oh, das tut er.« Ganz besonders, seit sie wusste, dass Peabody ihn selbst gefertigt hatte. Vorher hatte sie ihn einfach als normalen Pullover angesehen.

»Baxter, Trueheart. Kommen Sie mit.« Sie marschierte vor den anderen in ihr Büro. Im Grunde war es viel zu klein für vier Personen, aber sie wollte keine Zeit verlieren, indem sie extra ein Besprechungszimmer buchte, deshalb mussten sie eben einfach die Luft anhalten, damit jeder Platz bekam.

»Ich beantrage gerade die Erlaubnis für eine Beschuldigtenvernehmung. Und zwar für Zana Lombard.«

»Die texanische Hausfrau?«, fragte Baxter überrascht.

»Die texanische Hausfrau, die, wie ich meiner Meinung nach beweisen kann, einer von Trudy Lombards Schützlingen war. Und die ihre Identität unter anderem zu dem Zweck verändert hat, sich an Bobby heranzumachen, damit sie sich an der Mutter rächen kann. Ich will den Fall endlich zum Abschluss bringen, weshalb ich die betreffende Person sofort abholen lasse, sobald die richterliche Verfügung bei mir eingegangen ist. Vorgeblich, um noch einmal ihre bisherigen Aussagen mit ihr durchzugehen, um sie auf den neuesten Stand zu bringen, blablabla. Sobald sie das Hotelzimmer verlassen hat, will ich, dass Sie und Trueheart hinfahren und nach den Dingen suchen, die hier aufgelistet sind.« Sie hielt Baxter eine Diskette hin. »Eine Handtasche, Parfüm, ein Pullover und ein paar Kosmetika, die das Opfer hier in New York erstanden hat.

Ich glaube, dass Zana, die in Wahrheit Marnie Ralston heißt, diese Dinge nach dem Mord an Trudy Lombard mitgehen lassen hat. Sehen Sie also zu, dass Sie sie finden, und geben mir, sobald Sie auch nur eine dieser Sachen haben, umgehend Bescheid.«

»Peabody.«

»Im Dienst.«

»Kontaktieren Sie die Kollegen, die im Fall der Explosion in Miami ermittelt haben. Zed Club, Frühjahr 2055.

Das genaue Datum finden Sie in der Akte. Ich will genau wissen, wie die Leiche identifiziert worden ist. Und schicken Sie Reo zu mir rein, sobald sie erscheint.«

»Sie hat ihn vor das Taxi gestoßen«, stellte Baxter reglos fest. »Deshalb haben wir niemanden gesehen, der die beiden verfolgt oder sich ihnen genähert hat. Sie hat es selbst getan.«

»Davon bin ich überzeugt.« Sie sah die Erleichterung, aber auch den gleichzeitigen Zorn in seinem Gesicht.

»Und das, was passiert ist, geht auf meine Kappe, denn ich habe es nicht vorhergesehen. Finden Sie die Sachen und al es andere, was darauf hinweist, dass sie in der Nacht des Mordes noch bei Trudy war.«

Damit entließ sie ihre Leute, machte die Tür hinter ihnen zu, setzte sich an ihren Schreibtisch, atmete tief durch und rief dann bei Zana an.

»He, tut mir leid. Ich habe Sie geweckt.«

»Kein Problem. Ich schlafe sowieso nicht gut. Himmel, es ist schon nach neun.« Sie rieb sich die Augen wie ein Kind. »Ich glaube, dass Bobby heute Nachmittag aus dem Krankenhaus entlassen wird. Viel eicht auch erst morgen, ich hoffe natürlich, dass es heute so weit ist. Sie haben gesagt, sie rufen mich rechtzeitig an, damit ich al es vorbereiten kann.«

»Das ist eine gute Nachricht.«

»Die beste Nachricht, seit wir nach New York gekommen sind. Wir hatten ein wirklich schönes Weihnachtsfest«, erklärte sie im Ton der tapferen, kleinen Ehefrau, die sich die größte Mühe gab, das Beste aus al em zu machen. Auch wenn das nicht einfach war. »Ich hoffe, Sie auch.«

»Ja, es war wirklich nett. Hören Sie, Zana, ich belästige Sie nur sehr ungern, aber ich muss noch ein paar Dinge mit Ihnen durchgehen. Für meinen Bericht. Es geht dabei nur um Papierkram, der wegen der Feiertage liegen geblieben ist. Es wäre mir wirklich eine große Hilfe, wenn Sie auf die Wache kommen könnten. Ich sehe vor lauter Akten nämlich kaum noch Land. Ich kann Sie abholen lassen.«

»Tja - nun, es ist nur so, wenn Bobby mich plötzlich braucht -«

»Selbst, wenn er heute schon entlassen wird, haben Sie doch sicher noch ein bisschen Zeit. Von hier aus sind Sie außerdem viel schnell er im Krankenhaus. Ich sage Ihnen was, fal s Sie noch irgendwas besorgen müssen, stel e ich einen Beamten ab, der Sie erst zu den Geschäften fährt und Ihnen dann mit Bobby hilft.«

»Wirklich? Etwas Hilfe könnte ich bestimmt gebrauchen.«

»Ich werde versuchen, »einen Papierkram bis dahin zu erledigen, dann helfe ich Janen selbst.«

»Ich weiß nicht, was ich in den letzten Tagen ohne Sie gemacht hätte.« Wie Evf bereits vorhergesehen hatte, wurden die großen, blau?n Augen feucht. »Allerdings dauert es noch etwas, bis ich fertig angezogen und al es bin.«

»Lassen Sie sich Zeit, kh muss selbst noch ein paar Dinge erledigen. Ich sage einfach den Beamten, die vor Ihrer Tür stehen, dass sie Sie herfahren sol en, wenn Sie so weit sind. Wie wäre das.5«

»Okay.«

Als es bei ihr klopfte, stieß Eve einen lauten Seufzer aus. »Ich muss los. Hier hfirscht heute Morgen das totale Chaos.«

»Ich kann mir gar nicht vorstel en, wie es bei Ihnen immer zugehen muss. Ich komme, sobald ich kann.«

»Das wil ich hoffen«, murmelte Eve, nachdem sie das Gespräch beendet hatte. »Kommen Sie rein, Reo.« Sie nickte der üppigen, blonden Staatsanwältin zu. »Mein Weihnachten war super und Ihres wahrscheinlich auch.

Blablabla. Also kommen wir gleich zur Sache, ja?«

»Hübscher Pul over, blaWabla. Alles, was Sie bisher haben, sind Indizien und Spekulationen, aufgrund derer sich unmöglich Anklage erhebe" lässt.«

»Ich werde Ihnen handfeste Beweise liefern. Aber dafür brauche ich den Durchsuchungsbefehl und die Erlaubnis

zu einer Beschuldigtenvernehmung.«

»Das mit der Durchsuchung kriege ich wahrscheinlich hin. Schließlich fehlen Gegenstände aus dem Zimmer des Opfers, und sowohl dort als auch im Nachbarraum hat die Spurensicherung die Fingerabdrücke der Schwiegertochter und Blutspuren entdeckt. Die Übereinstimmung der Mündler ist schon mal nicht schlecht, sie verleiht Ihrer Behauptung, dass die Frauen identisch sind, einen gewissen Nachdruck, aber trotzdem bleibt es bloße Spekulation. Zwei übereinstimmende Lippenpaare sind kein handfester Beweis.«

»Ich werde Ihnen Beweise liefern«, wiederholte Eve.

»Besorgen Sie mir die beiden Papiere. Ich habe sie bereits zu einem Gespräch hierher bestellt, und ich weiß auch schon, wie ich sie anpacken muss.«

»Sie brauchen ein Geständnis, wenn der Fall sicher abgeschlossen werden soll.«

Eve sah Reo lächelnd an. »Das werde ich auch kriegen.«

»Klingt, als würde das Gespräch ziemlich interessant.

Ich spreche mit dem Richter. Fangen Sie ruhig schon mal an.«

Nachdem Reo wieder gegangen war, rief sie Baxter und Trueheart zu sich ins Büro. »Sie ist auf dem Weg hierher. Fahren Sie los und finden, was ich brauche.

Wenn Sie wieder hier sind, rufen Sie mich auf dem Handy an. Dann schicke ich Peabody, damit sie die Sachen holt.«

»Sie wirkte so normal«, stellte Trueheart fest. »Und wirklich nett.«

»Ich wette, dass sie sich auch dafür hält. Aber das zu beurteilen, ist Sache von Mira.« Die sie ebenfalls in der Nähe haben wollte, wenn das Verhör begann.

Deshalb rief sie in Miras Praxis an und stritt mit der Sekretärin, bis die sich geschlagen gab und sie mit der Chefin verband. »Ich brauche Sie als Beobachterin, Verhörraum A.«

»Jetzt sofort?«

»In zwanzig Minuten. Ich habe Zana Lombard einbestellt. Ich glaube, dass sie in Wahrheit Marnie Ralston ist und eine neue Identität angenommen hat, um sich bei den Lombards einschleichen zu können. Ich schicke Ihnen meinen Bericht. Die Staatsanwaltschaft hat schon ihr Okay gegeben. Aber ich brauche auch Sie.«

»Ich werde versuchen, meine Termine umzulegen, damit ich kommen kann.«

Das müsste ihr genügen, dachte Eve, tätigte noch ein paar Anrufe, lehnte sich zurück und atmete tief durch.

»Das?« Peabody kam an ihre Tür. »Sie bringen sie jetzt rauf.«

»Okay. Dann lassen wir die Show beginnen.«

Sie ging Zana und ihren Begleitern entgegen und nahm sie im Gang vor ihrer Abteilung in Empfang.

Sie hatte sich passend gekleidet, dachte Eve. Wenn sie sich nicht irrte - und für Klamotten hatte sie inzwischen einen todsicheren Blick -, trug Zana einen hellblauen Kaschmirpullover mit rundem Ausschnitt und Blumenstickereien. Genau so einen Pullover hatte Trudy gleich nach ihrer Ankunft in New York für sich gekauft.

Selbstgefällig und vor allem dreist.

»Ich weiß es wirklich zu schätzen, dass Sie gekommen sind. Vor allem, da hier wegen der Feiertage alles drunter und drüber geht.«

»Nach allem, was Sie für mich und Bobby getan haben, ist das ja wohl das Mindeste. Ich habe noch mit ihm telefoniert, bevor ich hierhergekommen bin, und habe ihm erzählt, dass Sie mir helfen wollen, wenn ich ihn aus dem Krankenhaus abholen kann.«

»Ich werde es auf jeden Fall versuchen. Hören Sie, am besten unterhalten wir uns in einem von den Zimmern hier. Sie sind deutlich komfortabler als mein winziges Büro. Möchten Sie vielleicht

was trinken? Zum Beispiel einen wirklich grässlichen Kaffee oder etwas aus dem Getränkeautomaten ?«

Zana sah sich auf der Wache um wie eine Touristin auf einem Straßenmarkt. »Oh, viel eicht eine Limonade, nur bitte nicht mit Zitronengeschmack.«

»Peabody? Würden Sie sich darum kümmern? Ich gehe mit Zana in Raum A.«

»Sicher, kein Problem.«

Eve klemmte sich im Gehen den Aktenordner unter einen Arm. »Der ganze Papierkram bringt einen wirklich um«, stel te sie dabei beiläufig fest. »Vor al em geht er einem furchtbar auf die Nerven, aber schließlich wol en wir nichts vergessen, damit ich Sie und Bobby endlich wieder nach Hause fliegen lassen kann.«

»Langsam müssten wir auch zurück. In Bobbys Büro bleibt die Arbeit liegen; wenn er nicht bald wieder anfängt, kommt er damit gar nicht mehr nach. Außerdem sind wir wohl einfach nicht für die Großstadt gemacht.«

Sie betrat den Raum, nachdem Eve die Tür geöffnet hatte, stel te dann aber zögernd fest: »Oh, ist das hier etwa ein Verhörraum, wie man sie immer in den Krimis im Fernsehen sieht?«

»Ja. Hier gibt es nichts, was einen ablenkt, wenn man sich in Ruhe unterhalten wil . Das ist für Sie doch wohl okay?«

»Oh, ich schätze, ja. Im Grunde ist es sogar ziemlich aufregend. Ich war noch nie auf einem Polizeirevier.«

»Die Aussage von Bobby werden wir im Hotel ent-gegennehmen, denn schließlich ist er verletzt. Viel eicht fangen wir einfach schon mal mit Ihnen an, damit ich Sie möglichst schnell nach Texas fliegen lassen kann. Setzen Sie sich doch.«

»Haben Sie schon viele Verbrecher hier drinnen verhört?«

»Den einen oder anderen.«

»Ich weiß einfach nicht, wie Sie das machen. Wol ten Sie schon immer Polizistin werden?«

»So lange ich denken kann.« Eve nahm ihr gegenüber Platz und lehnte sich bequem auf ihrem Stuhl zurück.

»Ich schätze, dass auch Trudy ihren Teil zu meinem Berufswunsch beigetragen hat.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Ohnmacht, die ich ihr gegenüber damals empfunden habe. Dass ich völ ig wehrlos war. Das war eine ziemlich schlimme Zeit für mich.«

Zana blickte zu Boden. »Bobby hat mir erzählt, dass sie nicht besonders nett zu Ihnen war. Und trotzdem geben Sie sich al e Mühe, denjenigen zu finden, der sie getötet hat. Das ist -«

»Ironie des Schicksals, finden Sie nicht auch?« Sie blickte zur Tür, als Peabody den Raum betrat.

»Ich habe Ihnen eine Kirschlimo besorgt«, sagte ihre Partnerin zu Zana. »Und Ihnen eine Dose Pepsi, Dal as.«

»Danke. Ich liebe Kirschlimo.« Zana nahm die Dose entgegen und steckte den ihr angebotenen Strohhalm in das Loch. »Was machen wir jetzt?«

»Damit al es seine Ordnung hat, kläre ich Sie erst mal über Ihre Rechte auf.«

»Oh. Meine Güte.«

»Das dient Ihrem und auch meinem eigenen Schutz«, erklärte Eve. »Fal s wir den Fal zu den Akten legen -«

»Zu den Akten legen?«

»Fal s wir ihn nicht lösen.« Eve schüttelte den Kopf.

»Auch wenn ich nur ungern akzeptiere, dass das viel eicht passiert. Aber wenn es dazu kommt,

ist es auf alle Fälle besser, wenn bis dahin alles seinen ordnungsgemäßen Gang genommen hat.«

»Tja, okay.«

»Ich werde unsere Unterhaltung aufnehmen.« Eve gab Datum, Uhrzeit, die Namen der Anwesenden sowie das Aktenzeichen an, klärte Zana über ihre Rechte und Pflichten auf und sah sie fragend an. »Haben Sie alles verstanden?«

»Ja. Himmel, jetzt bin ich etwas nervös.«

»Entspannen Sie sich, es wird nicht lange dauern. Sie sind mit Bobby Lombard, dem Sohn des Opfers Trudy Lombard, verheiratet. Korrekt?«

»Ja. Seit fast sieben Monaten.«

»Sie waren mit dem Opfer gut bekannt.«

»Oh, ja. Vor unserer Hochzeit habe ich bereits für Bobby und seinen Partner gearbeitet. Dabei habe ich auch Mama Tru kennengelernt. So habe ich sie immer genannt. Hm, nun, nachdem Bobby und ich geheiratet hatten, habe ich sie so genannt.«

»Ihre Beziehung zu ihr war freundschaftlich?«

»Ja, das war sie. Mache ich alles richtig?«, fügte sie im Flüsterton hinzu.

»Sie machen alles prima. Das Opfer war Ihren vorherigen Aussagen und den Aussagen anderer zufolge ein ziemlich schwieriger Mensch.«

»Tja - ich nehme an, man könnte sagen, dass sie manchmal ziemlich fordernd war, aber das hat mir nicht viel ausgemacht. Meine eigene Mutter lebt nicht mehr, deshalb waren Mama Tru und Bobby meine einzige Familie.« Sie starrte auf die Wand und blinzelte eilig ein paar Tränen fort.

»Jetzt gibt es eben nur noch Bobby und mich.«

»Sie haben ausgesagt, dass Sie nach dem Tod Ihrer Mutter auf der Suche nach Arbeit nach Copper Cove in Texas gezogen sind.«

»Und nachdem ich mit der Handelsschule fertig war.

Ich wollte noch mal ganz von vorn beginnen.« Sie verzog den Mund zu einem Lächeln. »Dabei habe ich meinen Bobby kennengelernt.«

»Sie haben also weder das Opfer noch dessen Sohn vorher gekannt.«

»Nein. Ich schätze, dass es einfach Schicksal war.

Wissen Sie, wie das ist, wenn man einen Menschen sieht und einfach weiß, dass er der Richtige für einen ist?«

Eve dachte an Roarke und daran, wie sich ihre Blicke auf der Beerdigung begegnet waren. »Ja.«

»So war es bei mir und Bobby. D. K., hm, Densil K.

Easton, Bobbys Partner, hat immer gesagt, dass jedes Mal, wenn wir miteinander gesprochen haben, lauter kleine Herzen aus unseren Mündern geflattert sind.«

»Süß. Wessen Idee war es, gerade jetzt nach New York zu reisen?«

»Tja, nun, die von Mama True. Sie wollte Sie besuchen. Sie hatte im Fernsehen die Berichte über die Geschichte mit den geklonten jungen Frauen gesehen, und hat Sie erkannt.«

»Wer hat das Hotel gebucht, in dem Sie zum Zeitpunkt ihres Todes gewohnt haben?«

»Sie. Auch wenn das, wenn man es bedenkt, natürlich schrecklich ist. Sie hat sich den Ort, an dem sie gestorben ist, auch noch selbst ausgesucht.«

»Was man ebenfalls Ironie des Schicksal nennen könnte. Zum Zeitpunkt des Mordes waren Sie und Bobby in Ihrem eigenen Zimmer, das auf der anderen Flurseite und drei Zimmer vom Raum des Opfers entfernt gelegen hat.«

»Tja, nun. Ich weiß noch, dass das Zimmer auf der anderen Seite war. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie viele Zimmer dazwischen lagen, aber es könnten drei gewesen sein.«

»Und zum Zeitpunkt des Mordes waren Sie und Bobby dort.«

»Ja. Wir waren zum Abendessen ausgegangen. Mama Tru hatte gesagt, sie hätte keine Lust. Wir hatten eine ganze Flasche Wein getrunken, und nachdem wir zurückgekommen waren, haben wir -« Ihr stieg eine hübsche, leichte Röte ins Gesicht. »Tja, wir sind die ganze Nacht in unserem Zimmer geblieben. Am nächsten Morgen bin ich zu ihr rübergegangen, weil sie weder an ihr Handy noch ans Link gegangen ist. Ich dachte, viel eicht wäre sie krank oder beleidigt, weil wir ohne sie ausgegangen waren. Dann kamen Sie und - und haben sie gefunden.«

Wieder blickte sie zu Boden und rief wie auf Knopfdruck ein paar Tränen ab, bemerkte Eve. »Es war schrecklich, es war einfach schrecklich. Sie lag da, und al das Blut - Sie sind reingegangen. Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie so etwas können. Die Arbeit als Polizistin ist bestimmt unglaublich schwer.«

»Manchmal schon.« Eve schlug die Akte auf und blätterte ein paar Seite um, als überprüfe sie etwas. »Ich habe hier den genauen zeitlichen Ablauf. Ich werde ihn Ihnen einfach noch mal vorlesen, dann können Sie mir sagen, ob al es so stimmt.«

Eve las ihr also vor, und Zana biss sich auf die Lippe und flüsterte erstickt: »Scheint al es richtig zu sein.«

»Gut, gut. Dann lassen Sie mich gucken, ob es sonst noch etwas gibt, worüber ich mit Ihnen sprechen muss.

Übrigens, Sie haben da einen wirklich hübschen Pul over an.«

Zana fing an zu strahlen und sah an sich herab. »Danke. Mir gefiel die Farbe.«

»Sie passt zu Ihren Augen, nicht? Trudy hatte grüne Augen. Ihr hätte der Pul i sicher nicht so gut gestanden.«

Zana blinzelte verwirrt. »Nein, ich schätze, nicht.«

Es klopfte an der Tür, und Feeney kam herein. Auf die Sekunde pünktlich, dachte Eve. Er hielt einen Beutel mit einem Handy so in der linken Hand, dass man es nicht deutlich sah. »Dal as? Hätten Sie viel eicht kurz Zeit?«

»Sicher. Peabody, machen Sie einfach hier weiter und gehen die Ereignisse des Montags nach dem Mord mit Zana durch.« Sie stand auf und ging zu Feeney, während Peabody übernahm.

»Wie lange sol ich eigentlich noch hier stehen?«, fragte er im Flüsterton.

»Guck einfach zu ihr rüber«. Eve blickte ebenfal s kurz über ihre Schulter, nahm Feeney dann am Arm und zog ihn mit sich aus dem Raum. »Lass sie kurz darüber nachdenken. Du bist dir ganz sicher, dass dies dasselbe Handy ist wie das, das aus Trudys Zimmer verschwunden ist?«

»Marke, Model , Farbe - stimmt al es hundertprozentig überein.«

»Gut. Sie müsste es gut genug gesehen haben, um es zu erkennen. Vielen Dank.«

»Ich hätte auch einen meiner Jungs mit dem Teil schicken können.«

»Du wirkst offiziell er und vor al em furchteinflößender.«

Da sie Zana noch eine Minute schwitzen lassen wol te, stopfte sie die Hände in die Hosentaschen und wol te von Feeney wissen: »Und, wie ist es gestern gelaufen? Ich meine, bei eurem eleganten Dinner.«

»Ich habe einen meiner Enkel darum gebeten, die Sau-ciere umzukippen. Ein wirklich tol er Junge, wir kommen immer prima miteinander klar«, stel te Feeney lächelnd fest. »Außerdem habe ich ihn mit einem Zwanziger bestochen. Aber das hat sich gelohnt. Meine Frau kann einfach nicht lange sauer auf die Kinder sein, und ich War meinen Anzug los. Dein Plan hat also bestens funktioniert. Nochmals vielen Dank.«

»War mir ein Vergnügen.« Als ihr Handy klingelte, klappte sie es eilig auf. »Dal as.«

»Hier ist Baxter. Den Pul over konnten wir nicht finden, aber -«

»Das hätte mich auch überrascht, sie hat ihn nämlich an.«

»Ohne Scheiß? Wie dreist. Aber wir haben die Handtasche, das Parfüm und die Kosmetika. Außerdem - und darüber werden Sie bestimmt besonders glücklich sein - habe ich Trueheart noch gebeten, sich ihr Handy anzusehen, das zufällig hier lag. Sie hat sich nach Flügen nach Bali erkundigt und für nächsten Monat ein Ticket reserviert. Auf den Namen Marnie Zane, ohne Rückflug, und zwar nicht von Texas aus, sondern ab New York.«

»Ist das nicht interessant? Ich schicke Peabody, damit sie die Tasche und die anderen Sachen holt. Gute Arbeit, Baxter.«

»Wir hatten schließlich noch was wiedergutzumachen, nachdem die Observierung derart in die Hose gegangen ist.«

Sie drückte auf den Aus-Knopf ihres Handys, und Feeney nickte anerkennend mit dem Kopf.

»Du hast sie in die Ecke gedrängt, Dalas.«

»Ja, aber ich will sie hinter Gittern sehen.«

Mit ernster Miene kehrte sie in den Vernehmungssaal zurück. »Detective Peabody, bitte holen Sie ein paar Gegenstände von Detective Baxter ab.«

»Zu Befehl, Madam. Der zeitliche Ablauf vom Montag ist geklärt.«

»Okay.« Als Peabody den Raum verließ, nahm sie selber wieder Platz. »Zana, haben Sie am Tag vor Trudys Tod zu irgendeiner Zeit mit ihr über ihr Handy kommuniziert?«

»Mit Mama Tru? Am Samstag? Sie hat uns in unserem Zimmer angerufen und gesagt, dass sie keine Lust hat, mit uns auszugehen.«

Eve legte die Plastiktüte mit dem Handy vor sich auf •

den Tisch und schob ihre Akte darüber, sodass Zana es nicht richtig sah. »Haben Sie später am Samstagabend noch mal Kontakt zu ihr gehabt?«

»Ah, das kann ich wirklich nicht mehr sagen.« Sie knabberte an ihrem Daumnagel. »Ich kann mich einfach nicht mehr genau daran erinnern, was alles an dem Samstag war.«

»Dann lassen Sie mich Ihnen auf die Sprünge helfen.

Trudy hat Sie von ihrem Handy aus auf Ihrem Handy angerufen. Sie haben also eindeutig mit ihr gesprochen, Zana. Davon haben Sie mir bisher allerdings noch nichts erzählt.«

»Viel eicht habe ich mit ihr gesprochen.« Sie blickte argwöhnisch auf die Akte, unter der das Handy lag. »Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich genau mit ihr gesprochen habe, nach all den furchterlichen Dingen, die geschehen sind.« Sie sah Eve mit einem arglosen Lächeln an. »Ist das denn so wichtig?«

»Ich fürchte, schon.«

»Gott, das tut mir leid. Ich war so furchtbar aufgeregt, und es fällt mir einfach schwer, mich an alles zu erinnern.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es allzu schwierig ist, sich daran zu erinnern, dass Sie in der Nacht, in der Trudy ermordet worden ist, noch in ihr Zimmer gegangen sind. Mit ihrem zerschundenen Gesicht hat sie doch bestimmt einmalig ausgesehen.«

»Ich habe Mama Tru nicht noch mal gesehen. Ich -«

»Oh doch, das haben Sie.« Eve schob den Aktenordner an die Seite und beugte sich über den Tisch. »Sie sind in der Nacht in ihr Zimmer gegangen, während Bobby ahnungslos geschlafen hat. So sind Sie auch an den Pullover gekommen, den Sie gerade tragen, einen Pullover, den Trudy erst am Donnerstag vor ihrem Tod erstanden hat.«

»Sie hat mir den Pullover geschenkt.« In Zanas Augen schwammen Tränen, doch Eve hätte schwören können, dass sie gleichzeitig ein amüsiertes Blitzen darin sah.

»Sie hat ihn für mich gekauft. Es war ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk für mich.«

»Wir wissen beide, dass das vollkommener Schwachsinn ist. Sie hat Ihnen ganz sicher nichts geschenkt.

Weder den Pullover -« Sie drehte kurz den Kopf, als Peabody erneut den Raum betrat und eine große Tüte in den Händen hielt »- noch die Handtasche, das Parfüm, den Lidschatten oder den Lippenstift. Aber Sie haben gedacht, dass sie die Sachen nicht mehr braucht, denn schließlich war sie tot. Weshalb also sollten nicht Sie das Zeug genießen? Weshalb sollten Sie es sich nicht einfach nehmen? Sie hatte ja keine Verwendung mehr dafür.«

Eve beugte sich noch weiter vor. »Sie war eine widerliche alte Hexe, das wissen Sie, und das weiß ich. Sie haben einfach die Gelegenheit genutzt. Darin sind Sie gut. Darin waren Sie schon immer gut, nicht wahr, Marnie?«

Für den Bruchteil einer Sekunde blitzten in ihren Augen ihre wahren Gefühle auf. Schock und gleichzeitige Erregung, erkannte Eve. Dann wurden sie wieder groß und rund, unschuldig und naiv.

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich will nicht mehr hier sitzen.« Die Lippen, die sie so sehr mochte, um sie zu verändern, fingen an zu zittern. »Ich will meinen Bobby. Ich will endlich heim.«

»Haben Sie Bobby je gewollt? Oder war er für Sie nicht vielmehr der nützliche Idiot? Aber dazu kommen wir später.«

Sie sollten die Maske fallen lassen, Marnie. Das wäre für uns beide angenehmer, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass es besonders lustig für Sie ist, ständig so langweilig wie Zana zu sein.«

Marnie schniefte jämmerlich. »Wie können Sie nur so gemein sein?«

»Das werde ich nun mal, wenn mich jemand belügt.«

Sie haben sicher Spaß mit der Rolle gehabt. Aber in dem Raum neben Trudys Hotelzimmer, in dem Sie sich sauber gemacht haben, sind Sie ein bisschen nachlässig gewesen. Sie haben nämlich etwas Blut und - was noch viel besser ist - zwei Fingerabdrücke dort hinterlassen.«

Eve stand auf, ging um den Tisch herum, beugte sich über Marnies Schulter und roch einen blumigen Duft.

Hatte Marnie vielleicht heute Morgen etwas von Trudys neuem Parfüm benutzt? Was war es wohl für ein Gefühl, sich mit dem Duftwasser, das einer toten Frau gehörte, zu besprühen?

Wahrscheinlich hatte sie sich dabei durchaus gut gefühlt. Wahrscheinlich hatte sie sogar vergnügt gekichert, als sie mit dem Flakon vor ihren Ankleidetisch getreten war.

»Der Identitätswechsel war wirklich gut«, stellte sie mit ruhiger Stimme fest. »Aber so etwas ist nie perfekt. Außerdem ist da noch Trudys Handy. Kleinigkeiten, Marnie, es sind immer die Kleinigkeiten, über die man stolpert. Sie konnten der Versuchung, ein paar von ihren Sachen mitzunehmen, einfach nicht widerstehen. Sie haben eben lange Finger, die haben Sie immer schon gehabt.«

Sie streckte einen Arm nach der auf dem Tisch liegenden Akte aus und blätterte darin herum, bis sie Marnies und Zanas Fotos sowie Marnie Raistons Lebenslauf und Vorstrafenregister fand.

»Sie waren schon immer äußerst rührig, ich glaube, das habe ich sofort bei unserem ersten Treffen vor Trudys Zimmertür bemerkt. Die rührige Person, die sich hinter der Fassade der braven Hausfrau versteckt.«

»Sie haben gar nichts bemerkt«, stieß Marnie zischend aus.

»Ach nein? Wie dem auch sei, Sie hätten das Parfüm nicht nehmen sollen, und auch nicht den Pulver und die neue Handtasche von Trudy, auch wenn sie zugegebenermaßen hübsch ist und durchaus zu Ihnen passt.«

»Sie hat mir die Sachen geschenkt. Mama Trudy -«

»Das ist totaler Blödsinn, es ist einfach dumm, mich derart zu belügen. Es wäre deutlich cleverer gewesen, wieder in Tränen auszubrechen und mir zu erzählen, Sie hätten die Sachen genommen und würden sich entsetzlich dafür schämen, aber Sie hätten einfach nicht anders gekonnt. Sie wissen nämlich genauso gut wie ich, dass es völlig ausgeschlossen ist, dass Trudy irgendeinem Menschen gegenüber je so großzügig gewesen ist.«

»Sie hat mich geliebt.« Marnie warf sich die Hände vors Gesicht und brach in Schluchzen aus.

»Sie hat mich geliebt.«

»Was ebenfalls totaler Blödsinn ist«, antwortete Eve ihr beinahe gut gelaunt. »Wie schon eben ist

es einfach dämlich, mich derart zu belügen. Sie haben es bei mit nämlich mit einem Cop zu tun, der sie gekannt hat und der sich genau an sie erinnern kann. Sie haben nicht gedacht, dass ich an dem Morgen in dem Hotel erscheinen würde, bevor Sie damit fertig wären, hinter sich aufzuräumen und al es so zu arrangieren, dass kein Verdacht auf Sie und Bobby fal en kann. Sie haben auch nicht damit gerechnet, dass ich die Ermittlungen übernehme.«

Sie klopfte Marnie auf die Schulter und nahm auf der Tischkante Platz. »Damit konnten Sie auch schwerlich rechnen. Ich meine, wie groß wäre die Chance normalerweise wohl gewesen, dass ausgerechnet ich den Fal zugeteilt bekomme?« Eve wandte sich an ihre Partnerin.

»Was meinen Sie?«

»Damit konnte wirklich niemand rechnen«, stimmte ihre Partnerin ihr zu. »Und die Handtasche ist wirklich wunderschön. Es wäre eine Schande gewesen, sie einfach liegen zu lassen, damit sie möglicherweise weggeworfen wird. Wissen Sie, was ich denke, Lieutenant? Ich denke, dass sie mit dieser angeblichen Entführung ein bisschen übertrieben hat. Es wäre cleverer gewesen, sich im Hintergrund zu halten. Aber sie konnte der Versuchung, sich in den Mittelpunkt zu rücken, einfach nicht widerstehen.«

»Damit haben Sie wahrscheinlich recht. Sie stehen gern im Mittelpunkt, nicht wahr, Marnie? All die Jahre muss- ten Sie das kleine graue Mäuschen spielen.

Gegenüber den Cops, den Leuten vom Jugendamt und dann auch noch Trudy. Zwischendurch sind Sie mal ausgebrochen und haben sich im Rahmen Ihrer Möglichkeiten am System gerächt. Das hat Ihnen nie genügt, aber Sie sind clever, und als sich Ihnen plötzlich die Gelegenheit geboten hat, die Sache richtig durchzuziehen, haben Sie sie genutzt.«

»All das denken Sie sich doch nur aus, weil Sie einfach nicht wissen, was geschehen ist.«

»Ich weiß es sogar ganz genau. Ich bewundere Sie, Marnie, ich bewundere Sie sogar sehr. All die Planung, al die Schauspielerei. Sie wissen wirklich, wie man eine Show abzieht. Kein Wunder, dass sie Ihnen auf den Leim gegangen ist. Dann ist sie auch noch hierhergekommen, um mich über den Tisch zu ziehen, und hat sich, wie schon früher, absichtlich selber Schaden zugefügt, damit sie es jemand anderem in die Schuhe schieben kann.

Ohne das hätten sie viel eicht noch Monate die brave, kleine Ehefrau und die süße, kleine Schwiegertochter spielen müssen, bevor sich Ihnen die Gelegenheit geboten hätte, einen Schlussstrich zu ziehen. Los, Marnie.« Eve beugte sich ein wenig vor. »Sie wol en es mir doch erzählen. Wer würde Sie wohl besser verstehen als jemand, der selbst unter dem Weib gelitten hat? Hat sie Sie auch gezwungen, jeden Abend kalt zu baden?

Hinter ihr herzuwischen? Wie oft hat sie Sie im Dunkeln eingesperrt und Ihnen erzählt, Sie wären ein Nichts?«

»Weshalb interessiert Sie, was mit ihr passiert ist?«, fragte Marnie leise.

»Wer sagt denn, dass es mich interessiert?«

»Ich glaube nicht, dass Sie etwas gegen mich in der Hand haben. Diese Sachen?« Sie zeigte auf die Tüte mit der Handtasche und dem Parfüm. »Die hat mir Mama Tru geschenkt. Sie hat mich geliebt.«

»Sie hat auf der ganzen Welt nie auch nur eine Menschenseele außer sich selbst geliebt. Aber viel eicht können Sie ja den Geschworenen einreden, dass es so war. Was meinen Sie, Peabody?« Peabody spitzte nachdenklich die Lippen. »Sie ist wirklich nicht schlecht, vor al em, wenn sie auf die Tränendrüse drückt. Aber wenn man die ganze Geschichte hört, dürften ihre Chancen merklich sinken.

Wissen Sie, Lieutenant, schließlich hat sie extra eine falsche Identität angenommen und sich regelrecht auf die Lauer gelegt.« Peabody zuckte mit den Schultern.

»Viel eicht sogar mit dem Ziel, Trudy zu ermorden. Mann, wenn die Geschworenen hören, dass

sie den Sohn des Opfers geheiratet hat, um in eine Position zu gelangen, aus der heraus sie ihre ehemalige Pflegemutter umbringen kann. Das ist wirklich eiskalt. Und dann ist da noch das ganze Geld, viel eicht war ihr Motiv also ganz gewöhnliche Gier. Dafür kriegt sie garantiert rund um die Uhr, und zwar in irgendeinem Hochsicherheitsknast. Das ist richtig hart.«

Sie sah Marnie an. »Viel eicht können Sie uns ja davon überzeugen, dass der Mord nicht geplant war. Viel eicht können Sie uns ja glaubhaft versichern, dass es Notwehr war. Solange wir noch auf Ihrer Seite sind.«

»Viel eicht sol te ich einen Anwalt anrufen.«

»Meinetwegen.« Eve stieß sich vom Tisch ab. »Mir ist das egal, denn mir reichen die Beweise völ ig aus. Wenn Sie einen Anwalt wol en, Marnie, ist das Ihr gutes Recht.

Aber sobald Sie telefonieren, nehmen mein Mitgefühl und meine Bewunderung natürlich merklich ab. Haben Sie einen Namen?«, fragte sie. »Oder wol en Sie einen Pflicht-verteidiger?«

»Warten Sie. Moment.« Marnie griff nach ihrer Limonade und nahm einen vorsichtigen Schluck. Dann stel te sie die Dose wieder auf den Tisch und bedachte Eve mit einem Blick, der nicht mehr arglos, sondern durch und durch berechnend war. »Was, wenn ich Ihnen erzähle, dass sie Sie und Ihren Mann fertigmachen wol te und dass ich sie daran gehindert habe? Das ist doch sicher etwas wert.«

»Sicher ist es das. Aber darüber reden wir später.« Eve nahm wieder Platz. »Erst mal sol ten Sie mir erzählen, wie al es abgelaufen ist. Warum fangen Sie nicht einfach ganz von vorne an?«

»Warum nicht? Weiß Gott, schließlich lagen Sie mit Ihrer Vermutung völ ig richtig, dass mir die Rol e der Zana al mählich total stinkt. Sie haben meine Akte vor sich? Die Jugendstrafen und das ganze andere Zeug?«

»Ja.«

»Das ist nicht die ganze Geschichte. Sie wissen, wie diese Dinge laufen. Ich wurde schon als Kind ständig herumgeschubst.«

»Ich habe Ihre Krankenakte gesehen. Sie hatten es wirklich schwer.«

»Schließlich habe ich gelernt, zurückzuschubsen und mich selbst um mich zu kümmern.«

Angewidert schob sie den Rest der süßen Limonade fort. »Könnte ich wohl einen Kaffee haben? Schwarz.«

»Sicher, ich kümmere mich darum.« Peabody ging zur Tür und glitt lautlos aus dem Raum.

»Das System ist einfach Scheiße«, fuhr Marnie mit ruhiger Stimme fort. »Ich verstehe wirklich nicht, weshalb Sie dafür arbeiten, schließlich hat es Ihnen dasselbe angetan wie mir.«

Eve sah sie reglos an. »Ich habe gern al es unter Kontrol e.«

»Ja, ja, das sehe ich. Deshalb laufen Sie mit Ihrer tol en Dienstmarke und Ihrer coolen Waffe durch die Gegend und treten den Leuten regelmäßig in den Arsch.

Ich kann mir vorstel en, dass das für Sie genau das Richtige, dass das Ihre Form der Rache ist.«

»Lassen Sie uns weiter von Ihnen reden.«

»Das ist mein Lieblingsthema. Irgendwann hatten sie es endlich geschafft, mir meine fürchterliche Alte vom Hals zu schaffen, aber was haben sie dann gemacht?

Mich bei Trudy untergebracht. Erst dachte ich noch, he, das könnte funktionieren. Hübsches Häuschen, schöne Sache, eine wohlmeinende Frau und ihr netter Sohn. Nur, dass sie noch schlimmer als meine Mutter war. Das wissen Sie.«

»Das weiß ich, ja.«

»Sie war stark. Ich war damals winzig, und sie war furchtbar stark. Jeden Abend - jeden verdammten Abend

- hat sie mich kalt baden lassen. Als wäre das irgendein religiöses Ritual. Danach hat sie mich jeden Abend in meinem Zimmer eingesperrt. Das war mir egal, denn dort war es wenigstens ruhig, und ich hatte Zeit zum Nachdenken.«

Peabody kam mit dem Kaffee zurück und stellte ihn vor Marnie auf den Tisch.

»Wissen Sie, dass sie mir einmal sogar etwas unters Essen gemischt hat, um mich krank zu machen, nachdem ich ein Paar von ihren Ohrringen genommen hatte?«

Marnie nippte an ihrem Kaffee und verzog angeekelt das Gesicht. »Ist schon eine ganze Weile her, seit ich zum letzten Mal auf einem Revier gesessen habe. Aber anständigen Kaffee kriegt Ihr immer noch nicht hin.«

»Wir leiden eben in unserem Kampf gegen das Verbrechen«, antwortete Peabody ihr trocken, und Marnie stellte lachend fest: »Der war wirklich gut. Aber zurück zu mir. Als sie mich zum zweiten Mal erwischt hat, hat sie mir die Haare abgeschnitten. Ich hatte schöne Haare. Damals waren sie zwar nicht so lang wie jetzt, aber trotzdem schön.«

Sie betastete selbstverliebt ihr Haar, bevor sie es schwungvoll über ihre Schultern warf. »Sie hat mich regelrecht geschoren, als ob ich - ich weiß nicht - eine Kriegerin gewesen wäre. Dann hat sie der Sozialarbeiterin erzählt, ich hätte das selbst gemacht. Niemand hat irgendetwas unternommen. Da wurde mir klar, dass ich mich eines Tages selber an ihr rächen würde. Irgendwann und irgendwie. Sie hat mir die verdammten Haare abgeschnitten.«

Eve gestattete sich einen Hauch von Mitgefühl. »Sie sind weggelaufen.«

»Ja. Erst habe ich noch überlegt, ob ich das Haus abfackeln soll, während sie gemütlich in der Falle lag, aber das wäre nicht besonders schlau gewesen. Dann hätten sie bestimmt noch gnadenloser Jagd auf mich gemacht.«

Eves Mitgefühl verflieg. »Brandstiftung und Mord. Ja, dann hätten sie ganz sicher Jagd auf Sie gemacht.«

»Im Grunde war es auch egal. Ich war damals schließlich noch jung und hatte jede Menge Zeit, um mich an ihr zu rächen. Trotzdem haben sie nach mir gesucht. Kommt Ihr Bullen eigentlich je auf den Gedanken, dass man jemanden einfach laufen lassen kann?« Sie schüttelte den Kopf, als gäbe sie sich selbst eine Antwort auf die Frage, und trank den nächsten Schluck Kaffee.

»Sie sind dort weggelaufen, als Sie dreizehn waren.

Das ist also ein halbes Leben her. Eine ziemlich lange Zeit, um einen Grol gegen jemanden zu hegen, finden Sie nicht auch?«

Marnies Stimme war noch bitterer als der Kaffee. »Was nützt es einem, einen Grol zu hegen, wenn man ihn nicht aufrechterhält? Sie hat mir erzählt, ich wäre eine Hure.

Wäre als Hure geboren und würde auch als Hure sterben.

Ich wäre hässlich und vollkommen nutzlos. Einfach ein Nichts. Das hat sie mir jeden Tag erzählt. Sie wollte neue Möbel für ihr Wohnzimmer, also hat sie sie kaputt gemacht und gesagt, ich hätte es getan. Der Staat hat ihr einen Scheck geschickt und mir dafür das Taschengeld gestrichen. Sie hat mir das Leben fast ein Jahr lang zur Hölle gemacht.«

»Sie haben ziemlich lange damit gewartet, es ihr heimzuzahlen.«

»Schließlich hatte ich auch noch andere Dinge zu tun.

Aber ich habe sie die ganze Zeit im Auge behalten für den Fall, dass sich eine Gelegenheit ergab. Was dann ja auch geschehen ist.«

»In der Nacht des Bombenattentats in dem Club in Miami.«

»Manchmal legt einem das Schicksal einfach etwas in den Schoß. Ich war an dem Abend krank und habe eine Freundin als Vertretung hingeschickt. Das hat in einer solchen Beize kein Schwein

interessiert. Allerdings musste ich ihr meinen Pass und meine Schlüsselkarte geben, damit sie in die Garderobe und an die Kostüme in meinem Schließfach kam. Dann habe ich im Fernsehen von der Explosion gehört. Der Laden war einfach in die Luft geflogen, fast alle waren tot und vor allem nicht mehr zu identifizieren, weil es schließlich nur noch Einzelteile von den Leuten gab. Tja, was soll ich sagen? Ich hatte wirklich Glück. Wenn ich an dem Abend gearbeitet hätte, wären meine Einzelteile jetzt ebenfalls überall verstreut.

Hat mich ganz schön fertiggemacht, das kann ich Ihnen sagen. Hat mich zum Nachdenken gebracht.«

»Sie haben gedacht: Warum soll ich nicht ab heute jemand anderes sein?«

»Tja, die Sache war die: Ich habe ein paar Leuten etwas Geld geschuldet. Aber das kann ich ja wohl schlecht zurückbezahlen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Also habe ich den Pass von meiner toten Freundin und den Rest von unserer Kohle eingesteckt und die Fliege gemacht.«

»Hatte sie auch einen Namen?«

»Wer? Oh, Scheiße, wie hat sie noch mal geheißen?

Rosie, ja. Rosie O'Hara. Warum?«

»Viel eicht hatte sie ja Angehörige, die nach ihr gesucht haben.«

»Das glaube ich nicht. Sie war eine Straßennutte und auf Funk«, tat sie die Frau, die an ihrer statt gestorben war, mit demselben Schulterzucken wie den Kaffee ab.

»Ich wusste, dass ihr Pass mir nicht lange etwas nützen würde, also habe ich ihn, so schnell es ging, entsorgt und mir einen neuen Pass beschafft. Dabei kam ich auf die Idee mit Zana. Es ist gar nicht so schwer, neue Papiere zu bekommen, wenn man weiß, wohin man gehen und wen man schmieren muss. Vorher hatte ich - schwarz - ein paar Kleinigkeiten an meinem Gesicht verändern lassen. Eine wirklich gute Investition. Vor allem, als ich Bobby traf.«

»Einen netten, fleißigen, al einstehenden Mann.«

»All das, trotzdem stand er seiner Mama immer noch sehr nahe. Ich hatte nicht von vornherein die Absicht, sie zu töten, dass das klar ist.« Sie wies mit beiden Zeigefingern auf Eve. »Dass das klar ist, ja? Ich wil nichts mehr von diesem Unsinn hören, dass ich auf der Lauer gelegen habe oder so. Ich dachte einfach, dass ich ihr ihren Jungen stehle und sie so unglücklich mache, wie sie mich. Wenn dabei noch etwas Kohle für mich abgefallen wäre, hätte ich nichts dagegen gehabt.«

»Es ging Ihnen also nur um einen langfristigen Be-trug.«

»Genau. Mich an Bobby heranzumachen, war das reinste Kinderspiel. Er ist alles in allem wirklich kein schlechter Kerl. Viel eicht ein bisschen langweilig, aber davon abgesehen durchaus okay. Außerdem ist er erstaunlich gut im Bett. Und Trudy?«

Marnie lehnte sich zurück und grinste bis über beide Ohren. »Sie an der Nase herumzuführen, war die reinste Freude. Sie dachte, dass sie in der lammfrommen, kleinen Zana eine neue Sklavin hat. Oh, Mama Tru, ich reiße mir gern für dich den Hintern auf«, öffte sie Zana nach.

»Wenn irgendeine Drecksarbeit erledigt werden soll, bin ich genau die Richtige dafür. Dann kam mit einem Mal die große Überraschung. Sie hatte irgendwo Geld versteckt.

Jede Menge Geld, weshalb also hätte ich nicht einen Teil davon bekommen sollen? Als ihre kleine Helferin hatte ich freien Zugang zu ihrem Haus. Sie hatte dort jede Menge wirklich teuren Zeugs, und ich habe mich gefragt, wie sie sich das leisten kann. Also habe ich ein paar Nachforschungen angestellt, ein bisschen Detektiv gespielt. Und herausgefunden, dass das Geld von Erpressungen stammt. Damit hätte ich unsere Positionen umdrehen können. Ich hätte nur noch etwas Zeit gebraucht, um mir zu überlegen, wie ich es am besten anstellen.«

Marnie stützte einen Ellenbogen auf den Tisch und legte ihr Kinn auf ihre Faust. »Ich habe nach dem besten Weg gesucht, ihr einen Teil des Geldes abzuknöpfen und sie danach bloßzustellen.

Dann hätten sie sie eingesperrt, so wie ich von ihr eingesperrt worden war.«

Sie genoss die Unterhaltung, dachte Eve, genoss jeden Augenblick dieses Gesprächs.

»Dann hat sie plötzlich Sie im Fernsehen gesehen und nur noch davon geredet, dass sie Sie besuchen will. Ich wollte sie Ihnen auf dem Silbertablett servieren und gleichzeitig Entsetzen heucheln, weil die Mutter meines Mannes eine Erpresserin ist. Insgeheim hätte ich mir dabei natürlich einen Ast gelacht.«

»Ein guter Plan. Aber dann bot sich Ihnen plötzlich eine ganz andere Gelegenheit.«

»Es hätte alles völlig anders laufen sollen, nur haben Sie ja leider nicht mitgespielt. Denken Sie mal darüber nach.« Marnie winkte mit ihrem Kaffee. »Ich dachte, Sie würden bezahlen oder zumindest ein paar Tage darüber nachdenken. Dann wäre ich zu Ihnen gekommen - in Tränen aufgelöst und furchtbar aufgeregt -, um Ihnen zu erzählen, was ich über die Mama meines geliebten Mannes herausgefunden habe.«

Marnie stellte ihren Kaffee wieder auf den Tisch. »Sie und ich, wir hätten beide etwas davon gehabt. Jedes Kind, dem sie je das Leben schwermgemacht hat, hätte etwas davon gehabt. Aber Sie haben sie einfach rausgeschmissen. Und Ihr Mann? Hat sie genauso vor die Tür gesetzt. Dafür wollte sie Sie bezahlen lassen, und zwar richtig. Das war alles, woran sie noch denken konnte. Dass ihr jemand die Tour vermasselt hat und dass sie deshalb alles täte, um ihm ebenfalls die Tour zu vermasseln, und zwar in einem noch größeren Stil. Sie haben gesehen, wie sie sich zugerichtet hat.«

»Ja. Das habe ich gesehen.«

»Und zwar nicht zum ersten Mal, das haben Sie selbst gesagt. Wenn Sie mich fragen, war diese Frau ganz einfach krank. Sie hatte bereits auf sich eingedroschen, als sie mich zu sich rief. Nicht Bobby - er hätte niemals zugelassen, dass sie ihr Vorhaben in die Tat umsetzt. Er hätte sie daran gehindert oder es auf jeden Fall versucht.

Aber ich? Ihre süße, fügsame Schwiegertochter? Sie wusste, dass sie auf mich zählen konnte, wusste, dass ich mich von ihr einschüchtern ließ. Es fiel mir nicht besonders schwer, entsetzt zu tun, als ich in ihr Zimmer kam. Schließlich sah sie wirklich furchtbar aus. Wissen Sie, was sie mir erzählt hat? Wollen Sie es wissen?«

»Ich kann es kaum erwarten.«

»Sie hat gesagt, das hätten Sie getan.«

Eve lehnte sich gespielt betroffen zurück. »Wirklich?«

»Allerdings, und sie hat dabei ganz schön dick aufgetragen. >Sieh nur, was sie mir angetan hat. Nachdem ich sie bei mir aufgenommen und ihr ein Zuhause gegeben habe. Dabei ist sie eine Polizistin!< Also habe ich meine Rolle gespielt. >Meine Güte, oh, mein Gott. Wir müssen dich ins Krankenhaus bringen, es Bobby erzählen, die Polizei anrufen!< Aber sie ist mir ins Wort gefallen: >Nein, nein, nein. Schließlich war es eine Polizistin, die mich so zugerichtet hat, und sie ist mit einem einflussreichen Mann verheiratet. Sie hat mir erzählt, dass sie Angst um ihr Leben hat. Und dass sie deshalb ihre Verletzungen aufgenommen hat. Um sich zu schützen, meinte sie, ich würde schon sehen, dass das das Beste ist. Sie meinte, sie würde Ihnen sagen, wenn Sie nicht das Richtige täten, würde sie die Aufnahme an die Medien, den Bürgermeister und den Polizeichef schicken. Damit die alles erfahren. Ich sollte eine Kopie von der Aufnahme machen - damit sie das Original behalten kann - und es Ihnen persönlich auf der Wache übergeben. Ohne Bobby etwas davon zu sagen. Ich musste ihr versprechen, Bobby nichts davon zu sagen.« Lachend legte Marnie einen Finger auf ihr Herz. »Also habe ich ihr etwas Suppe warm gemacht, ein Beruhigungsmittel reingekippt und ihr das zusammen mit einem Glas Wein gebracht. Wovon sie wortlos umgefallen ist.

Wissen Sie, ich hätte sie auch da schon töten können.

Behalten Sie das bitte im Kopf.«

»Ich behalte es im Kopf.«

»Dann habe ich das Zimmer durchsucht und den Strumpf gefunden. Außerdem eine Kopie der Akte, die sie von Ihnen hatte. Standen wirklich interessante Sachen drin. Ich habe beides eingesteckt, als sie mich später noch mal angerufen hat, habe ich gesagt, ich könnte nicht reden, weil Bobby in der Nähe wäre, und ich würde sie zurückrufen, wenn wir vom Essen wiederkommen und er schläft. Das hat ihr nicht gerade gefallen, das kann ich Ihnen sagen. Tja, aber Sie haben ja das Link, also haben Sie ja gehört, wie ausfallen sie wieder mal geworden ist.«

»Sie hat Sie bedrängt. Es hat ihr nicht gefallen, dass Sie ihr erklärt haben, sie müsste warten.«

»Nein. Aber ich habe gesagt, oh, lass mich mit Bobby reden. Dann gehen wir nicht aus, sondern kommen zu dir rüber und kümmern uns um dich. Ich wusste ganz genau, dass sie das nicht will, also hat sie einfach noch eine Schmerztablette eingeworfen, und ich bin mit Bobby in die Stadt. Wurde ein ganz schön langer Abend, wir hatten jede Menge Spaß. Ich habe mit den Lidern geklappert und Bobby gefragt, ob wir nicht zur Feier des Tages eine Flasche Sekt bestellen wollen, und er hat auf seine Mittelklasse-Art den großen Gönner rausgekehrt. Wissen Sie, ich war einfach total aufgedreht.«

Sie atmete durch die Nase ein, ließ ihren Kopf nach hinten fallen, machte die Augen zu und durchlebte den Moment noch einmal. »Sofort, als wir wieder ins Hotel kamen, habe ich ihn verführt und ihm etwas eingeflüßt, damit er sicher schläft und ich in Ruhe mein Gespräch mit Trudy führen kann.«

»Haben Sie die Waffe mitgenommen, als Sie zu ihr gegangen sind?«

»Sicher. Nicht, um sie zu benutzen«, fügte sie eilig hinzu. »Dass das klar ist. Das gebe ich hiermit offiziell zu Protokoll. Ich dachte, ich würde sie ihr zeigen und zumindest noch für eine Weile weiter das kleine, rechtschaffene Hühnchen spielen, das ich für sie war. Was hast du getan? Du hast mich angelogen! Ich werde mit Bobby sprechen! Und dann gehe ich zur Polizei!« Marnie legte sich die Hände auf den Bauch und brach in lautes Lachen aus.

»Gott! Sie hätten ihr Gesicht sehen sollen. Damit hatte sie eindeutig nicht gerechnet. Sie hat mir eine Ohrfeige verpasst. Sie meinte, ich wäre hysterisch, und hat mir eine Ohrfeige verpasst. Sagte, ich würde ganz genau das machen, was sie mir gesagt hat, keine Widerrede. Wenn ich weiter ein so schönes Leben haben wollte, sollte ich die Klappe halten und tun, was sie mir sagt. Sonst würde sie dafür sorgen, dass mich Bobby auf die Straße setzt.«

Jetzt war ihre Miene grimmig, und sie fuhr mit hasserfüllter Stimme fort: »Sie meinte, ich wäre ein Nichts, genau, wie sie es gesagt hat, als ich noch ein kleines Mädchen war. >Du bist ein Nichts<, hat sie gesagt. >Und du solltest besser nie vergessen, wer hier das Sagen hat.< Dann hat sie mir den Rücken zugewandt. Ich hatte immer noch die Socke mit den Münzen in der Hand. Ich habe nicht darüber nachgedacht, habe gar nicht nachgedacht.

Es ist einfach passiert. Ich habe ihr eine verpasst. Als sie in die Knie gegangen ist, habe ich nochmal zugeschlagen. In meinem ganzen Leben hat sich niemals etwas besser angefühlt. Wer war jetzt das Nichts?«

Sie hielt ihre leere Kaffeetasse hoch. »He, kann ich noch einen haben? Er schmeckt wirklich grässlich, aber er putzt einen wenigstens ein bisschen auf.«

»Sicher.« Eve bedeutete ihrer Partnerin, noch einen Kaffee holen zu gehen, stand dann selber auf und schenkte sich aus dem Krug, der in einer Ecke stand, ein Glas Wasser ein.

»Ich hatte etwas völlig anderes geplant«, fuhr Marnie fort. »Aber manchmal kann man sich nicht an seine Pläne halten. Steht da jemand hinter dem Spiegel?«

Eve betrachtete ihr eigenes Spiegelbild. »Spielt das eine Rolle?«

»Ich wüsste einfach gern, ob ich Publikum habe. Ich habe sie nicht ermordet. Ich habe einfach für einen Augenblick den Kopf verloren. Sie hatte mich geschlagen, mitten ins Gesicht.«

»Mit der flachen Hand.« Eve konnte sich genau daran erinnern. »Ein kurzer, heftiger Schlag, aber

nicht stark genug, um einen Abdruck zu hinterlassen. Darin war sie wirklich gut.«

»Sie hatte Schmerzen gern. Hat sie gerne anderen zugefügt, aber auch gerne selbst gespürt.«

Marnie drehte sich auf ihrem Stuhl herum, bis sich ihrer beider Blicke in einer Geste der Vertrautheit im Spiegel begegneten.

Etwas in Eves Innerem zog sich zusammen. Sie wusste, wie es war, wenn man plötzlich eine Waffe in der Hand hielt und sie auch benutzte. In blindem, wildem Zorn.

»Sie war einer dieser Sado-Maso-Typen, wobei sie auf den Kick von echtem Sex verzichtet hat. So habe ich sie zumindest eingeschätzt. Sie war einfach krank. Aber ich hatte nicht die Absicht, sie zu töten. Ich hatte nicht mal mehr die Chance, ihr zu sagen, wer ich bin. Dabei hätte ich ihr gerne ins Gesicht gesehen. Wirklich schade. Ich habe oft von diesem Augenblick geträumt.«

»Das muss eine echte Enttäuschung für Sie gewesen sein.« Eve drehte sich wieder um, als Peabody mit frischem Kaffee kam. »Sie mussten sich schnell etwas überlegen, als Trudy plötzlich tot am Boden lag.«

»Erst habe ich dran gedacht, einfach davonzulaufen.

Aber dann habe ich doch einen kühlen Kopf bewahrt.

Wahrscheinlich hätte ich den Pul i und die anderen Sachen nicht nehmen sol en.« Marnie blickte auf den Pul over und räumte lächelnd ein: »Aber ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen. Ich hätte einfach warten und mir die Sachen später holen sol en. Aber ich habe sie mir spontan geschnappt.«

»Sie wussten, dass das Nebenzimmer leer war.«

»Ja. Das Zimmermädchen hatte es erwähnt. Sie dachte, wir würden viel eicht gerne tauschen, damit wir direkt neben Trudy wohnen. Vielen Dank. Das Fenster war nicht abgesperrrt, sonst hätte ich mich auf der Feuerleiter sauber machen, umziehen, einmal um das Hotel herumgehen und von vorne kommen müssen. Aber es war eben ein beschissenes Hotel mit einer beschissenen Security. Ich hätte nicht gedacht, dass jemand in das Zimmer guckt. Schließlich hatte ich extra eine Spur die Treppe hinunter gelegt. Ein offenes Zimmerfenster, eine tote Frau, eine Blutspur auf der Feuerleiter. Ich war wirklich vorsichtig.«

»Sie waren nicht schlecht«, stimmte Eve ihr zu. »Nur haben Sie ein bisschen übertrieben. Sie hätten sie von Bobby finden lassen sol en.«

»So war es einfach witziger. Hin und wieder braucht man einen Kick. Obwohl ich fast vor Schreck ohnmächtig geworden wäre, als plötzlich Sie und Roarke auf der Bildfläche erschienen sind. Sie beide waren so ungefähr die Letzten, die ich vor der Tür der alten Hexe erwartet hätte. Also musste ich improvisieren.«

»Sie haben bestimmt ziemlich geschwitzt, denn schließlich lagen Trudys Handy, die Waffe und die blutigen Handtücher noch im Nebenzimmer, als wir auf ihre Leiche gestoßen sind.«

»Ja, ein bisschen«, räumte Marnie ein. »Aber ich dachte mir, wenn Sie die Sachen finden, hätten Sie noch immer keinen Grund, mich zu verdächtigen. Als ich am nächsten Morgen losgezogen bin, wol te ich nur auf Nummer sicher gehen. Ich habe mir das Zeug geholt, das Hotel verlassen und die Sachen in verschiedene Mül eimer geworfen, während ich auf der Suche nach der richtigen Stel e durch die Gegend gelaufen bin. Ich habe einmal in New York gelebt, deshalb kannte ich die Bar.«

»Das habe ich gewusst.«

Marnie stieß ein ungläubiges Schnauben aus. »Ach, kommen Sie.«

»Ein kleiner Ausrutscher, als Sie die Hotdogs gegessen haben, ein einziger verkehrter Satz. Ich habe Sie beide an dem Tag beschatten und abhören lassen.

Als kleine Rückversicherung für mich.«

Marnie wirkte erst verwirrt und dann etwas verärgert, stellte aber mit einem gleichmütigen Schulterzucken fest:

»Bobby ist ausgerutscht, nicht ich.«

»Sie haben uns schon eine ganze Menge erzählt, Marnie, und Sie bekommen Pluspunkte für Ihre Kooperation.

Aber fangen Sie jetzt nicht mit irgendwelchem Schwachsinn an. Trudy ist tot, sie hatte al das Geld, über das Sie erst verfügen können, wenn es den langweiligen Bobby nicht mehr gibt.«

»Sie denken, dass es mir um das Geld gegangen ist?

Das ist viel eicht der Zuckerguss, aber ganz sicher nicht der Kuchen. Es ging mir vor al em darum, mich an dem Weib zu rächen. Sie hatte es verdient, dass wissen Sie, verdammt noch mal, genau so gut wie ich. Bobby ist ein Idiot, aber zugleich ein durchaus netter Kerl. Wenn ich ihm einen leichten Stoß gegeben habe, dann aus einem Impuls heraus. Das hatte ich ganz sicher nicht geplant.

Das habe ich nur getan, damit Sie weiter nach dem großen Unbekannten suchen. Ich habe noch versucht, ihn festzuhalten, als er gestolpert ist. Dafür gibt es Zeugen.«

Schmol end hob sie ihre Kaffeetasche an den Mund.

»Nehmen Sie doch mal al es, was Sie bisher haben. Sie haben eine tote Erpresserin. Die mich zuerst geschlagen hat. Außerdem habe ich die Disketten vernichtet, die sie mir gegeben hat. Und zwar al e: die Aufnahme von ihren Verletzungen und auch die Kopie von Ihrer Akte - aus reiner Gefäl igkeit. Wenn es mir um Geld gegangen wäre, hätte ich Sie damit weiter erpressen können. Aber das habe ich nicht getan, denn so, wie ich die Sache sehe, saßen wir beide damals bei ihr im selben Boot. Vor al em hätte ich einfach abzuwarten brauchen und Bobby aus dem Verkehr ziehen können, wenn wir wieder in Texas sind. Schließlich habe ich al e Zeit der Welt.«

»Nur, dass Sie nicht wieder nach Texas wol en, sondern nach Bali, stimmt's?«

Der Hauch von einem Lächeln huschte über Marnies Gesicht. »Ich denke darüber nach. All die Leute, die sie gequält und über den Tisch gezogen hat, werden sich freuen, dass sie endlich hinüber ist. Sie sol ten sich bei mir bedanken, Dal as. Schließlich hat sie auch Ihnen das Leben schwergemacht. Sie hat uns gequält und schamlos ausgenutzt. Das wissen Sie genauso gut wie ich. Sie wissen, dass sie bekommen hat, was sie verdient hat. Wir beide, Sie und ich, haben den gleichen Hintergrund. Sie an meiner Stel e hätten genau dasselbe getan.«

Eve dachte daran, wie sich ihre Blicke im Spiegel begegnet waren. Daran, was sie in Marnies Augen gesehen hatte. Und in ihren eigenen. »Das denken Sie.«

»Weil es so ist. Ich werde wegen dieser Geschichte nicht untergehen. Nicht, wenn die Geschworenen erfahren, was für eine Frau sie war und was sie selbst al es verbochen hat. Viel eicht werde ich wegen tätlichen Angriffs verurteilt. Dafür und für die Sache mit dem falschen Pass kriege ich viel eicht ein paar Jahre aufgebrummt. Aber einen Mord hängen Sie mir ganz bestimmt nicht an.«

»Warten Sie es ab.« Eve stand wieder auf. »Marnie Ralston, ich verhafte Sie wegen des Mordes an Trudy Lombard und des versuchten Mordes an Bobby Lombard.

Dazu kommen noch der falsche Pass und die Falschaus-sagen gegenüber der Polizei. Ich verspreche Ihnen, dafür gehen Sie nicht nur ein paar Jahre in den Knast.«

»Oh, ersparen Sie mir diesen Quatsch. Schalten Sie den Rekorder aus, schicken Ihre Partnerin nach draußen, und dann erzählen Sie mir, was Sie wirklich empfinden.«

»Ich kann Ihnen auch so sagen, was ich empfinde, Marnie.«

»Sie sind froh, dass sie tot ist.«

»Sie irren sich.« Endlich löste sich der Kloß in ihrem Magen wieder auf. Weil Marnie sich tatsächlich irrte. Und zwar vol und ganz. »Wenn es nach mir gegangen wäre, säße sie jetzt

ebenfalls im Knast. Ich hätte sie für all das, was sie mir, Ihnen und all den anderen Kindern und Frauen angetan hat, hinter Gitter gebracht. Denn das wäre gerecht gewesen.«

»Das ist ja wohl totaler Schwachsinn.«

»Nein, das ist mein Job«, korrigierte Eve. »Aber Sie haben mich ja meine Arbeit nicht machen lassen, sondern sich den Strumpf mit den Münzen geschnappt und ihr den Schädel eingeschlagen.«

»Ich hatte nicht die Absicht -«

»Viel eicht hatten Sie die nicht«, fiel ihr Eve ins Wort.

»Aber Sie haben es auch nicht dabei belassen, sie zu töten, sondern haben sie auch noch bestohlen, als sie blutend am Boden lag. Um sich an ihr rächen zu können, haben Sie sich an einen unschuldigen Mann herangemacht. Sie haben sich aus dem Bett geschlichen, in dem Sie mit diesem Mann geschlafen haben, und haben seine Mutter umgebracht. Dann haben Sie zugesehen, wie er um sie trauert, und haben ihn obendrein, wegen eines kleinen Kicks oder als kleine Rückversicherung, ins Krankenhaus gebracht. Sie haben ihm genau dasselbe angetan, was sie uns versucht hat anzutun. Sie haben ihn zu einem Nichts gemacht. Wenn ich könnte, würde ich Sie all eine deshalb schon ins Gefängnis bringen.«

Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und beugte sich zu Marnie vor. »Ich bin nicht wie Sie, Marnie.

Sie sind ein erbärmliches Geschöpf, das mordet und die Leben anderer Menschen einer Sache wegen ruiniert, die längst vorüber ist.«

Wieder schimmerten in Marnies Augen Tränen. Dieses Mal jedoch waren sie echt, ein Ausdruck heißen Zorns.

»Es wird nie vorüber sein.«

»Tja, Sie werden viel Zeit haben, um drüber nachzudenken. Ich schätze, mindestens fünfundzwanzig Jahre.

Ich bin nicht wie Sie«, wiederholte Eve. »Ich bin der Cop.

Und ich werde mir die Freude machen, Sie persönlich in Ihre Zelle zu verfrachten, wenn wir hier fertig sind.«

»Sie sind eine Heuchlerin. Eine Lügnerin und Heuchlerin.«

»Das können Sie meinetwegen denken, denn im Gegensatz zu Ihnen schlafe ich heute Nacht in meinem eigenen Bett. Und ich schlafe sicher richtig gut.«

Sie nahm Marnie am Arm, zog sie auf die Füße und legte ihr Handschuhe an. »Peabody, räumen Sie bitte hier oben auf.«

»In spätestens sechs Monaten werde ich wieder draußen sein«, verkündete Marnie, als Eve mit ihr den Korridor hinunterging.

»Träumen Sie ruhig weiter.«

»Bobby wird für meine Anwälte bezahlen. Sie hatte es verdient. Sagen Sie es! Sie hatte es verdient. Sie haben sie genauso sehr gehasst wie ich.«

»Sie gehen mir auf die Nerven«, stellte Eve mit müder Stimme fest. »Sie haben mir die Chance genommen, meinen Job zu machen und dafür zu sorgen, dass sie für all es, was sie verbrochen hat, bezahlt.«

»Ich wil einen Anwalt. Ich wil ein psychologisches Gutachten.«

»Sie werden beides kriegen.« Eve stieß sie vor sich in den Lift und fuhr mit ihr in den Arrestbereich hinab.

Kaum, dass sie wieder hinter ihrem Schreibtisch saß, betrat Mira ihr Büro und machte die Tür

hinter sich zu.

»Sie haben Ihre Sache bei der Vernehmung wirklich gut gemacht.«

»Ich hatte einfach Glück. Ihr Ego war auf meiner Seite.«

»Das haben Sie erkannt. Wohingegen Sie ihr fremd geblieben sind.«

»Sie hat gar nicht so falsch gelegen mit dem, was sie vermutet hat. Ich habe getötet, und ich weiß, dass ich die dafür erforderliche Gewaltbereitschaft damals in mir hatte und noch immer in mir habe. Nur hat eine Mörderin ein anderes Gesicht. Ein Gesicht, das mir mein Spiegelbild nicht zeigt. Wobei sie dieses Gesicht wahrscheinlich ebenfalls nicht sieht, wenn sie in den Spiegel blickt«, fügte sie nachdenklich hinzu.

»Aber Sie sehen die Wahrheit. Und die sieht sie nicht.

Ich weiß, es war nicht leicht für Sie, zu tun, was Sie getan haben. Es von Anfang an zu tun. Wie fühlen Sie sich?«

»Ich muss noch ins Krankenhaus und dem armen Hund erzählen, was seine Frau getan hat, und warum. Ich muss ihm das Herz brechen und ihm eine Wunde schlagen, die wahrscheinlich nie wieder voll kommen verheilt. Ich könnte mich also deutlich besser fühlen.«

»Sol ich Sie begleiten?«

»Er wird nach dem Gespräch jemanden brauchen, da wären Sie vielleicht genau die Richtige. Aber ich glaube, dass ich erst mal alleine zu ihm gehen muss. Ich glaube, dass bin ich ihm schuldig. Was meinen Sie, soll ich vielleicht seinen Partner kontaktieren? Ich hatte den Eindruck, als stünden sich die beiden ziemlich nah. Ich könnte ihm sagen, dass er seinen Hintern schwingen und so schnell wie möglich kommen soll.«

»Ich finde, Bobby hat Glück, dass Sie sich um ihn kümmern.«

»Freunde halten einem, wenn man stürzt, ein Kissen hin, selbst wenn man sich einbildet, dass man keins braucht oder keins haben will. Ich weiß es zu schätzen, dass Sie vorbeigekommen sind, um zu gucken, ob ich ein Kissen brauche. Aber ich bin okay.«

»Dann lasse ich Sie den Fall jetzt abschließen.«

Eine Stunde später saß Eve neben Bobbys Bett im Krankenhaus und musste hilflos und unglücklich mit ansehen, wie ihm ein Strom von Tränen über die Wangen rann.

»Das muss ein Irrtum sein. Du hast dich ganz bestimmt geirrt.«

»Nein. Habe ich nicht. Es tut mir leid, aber ich weiß nicht, wie ich es dir anders sagen soll. Sie hat dich benutzt.

Sie hatte es von Anfang an geplant. Vielleicht schon, seit sie dreizehn war. Sie behauptet, dass sie nicht die Absicht hatte, deine Mutter umzubringen, vielleicht ist das wahr. Vielleicht hat sie es im Affekt getan. So hat es auf alle Fälle ausgesehen, vielleicht war es wirklich so. Aber davon abgesehen, Bobby - und ich weiß, das ist für dich ein schwerer Schlag -, hatte sie alles sorgfältig geplant.

Sie hat ihre Spuren verwischt und dich benutzt. Sie war nicht die Frau, als die sie sich ausgegeben hat. Diese Frau hat es niemals gegeben.«

»Sie - sie ist einfach nicht fähig -«

»Zana Kline Lombard vielleicht nicht. Marnie Ralston aber schon. Sie hat alles gestanden, Bobby, sie hat mir alles ganz genau erzählt.«

»Aber wir waren alle Monate verheiratet. Wir haben zusammengelebt. Ich kenne sie.«

»Du kennst das, was du von ihr kennen solltest. Sie ist ein Profi, sie kann Menschen nach Gutdünken manipulieren, sie hat ein Vorstrafenregister, das so lang ist wie mein Arm. Bobby. Sieh mich an, Bobby. Du bist von einer manipulativen Frau großgezogen worden, du warst also als das ideale Opfer für eine andere manipulative Frau.«

»Wozu macht mich das?« Er balte die Fäuste und trommelte damit aufs Bett. »Wozu zum Teufel macht mich das?«

»Zu einer idealen Zielperson für Frauen wie sie. Aber so muss es nicht bleiben. Sie wird versuchen, dich weiter zu manipulieren. Sie wird heulen, dich anflehen, ihr zu verzeihen, und dir etwas in der Art erzählen, wie, dass sie al das bereits angeleiert hatte, bevor sie dich richtig kannte, dass sie dich aber inzwischen wirklich liebt. Sie wird behaupten, dass ein Teil der Dinge, die ihr miteinander hattet, nie gelogen war. Sie wird viel eicht sogar behaupten, sie hätte es für dich getan. Sie wird die richtigen Worte finden. Aber fal bitte nicht noch mal auf sie herein.«

»Ich liebe sie.«

»Du liebst ein Bild. Das ist al es, was sie ist.« Eve stand ungeduldig und auch etwas verärgert auf. »Du wirst tun, was du nicht lassen kannst. Ich kann dich nicht daran hindern. Aber eins kann ich dir sagen: Du hast etwas Besseres verdient. Ich denke, ein zwölfjähriger Junge brauchte jede Menge Mumm, um zu versuchen, mir das Leben dadurch etwas leichter zu machen, dass er mir zum Beispiel etwas zu essen in mein Zimmer schmuggelt.

Denselben Mut wirst du auch brauchen, um dich den Dingen zu stel en, denen du dich jetzt stel en musst. Ich werde es dir leichtermachen, wenn ich kann.«

»Meine Mutter liegt im Leichenschauhaus und meine Frau sitzt im Gefängnis, weil sie sie angeblich ermordet hat. Und weil sie obendrein angeblich versucht hat, auch mich aus dem Verkehr zu ziehen. Um Gottes willen, kannst du mir mal sagen, wie du es mir da leichtermachen wil st?«

»Wahrscheinlich schaffe ich das nicht.«

»Ich muss mit Zana sprechen. Ich wil Zana sehen.«

Eve nickte resigniert. »Ja, okay. Es steht dir frei, sie zu besuchen, wenn du aus dem Krankenhaus entlassen bist.«

»Es gibt bestimmt eine Erklärung für al es. Du wirst sehen.«

Du hingegen stel st dich blind, antwortete Eve ihm in Gedanken, viel eicht bist du es ja auch.

»Viel Glück, Bobby.« War al es, was sie sagte, bevor sie ihn verließ.

Wütend, weil sie einen Fal abgeschlossen hatte und sich aus irgendeinem Grund trotzdem als Versagerin empfand, fuhr sie heim. Bobby würde sich auch weiterhin manipulieren lassen, das wusste sie. Und die Geschworenen möglicherweise auch.

Sie hatte den Fal abgeschlossen, aber es war trotzdem nicht vorbei. Manchmal, dachte sie, war es nie wirklich vorbei.

Sie betrat das Haus und bedachte Summerset mit einem resignierten Blick. »Lassen Sie uns den Waffenstil -

stand noch ein paar Stunden verlängern. Ich bin einfach zu müde für irgendeine blöde Kabbelei.« Dann ging sie direkt ins Schlafzimmer hinauf.

Dort war er, bis zur Hüfte nackt, und zog gerade ein T-Shirt aus dem Schrank.

»Lieutenant. Ich brauche dich gar nicht zu fragen, wie dein Tag war. Es ist dir überdeutlich anzusehen. Ist sie dir etwa durch die Lappen gegangen?«

»Nein, ich habe sie festgenagelt. Sie hat ein umfassendes Geständnis abgelegt und wird in Trudys Fal zumindest wegen Todschlags und in Bobbys Fal zumindest wegen gefährlicher Körperverletzung unter Anklage gestel t. Dafür kommt sie für lange Jahre in den Knast.«

Er zog sich das T-Shirt an, während er vor sie trat.

»Was hast du dann für ein Problem?«

»Ich komme gerade aus dem Krankenhaus. Ich habe es Bobby gesagt.«

»Hätte ich mir denken sol en, dass du das persönlich übernimmst«, murmelte Roarke und strich

ihr sanft über den Kopf. »Wie schlimm war es?«

»Schlimmer hätte es nicht sein können. Er glaubt es nicht, oder höchstens ein Teil von ihm. Es war ihm deutlich anzusehen, dass ein Teil von ihm gewusst hat, dass das, was ich erzählt habe, die Wahrheit ist. Es ist wahrscheinlich einfach so, dass er es nicht sehen und nicht akzeptieren wil . Er wil ins Gefängnis fahren, um mit ihr zu reden. Sie hat behauptet, dass er ihre Anwälte bezahlen würde, und inzwischen glaube ich, dass es wirklich so kommen wird.«

Roarke legte einen Arm um sie. »Liebe. Was kann man dagegen tun?«

»Er ist ein Opfer.« Sie legte ihren Kopf an seine Stirn.

»Und zwar eins, das ich nicht erreichen kann.«

»Er ist ein erwachsener Mann, der selbst entscheiden kann. Er ist nicht hilflos, Eve.« Er legte eine Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen. »Du hast deinen Job gemacht.«

»Ich habe meinen Job gemacht. Worüber also jamme-re ich überhaupt? Darüber, dass ich den Fal nicht so zum Abschluss bringen konnte, wie es mir gefal en hätte. Aber das ist eben einfach Pech. Übrigens, schön, dass du zu Hause bist.«

Sie wandte sich ab und trat vor den Weihnachtsbaum.

»Was macht dir sonst noch zu schaffen?«

»Sie hat gesagt, wir wären uns ähnlich. Das sind wir nicht, ich weiß, das sind wir nicht. Aber ein Teil von mir ist so wie sie, und dieser Teil versteht, dass sie sich den Strumpf geschnappt und zugeschlagen hat. Es gibt einen Teil von mir, der sie tatsächlich versteht.«

»Eve, wenn du diesen Teil nicht hättest, wenn du nicht verstehen könntest, weshalb manche Menschen diesen Teil von sich zum Tragen bringen und du nicht, wärst du wohl kaum ein derart guter Cop.«

Endlich fiel ein Teil der schweren Last von ihren Schultern, und sie drehte sich wieder zu ihm um. »Ja. Du hast recht. Wusste ich doch, dass ich nicht ohne Grund mit dir zusammen bin.«

Sie ging zu ihm zurück, zupfte am Ärmel seines T-Shirts und sah ihn fragend an. »Wozu hast du das hier angezogen, Kumpel?«

»Ich dachte, ich gehe noch ein bisschen in den Fitnessraum, aber jetzt ist meine werte Gattin überraschend früher heimgekommen.«

»Ich könnte selbst ein bisschen Bewegung gebrauchen. Um einen Teil von meinem Ärger abzureagieren.« Sie trat einen Schritt zurück und legte ihr Waffenhalter ab. »Wenn du dahinterkommen würdest, dass ich dich die ganze Zeit belogen und mir dich nur geangelt habe, weil du so viel Knete hast, was würdest du dann tun?«

Er verzog den Mund zu seinem verruchten Lächeln und sah sie aus seinen leuchtend blauen Augen an.

»Nun, meine geliebte Eve, dafür würde ich dir erst mal kräftig in den Hintern treten und dann einen beachtlichen Teil von meiner Knete darauf verwenden, dir das Leben zu Höl e zu machen. Was denn sonst?«

Jetzt fiel auch noch der Rest der Last von ihren Schultern, und sie sah ihn grinsend an. »Genau das hatte ich mir gedacht. Was habe ich doch für ein Glück.«

Sie warf ihre Waffe und die Dienstmarke auf einen Stuhl, griff nach seiner Hand und schob für eine kurze Weile jeden Gedanken an die Arbeit von sich fort.

